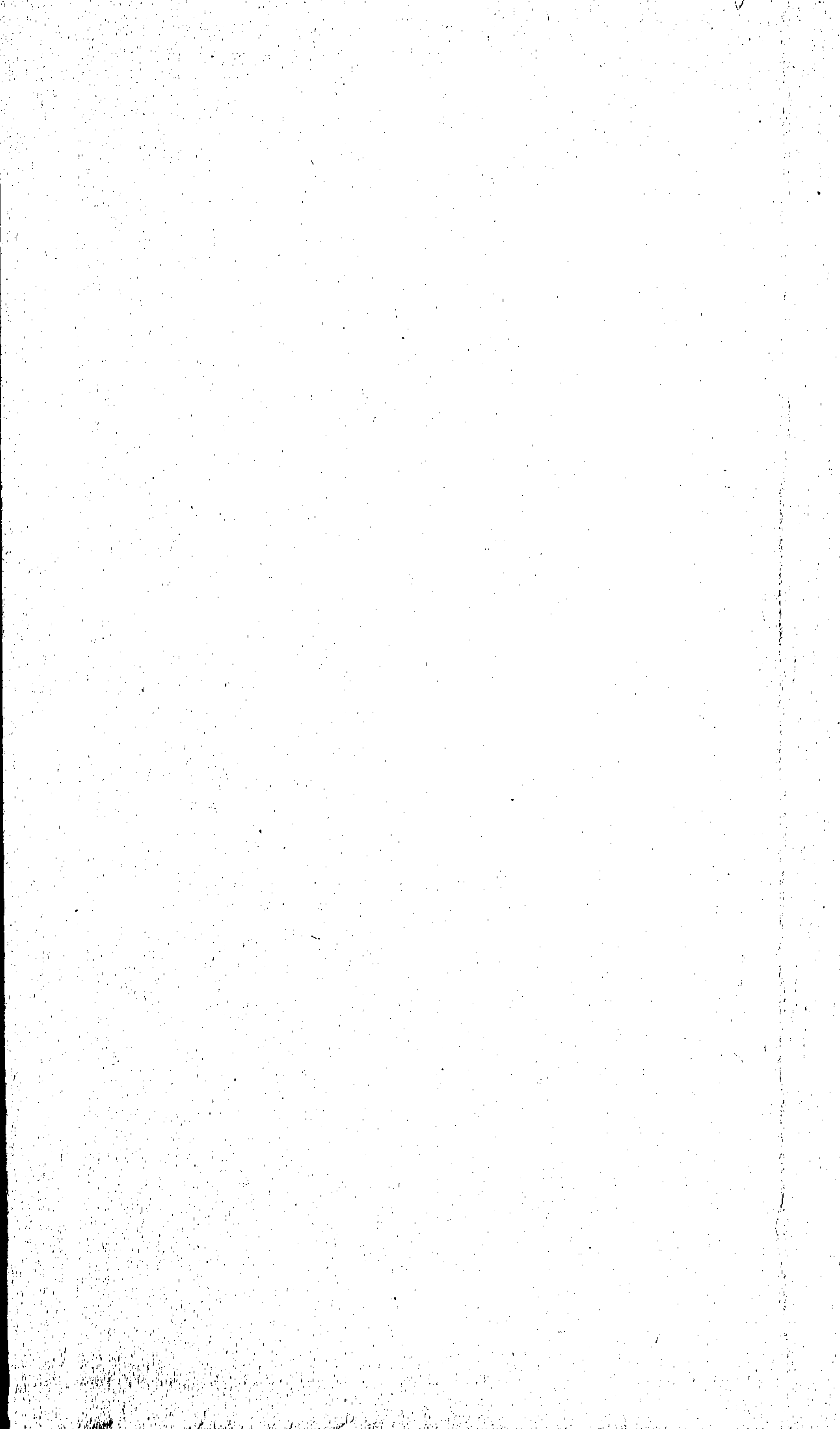
OTTO NEBELTHAU

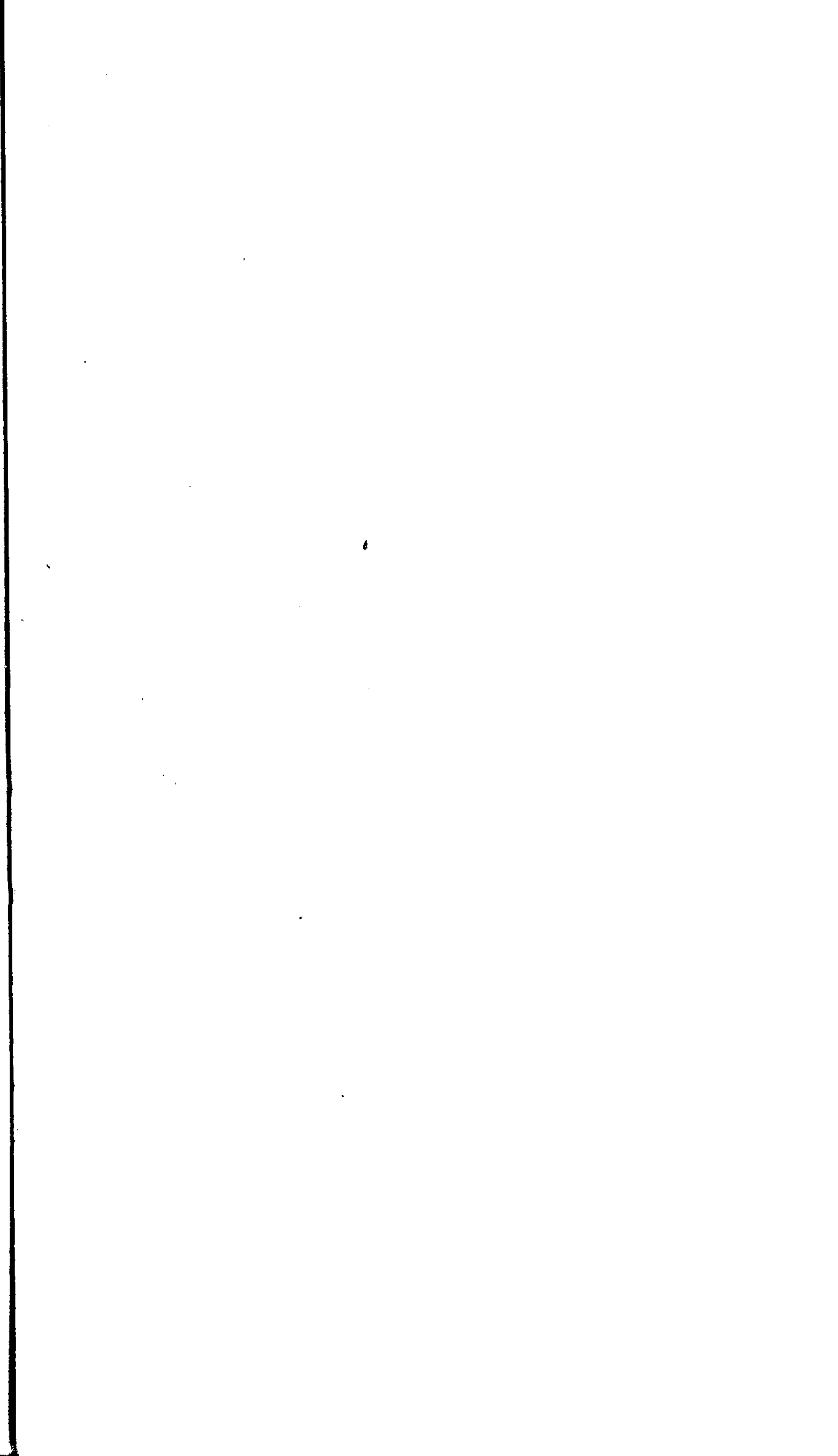
Der Ritt nach Canossa

O. NEBELTHAU

Der Ritt nach Canossa









Otto Nebelthau

Der Ritt nach Canossa

Erschienen
im Insel-Verlag zu Leipzig

Erster Teil



Gelb und breit von Regen- und Schneefällen strömte der Tiber, das Wasser glitt glatt und sausend über die Trümmer der Steine im Flußbett. Aufgerissen die Uferstellen unterhalb des Janiculus durch Bäche von Schlamm, die, an altem Gemäuer vorbei, unwillig Bogen um längst in Basteien gewandelte Tempel beschrieben. Abfälle in dem Schlamm und einige Rinnen verfärbt von vergossenem Wein, dessen letzter Geruch in der fauligen Luft hing!

Auf durchweichtem Weg zog ein Hund einen Karren, voll bepackt mit wackligem Hausrat, dem Ausgang der Stadt zu. Doch der Karren blieb stehn nah der Kirche des heiligen Petrus, die Räder versanken im Schmutz, und der Mann, dem der Karren gehörte, schwang einen Stecken und schlug das Tier auf das zottige Fell, so daß es den Leib mit aller Gewalt ins Geschirr warf. Da schlug der Mann noch stärker den Hund und trieb ihn mit Flüchen, aber der war nun am Ende der Kraft und hing in den Riemen, halb den magern Leib im Kot der Straße gebettet.

Schwach vor Wut schrie der Mann:

„Wärst du die Welt, ich würde zu Tode dich prügeln! Bist nur ein Hund und hast mich Futter gekostet, so sollst du leben und weiter verdienen. Ich will hier warten, bis du dich wieder erholt hast, du Vieh!"

Nahm einen Sack und stülpte ihn über den Kopf, denn

der Regen begann von neuem in dichten Massen zu schütten, grau über Rom und dem Wald der Paläste und Türme, über den Trümmern der Kaiserstadt, der Jähheit der Hügel, fern im Süden auch, nahe dem Pinienwald, über der Breite des Lateran, wo der neue Papst zur Herrschaft gelangt war, Gregor VII., der Mönch Hildebrand. Aber nach einer Weile rührte der Hund sich wieder, und der Besitzer beschloß, am Karren hinten zu schieben, daß sie nun endlich die Stadt und das Unglück hinter sich ließen.

„Alles Unglück kommt nur daher," brummte er über den Karren hinweg, „weil kein Kaiser mehr herrscht. Wir haben nur einen Papst, und der will Papst sein und Kaiser! Rom macht uns nicht mehr satt, mich nicht und dich nicht; schielst, du Luder, mir doch schon den Bissen vom Mund ab! – Tausendundvierundsiebzig Jahre sind auf die Stadt gefallen seit unsers Herrn Geburt, aber der Herr Jesus Christus war umsonst auf der Welt!"

Regen! Wich denn der Regen nicht mehr? In den Buden am Forum lagen die Kerzen zu Haufen, Ware der Wachslichtmacher, gelbe Kerzen und weiße; ihre Erzeuger standen umher und verfluchten die Zeit. Niemand erschien, der sie kaufte, um die Altäre zu schmücken und um der Heiligen Bilder damit zu erhellen. Seit einem Jahr schon lugten die Priester der hundert Kapellen und Kirchen vergeblich nach Pilgern aus. An den Säulen

der Tempel und an den Bädern und an der Zirkusse schwerem Oval standen die Fremdenführer, hielten umsonst nach Reisenden Ausschau.
Wenn aber der Himmel auch heiter würde, dachten sie alle, zu Ostern der Strom der Fremden wie früher, reich und gewaltig, wer wüßte, ob sie nicht überdies der Ämter und Posten verlustig wären, preisgegeben dem Elend. Abgehackt waren die Bräuche der Väter: die Pilger zu plündern, als Kardinäle verkleidet die Messen zu lesen, für Lohn die Sünden zu lösen und Opfergaben zu fordern, daß eine Seele beim Rauch der Kerzen und im Gesang der Gebete sich neuen Vorsatz zu Lastern gründe, einmal von ihnen gereinigt; mit den Wirten zusammen die Preise zu steigern und mit den Weibern der Straße den Lustpreis zu teilen.
Denn der Mönch Hildebrand hatte ein Wort zu schauriger Wirkung entzündet: Erbsünde!
Wer beim Weibe Wollust empfände, wem es nach Macht gelüste statt nach Gehorsam, dem zerbräche die Seele. Wissen solle die Menschheit, warum noch immer der Engel vorm Paradies mit flammendem Schwert stünd; beten solle die Menschheit, sich geißeln und fasten, daß diesem Engel das flammende Schwert endlich zerschmölze.
Hatte ein Glück verkündet, der Mönch, das wüchse nicht aus Besitz und gelockerten Sinnen, das dämme vielmehr jeglichen Wunsch und gäbe dem Leben schmalste Bahn,

steil, steiler und jäh, dennoch voll Wonne! – Es rissen sich schon von den Männern die Weiber, starrten zum Himmel und meinten zu fühlen, wie die Hand Gottes, sicher und tröstlich groß, über sie walte, hoch von der Erde sie höbe, zu Engeln sie schüfe.

Als aber wieder die kupfernen Dächer und die Dächer aus Ziegel und Marmor und geglättetem Holz zu glänzen begannen, beschienen von zwinkender Sonne, die wie ein müdes Auge nur eben sich auftat, quoll der Lärm der Straße von frischem auf, die Fremdenführer und Priester traten ins Freie, forschten den Horizont aus, von neuer Hoffnung beseelt.

„Ach, das Glück des Mönchs ist doch wie ein Pergament! Blut will es tränken, wann aber nimmt Pergament jemals das Blut an? Das rinnt ab von der Steifheit, rinnt ab von den Lettern."

Der Wind kam zurück und ließ von neuem die Schauer herab, er drückte die Wolken herunter; die Fremdenführer und Priester und alle, die sonst von dem Ruhm der Stadt ihr Dasein gewannen, Weinhändler, Ölhändler, Geldwechsler, Herbergsbesitzer, trieb Hagel unter den Schutz der Hallen und Säulenbögen und Pforten. Sie verfolgte der Sturm und zerrte an Kleidern und Mänteln, sie warfen die Arme weit in die Luft und hieben sich unter die Schultern, klopften mit ihren Füßen im Takt die Steine der uralten Trümmer.

Hoch auf dem Vatikan stand der Mann mit dem Karren, sah auf die Stadt zum letztenmal nieder. – „Mag ich draußen verderben! Bleiben wird der Besitz und die Lust zum Besitz und der Hunger! Nicht für die Kinder allein wird man die Weiber beschlafen! Und wer betrügt und wer sich nicht fügt, dem wird die dunkle Gasse gefährlich, wenn man ihm nachschleicht, wenn man ihn trifft, von hinten, ins Kreuz. Darin ändert sich niemand und nichts, kein Gott kann es ändern, kein Christus, kein Papst! Ich aber will das Schauspiel nicht sehn, das den Umsturz versucht."

Der Weg fiel hinab, der Hund zog leichter den Karren.

Erstes Kapitel

Im dichten Viertel des Esquilin, wo aus Brettern und Marmorsäulen und alten Gesimsen die eng aneinander-gepreßten Häuser sich stickten, in offenen Küchen die Herde rauchten, aus Fässern der Wein in die Becher rann, halbnackte Frauen den Schmutz aufkehrten und schreiende Kinder zusammenzankten, wo aus den Ständen der Metzger das Blut des geschlachteten Viehs troff, kamen Legatenschüler in Schwarz, die Schüler Papst Gregors, vom Hügel der Kirche Santa Maria; waren bedacht, den Schmutz der Straße zu meiden, bückten sich unter Wäsche, die tropfend an Stricken herabhing. Keines Gesicht glich dem des andern. Aus dem von den Heiden gesäuberten Land Katalonien stammte des einen dunkeler Kopf, der andre, schmaler und hell kam von der Insel Britannien, die der normannische Herzog Wilhelm jüngst unterworfen, die Züge andrer zeigten die Herkunft aus fernen Ländern des Gottesreichs, Ungarn, Böhmen, der Krim, Polen und Dänemark; andere wiesen die Merkmale auf der ältesten Festen des

Glaubens: Italiens, Galliens, Burgunds, des Römischen Reiches Deutscher Nation. Doch war ein Gleiches an all diesen Männern: jung waren sie, jugendlich nicht; sparsam und einfach die Kleidung, besaß sie doch Adel; die Lippen, vom Flüstern derselben Worte bewegt, ähnelten sich, bleich glänzten die Stirnen, keine der Hände war rauh von niederer Arbeit. Gingen am Kolosseum vorbei, dem Gewölk der Steine aus finsterer Zeit; schritten die steile Straße hinauf, an der Kirche vorbei, zum Gedenken der ersten Soldaten errichtet, die aus dem römischen Heer zu Christus sich wandten, schlugen das Zeichen des Kreuzes vor der Kapelle.

Gingen zum Lateran und zum Papst!

Auf der Höhe des Hügels lag still und unberührt die Flucht der Gebäude, durch Bogengänge vereint, rings um die Kirche des heil'gen Johannes, die Mutter der Kirchen der Christenheit. Vom freien Platz lief die Appische Straße in die nebelverhängte Ebene Kampaniens, und des Kaisers Aurel mächtige Mauer wuchtete Einhalt der Stadt.

Lastend kam dieser Platz den Schülern entgegen, die Weite so plötzlich, die Freiheit so still! Pferde standen längs an den Mauern, eiserne Ringe hielten die Zügel. Schwer bewaffnet tappte die Wache langsamen Schritts.

Bleiern und festlich zugleich war den Schülern der Tag,

denn sie kamen, um vor den Heiligen Vater zu treten, und die letzte Stunde stand dicht bevor, bei der sie noch Lernende waren. Dann wurden sie selbst Verkünder der Lehre, Prediger und Legaten.
Sie schritten auf das Portal zu und bangten der Stunde entgegen. Gingen hinauf durch die Säle und durch die Kanzleien, während ein scharfer Schlag auf die Eisenstange im endlosen Flur die fünfte Stunde anschlug, die Vesper, welche den Schreibern klang und den dienenden Mönchen, den fremden Gesandten und Fürsten, den Kardinälen und Äbten, den Boten und Wächtern und den Soldaten der Garde, allen den Hunderten von Bewohnern des weiten Palastes.

Doch im Saal der Geschäfte saß Hugo Candidus, Kardinal von Ravenna. Saß vor dem Papst, sah ihn an, unbewegt, nur mit unruhigem Blick, der schielend schräg aus den Augen brach. Was er sprach, war gedämpft, kaum übertönte die Stimme die gesungenen Vespergebete, die in der Stille der Burg die Mauern durchdrangen:
„Daß ich von Rom fort muß, ist mein einziger Schmerz. Daß ich die Zunge nicht mehr zu zügeln brauche, ist meine Freude. Was du mir sagtest – es wissen die Steine doch auf den Straßen, daß du mich haßt, weil ich dich kenne mehr als die eigene Seele.

„Du schickst mich fort, weil ich als Freund und Genosse von Jugend auf um deines Aufstiegs Geheimnisse weiß, die nicht enthüllt werden sollen; solche Geheimnisse weiß, die, deckt man sie auf, die Grundmauern deines Gebäudes freilegen würden und Seufzer von Päpsten lebendig machen, denen du dientest und die nicht Gott, sondern ein Sterblicher abrief; die das versteckte Gold aufdecken würden, das du durch Ausbeutung niederen Volkes zusammentrugst, jedes Stück ein verhungerter Mensch; solche Geheimnisse, die wohl verschollene Schreie aufwecken würden, die aus bestochenem Pöbel schrieen, als du beim Tod Papst Alexanders am Grab der Apostel lagst, und ich dich aufhob und krönen ließ; tief verborgene Dinge, die aller Welt zeigen würden, daß der Mönch Hildebrand jedes Gebot, das er erließ, doppelt und dreifach selber gebrochen!

„Als Verfechter deiner Verbote und deiner Lehre findest du niemand anders als Frauen! Du hast die Seele der Kaiserin Agnes zermürbt, die für den noch nicht mündigen, nun aber mündigen, mehr als dir lieb mündigen Sohn Heinrich die Herrschaft geführt hat! Du hast sie zu dir geholt, um sie für dich zu gebrauchen. Hast du sie dir nicht hörig gemacht, du und die Geißel des Mönchs, dem sie beichtet? Stehst du nicht im Begriff, sie ins Reich zu senden, daß sie erwirkt, was du maßlos beanspruchst?

„Aber der Grund, den du den Menschen vorgaukeln wirst, daß du mich ausstößt, dieser Grund wird nicht der sein, daß du des Mitwissers deiner Geheimnisse und des Erkenners deiner dir eigenen Künste ledig sein willst – sondern, ich hätte auf meinen Reisen Gelder der Kirche für mich verbraucht und mein Vergnügen; und wenn dich einer fragt, du mögst es beweisen, wirst du Beweise erfinden, wie du auch andre mehr als genug immer wieder erfunden.

„Willst du mich aber in Rom in Ketten legen, dann kommt das Volk dir vors Haus und die Grafen und Ritter der Türme. Alle liegen sie dann vor deinem Palast und fordern mich ledig!"

Schatten der Pinien schwankten über den magern Körper des Papstes, der klein und zerbrechlich auf seinem goldenen Thron saß. Hinter ihm hingen an Stangen zwei weiße Fahnen zu beiden Seiten herunter: er war wie ein großer Vogel, der vom Himmel hinabstößt; auch die gekrümmte Nase gemahnte daran und die weißlichen Lider der Augen, die wie Klappen den eisigen Blick ruckweise verschlossen.

Auch seine Stimme wahrte die schwere Ruhe des Kardinals:

„Freunde teilen das Glück und das Unglück. Du verstehst nicht einmal, dich des Siegs zu erfreun! Geh als Beispiel unter die Menschen und zeig ihnen an, wie tief

ein Freund sinken kann. Laß dir das Wort Gerechtigkeit nur von den Lippen springen, wie ein verendender Fisch die Kiemen aufreißt, daß sich sein Körper in Zuckungen windet. Die Tauben werden dich hören, die nur die Grimasse verstehn. Drück den Spaten tief in vergangene Dinge, lege verrottete Schollen bloß, in denen du Würmer findest und Asseln. Laß sie sich in das Ohr des Königs und aller Armseligen bohren, die nicht gehorchen wollen. Dennoch werde ich Gott anflehn, daß dir kein Leid geschieht. Geh hinaus in das Reich des Königs, versuche weiterhin gut zu sein, wo du doch schwach bist!

„Und geh mir jetzt aus den Augen, die blind werden sollen, wenn sie noch einmal dich sehn!"

Die Schüler hörten, nach Stunden des Wartens zum Papste geführt, die Inbrunst seines Gebetes, das er vor ihnen zu seiner Beschützerin sandte, der Jungfrau Maria.

Um ihn, den Knieenden, brannten die Kerzen, die aus dem Saal die Schatten des Gartens vertrieben und zitternd das eigne Licht auf die Täflung der Wände warfen, auf das Weiß und Rot des Gewandes, das schwer in Falten schwer auf dem Schemel lag, auf die gelbe Haut seines magern Gesichts, auf die schmalen,

wächsernen Hände, deren Flächen er gegeneinander-preßte:

„Heilige Mutter, das Licht verwirret die Menschen, das wir für Dich entzündet und Deinen Sohn; sie entsetzen sich über die Menge des Unschlitts, den die Flamme verzehrt; sie taumeln in die Moräste der Ebene zurück, darin sie Dein Antlitz nicht sehn und Deine Gnade nicht fühlen. Du aber gibst mir, Heilige Mutter, die Kraft, sie zu retten!"

Er senkte die Stirn zu Boden, stand auf mit getröstetem Blick, der schon wieder begehrte. Nahm seinen Sitz ein inmitten der Schüler. Dies Bild seiner Ernte beruhigte ihn. Er sprach sie an, die von neuem die Ahnung kommender Macht befiel:

„Ihr geht nun hinaus, nicht anders als die Apostel, und müßt euch wie sie behaupten – gegen Gefahr und Bedrohung. Unsäglich ist die Gefahr!

„Man klagt uns an, wir handelten gegen Christi Gebot, der sagte: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt!' Empfangt noch einmal vor eurer Prüfung die Waffen, mit denen ihr diesen Verdacht und diesen Unverstand ausrotten sollt. Denn, wenn in Rom der Heilige Vater schutzlos ist, vom Tag und vom Pöbel und von Verrätern bedrängt, seht, er teilt seinen Geist und schickt ihn in eure Seelen. Ihr macht euch auf, und wohin ihr auch kommt, da ist er *selbst*, es spricht *sein* Befehl, *seine*

Anklage spricht und s e i n e Verheißung. Ungehorsam straft er durch euch, sammelt die Schätze ein, sitzt zu Gericht."
Die Schüler standen im Halbkreis um ihn mit den ähnlichen Stirnen und Mündern. Der aus Burgund, Sohn des Fürsten von Aquitanien, verschränkte schmerzhaft die Hände. Er rang um die Seele des Vaters, der die Klöster bestahl und ihn, den Erben, mit Tod bedrohte, weil er der neuen Richtung des Glaubens sich hingab.
„Was ist das ‚Reich dieser Welt'? Ich sage euch: nur ein Wirkungskreis, eine Notwendigkeit! Die E r b s ü n d e hat die Aufrichtung einer Behörde und Obrigkeit nötig gemacht. Ihr, dieser Obrigkeit, steht es zu, im Bereich ihres Landes durch Schwertgewalt, durch Gefängnisse, Steuereintreiber, Auspfänder und stehende Heere die bösen Begierden im Zaume zu halten und den Trieb der Natur vor sich selbst zu beschützen. Das ist das ‚Reich dieser Welt', in dem Christi Hände nicht werken wollten, das Er den Königen ließ und den Fürsten, denen so arg jetzt die Stimme des Unverstands schwillt!"
Der aus der Normandie, Bastard des Fürsten und einer unfreien Frau und als solcher zum Herrscher bestimmt nach dem Brauch seines Landes, nun aber zu größerer Herrschaft erkoren, wollte die Kraft des Denkens gegen die Worte setzen, flehte darum, es möchte gelingen, sie abzuschwächen, aber sein Flehn sank hilflos zurück vor der Stimme des Papstes:

„Kein König, kein Fürst sieht so weit, daß er die Welt sieht und alle Länder, die durch die Gnade des Schöpfers ungleichartig sind. Kein König, kein Fürst sieht darauf, daß alle Länder vom Wohl, das jedes hervorbringt, gleichmäßig durchdrungen sind, er sieht nur auf seinen Vorteil. Darum hat Gott es als Schöpfer gefallen, über die Länder den eigenen Sohn zu erheben, damit die Schöpfung bleibt wie sie ist, ganz und geschlossen. Durch Seinen Sohn, der für die Menschen gestorben, sind alle Länder durch ein unlösliches Band miteinander verknüpft, sind Glieder des Gottesreichs, dessen Verfassung das Evangelium ist! – Darum hat jeder König und Fürst, als ein Vasall Jesu Christi, dem Verwalter des göttlichen Rechts auf Erden den Lehnseid zu schwören! Niemand kann herrschen, bevor er die Krone aus seinen Händen empfangen .. und weigert ein König Pflicht und Gehorsam gegen das göttliche Reich, ist uns die Macht gegeben, ihn vom Throne zu stoßen!"

Der aus Spanien gedachte der Heimat, sah sich selbst vor dem Volk stehn mit eben den Sätzen; wollte die Worte inbrünstig verkünden, daß niemand sie je mehr vergäße.

„Uns, den Er eingesetzt hat, Ihn zu vertreten hier auf der Erde, obwohl wir sterblich und schwach sind – wir erdulden den göttlichen Auftrag, obgleich unermeßliches Leid auf uns gehäuft wird, das unser Herz tagtäglich

bedrängt und jede Freude aus unserm Herzen verscheucht. Doch wir sind ausersehn und werden das Werk vollenden oder – zugrund gehn!"

Der Heilige Vater hielt ein, denn es erfüllte sich nun, daß seine Worte ein Chor trug, der zu ihm strömte und durch den Saal schwang, jener Chor seiner Helfer und Berater im Himmel, zu dem er um Hilfe flehte, die er im täglichen Flehn um Beistand anrief. Und der himmlische Chor klang auf, und Staunen griff Gregor an vor solcher Fülle des Beistands:

„Seid, meine Söhne, nicht Helfer im ‚Reich dieser Welt', laßt euch nicht verstricken in seine Schwachheit und Lockung! Auch ihr seid über die Länder gesetzt, die sich selbst nicht bändigen können, die sich zerfleischen, wohin ihr seht, die hilflos sind ohne uns, unsre Lehre, hilflos sind ohne unseren Zwang!"

Laut sang aus ihm der himmlische Chor:

„Die Fürsten – einzig des Papstes Füße sollen die Fürsten küssen, einzig *sein* Name werde in allen Kirchen genannt. Er allein darf Gesetze erlassen, reiche Länder teilen und arme vereinen. Meine Söhne, die ihr nun Legaten seid, bedenket, daß *sein* Urteilsspruch unumstößlich ist, während er alle Urteile aufheben kann. Nie hat die römische Kirche geirrt und wird nach dem Zeugnis der Schrift niemals irren!"

In den Blick seiner strahlenden Augen kehrte der Tag

zurück und die Erinnerung an den Weg, den Hugo Candidus angetreten, ins Römische Reich jenseits der Alpen, zum Hofe des Königs.
Zu den Legaten sprach er das Wort:
„In unserer Hand liegt der Friede der Welt! Wir reichen den Frieden euch mit dem Schwerte der Lehre: Verflucht sei der, der sein Werk lässig verrichtet; verflucht sei der, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!"

Zweites Kapitel

Es reichte das Heilige Reich gen Mitternacht bis zu den brausenden Ufern der Nordsee, gen Morgen zum breiten Elbstrom und zu den böhmischen Bergen, gen Mittag über das Eis der Alpen hinunter zum Mittelländischen Meer, gen Abend den grünen Hügeln Burgunds zu, zur Mündung der Rhone, zur Quelle der Mosel, zu Lothringens Fruchtbarkeit, zum Nebel des grauen Ardenner Gebirgs. In Sommerhitze und Winterkälte ritten die Kaiser durch ihre Wälder des sächsischen Harzes und durch den Schwarzwald, an den Läufen der reichen Flüsse entlang, durch die Grenzen der Gaue, in denen die Lehnsleute schafften, geistliche, weltliche Fürsten, freundlich-feindliches Gemisch; durch hemmende Laute der Zungen, durch mancherlei Sitte und Recht, durch wechselnde Schranken der Zölle. Von Pfalz zu Pfalz, deren sie hundert besaßen, in jeder Landschaft und dort, wo die Häuser nah zueinander sich drängten und Städte zu wachsen begannen. Sie ritten als Herren und Eigner jeglicher Scholle und jeglichen Waldes und jeglichen Steins.

Ritten zu jedem Stamm, der sie kürend erhoben, ordnend, schlichtend, aufrufend zur Tagfahrt gegen die Feinde des Reichs, zur Bekehrung der Heiden; aufrufend zum Reichstag an den drei großen Festen der Kirche, neu verleihend verwaistes Lehnsland, prüfend die Güter der Vögte, die Straßen bauend. So ritten sie durch ihr Land und wohnten in ihren Pfalzen. Es waren die Könige nirgends zu Haus.

Zeiten waren, in denen das Wort, das sie sprachen, Geltung hatte und keinen Widerspruch fand, wo ihre Ankunft ersehnt war, wo sich der Traum der Völker erfüllte von einem Herrn, heilig selbst wie das Reich und schon entrückt zu in Schleiern gehüllter Gottähnlichkeit. Zeiten waren, da wurden die Abgaben willig gezahlt, Zölle und Münzgeld und Erze der Minen, da folgten die Klöster willig der Pflicht, den Hof und das Heer zu verpflegen, da wurde der Richtspruch gefürchtet, da nannte man grausamen Spruch noch gerecht. Zeiten, wo sie die rauhe Witterung des Mitternachtsreichs mit der Wärme vertauschten ihrer italischen Herrschaft, die bis Toscana sich dehnte, wo sie Toscana durchritten und Rom vor sich sahn von der Porta Aurelia aus, wo sie hinabritten in die von Begeisterung trunkene Stadt, empfangen von solchem Glanz, daß der Himmel erblaßte, und am Grab der Apostel knieten, aus den Händen des Heiligen Vaters, der Freund ihnen war, die Kaiserkrone empfingen.

Aber das Reich war zu üppig, zu prächtig, zu sehr von Freuden durchrauscht! Es griff den Männern die knochige Faust an die Lust und den Fraun an die Brust, hielt sie, schüttelte sie – eine Stimme fragte: Was verehrt ihr den König, der euch mit Waffen bedroht und durch Waffengewalt euch im Zaum hält? Er preßt euch aus und verwischt, was euch stark macht, die Eigenheiten der Völker! Es fragte die Stimme: Maßt sich der König nicht an, Gut und Grund zu vergeben, die er beschlagnahmt hat, nach welchem Recht denn? Maßt er sich nicht auch an, dem, der ihm Geld dafür bietet, heiligen Ring und heiligen Stab eines Bischofs und Abtes zu geben? Mißt er nicht alles nur mit dem Maße des irdischen Vorteils, daß seine Lust und Begierde gestillt wird? Es klagte die Stimme: Seht doch die Seuchen und seht, wie blutiger Regen vom Himmel herabfällt! Seht, wie die Kirchen im Feuer aufgehn, von Blitzen zerschmettert, wo ein Priester die Kanzel betritt, der sein Amt sich gekauft hat! Es rief die Stimme: Das Leben hinieden währt nur so lange wie eine kleine Minute im Jenseits. So ihr nicht um Gnade fleht und betet und büßt – ihr werdet die Ewigkeit in der Verdammnis verbringen!

Kardinal Hugo Candidus reiste in langsamen Märschen über die Berge; nach der wechselnden Wärme der Täler

und Pässe des Eisack- und Innlaufs strich ihn der frühlingshafte, der frische Luftzug des Reichs an. War in Ravenna gewesen, dann aber in Mailand auch bei den Grafen und Kapitänen des Königs, die ihren Herrn seit zwanzig Jahren ersehnten, denn seit den Tagen des Vaters des Königs, des Kaisers Heinrich, war nie mehr der Glanz der Krone bei ihnen erschienen, war nie mehr ein König über die Alpen geritten, weil Heinrich, dem Sohn, das Geschick schon im fünften Jahr seines Lebens die Herrschaft aufzwang, und dem Jüngling die Wirren im Reich den Zug nach Italien versagten. Die Grafschaft harrte auf ihn inmitten elender Haufen, die dumpf die Stimme aus Rom einsogen, davon das Heil sich verhießen: den Herren Besitztum und Recht der Aufsicht und Recht der Bestimmung zu nehmen. Hatte der Adligen Feuer geschürt, Kardinal Hugo Candidus, und seines Wissens pechklebrige Scheiter unter die Gluten gebracht; unter vier Augen die Ware der Freundschaft zum Mönch ausgeboten.

Er reiste mit dieser Mauer im Rücken, durch die Verfolgung nicht dringen konnte, mit einigen Dienern und einigem Troß bequem durch Bayern, bequem durch das untere Schwaben, dang sich Bewaffnete, die ihn in Wäldern und auf den einsamen Straßen beschützten. Rosig war sein Gesicht, das weiße Haar lag in Locken über den mächtigen Ohren.

Er forschte, wohin er kam, mit schiefblickenden Augen in Dingen und Menschen und nahm begierig alle Gerüchte an. Reisegewohnt und reiseerfahren, schloß er den Tag und die Lage sich auf und lieh sich die Farben zum Bild, das er brauchte.
Vieles sah er im Untergehn, Neues so hart im Entstehn, so unduldsam! Noch war der König verehrt, doch nur der Name, nur das Gedenken an frühere Kaiser, nicht dieser jugendliche, der so bedroht war, Heinrich, der dritte aus salischem Haus, der vierte seines so glanzvollen Namens. Treu war wohl noch im Kern der Bischöfe Sinn, sie dachten auf ihren Pfründen nicht romwärts, sondern an ihre Äcker und Weiden, an ihre Weinberge und Wälder und festen Paläste und Schlösser. Es hatten viele das Amt sich zu hohen Preisen gekauft, als das Bistum verwaist war. Keines im Süden stand wohl für Gregor; es ragte für seinen Bau des länderschattenden Doms am Rhein nur die eine Säule, immer noch, Anno, Erzbischof von Köln, sonst wuchsen dem Dome nur Schwellen, nur Stufen und untere Quadern: Äbte zumeist und Pfarrer kleiner Gemeinden.
War aber doch der Grundplan gelegt und mochte der Bau über Nacht entstehn! Bequemlichkeit half und Angst vor der Aufsicht. Sah Hugo Candidus doch schon bei denen ein Schwanken, die durch die Macht des Geldes dem Bistum vorstanden: ob es nicht besser sei, den

obersten Herrn ferne in Rom zu wissen, statt nah bei der Grenze, wo er sich einmengen konnte in ihre Fragen, wann's ihm beliebte, Gefolgschaft verlangen, wann ihm der Sinn danach stand? Bereuen der eigenen Sünden half und Furcht vor Zeichen des Himmels! Schon sahn die Fürsten der Kirche voll Argwohn die Zucht in den Klöstern, in Schwaben zumal und im Schwarzwald, mit der die Mönche die Seelen durchpflügten und in das Volk das Korn für die Frucht im Jenseits zu legen begannen. Es packte sie selber der Zweifel, ob sie zum Wohlgefallen des himmlischen Richters vor ihrem Heerbann ritten, gerüstet und prunkvoll; ob sie nicht besser die Seelen gewännen, anstatt das Gold?
Würde ihm, Kardinal Hugo Candidus, Hilfe zuteil, für seine Sache zu kämpfen, bekäm er genügend Gefolgschaft, den Mönch vom Throne zu stoßen?
Gab es noch Lust zum Leben genug, dafür zu kämpfen: Scheelsucht genug, Betrug, brennende Raffgier, die, aus der Lust entstanden, die Menschen vor Trägheit bewahrten, davor, daß nicht die Welt vor Blankheit und Schalheit der Tugend verkümmre?
Auftritte sah er, da sprachen die Menschen abends am Kirchplatz von ihren Nächten, daß nicht bei ihren Frauen Genuß genug sei, daß auch die Mägde zu ihnen müßten, zur Brunst aufwachen – Gott wolle es so! – Aber am Morgen fand er am Eingang der Kirche Stöhnende vor,

blutend, dort wo ein furchtbarer Schnitt das Gemächt aus dem Leib getrennt hatte. Anders als das spanische Volk und das Volk der Italer und Franken gab sich das deutsche der Prüfung hin, was denn zur Seligkeit wirke; ruhte nicht eher, als bis ihm der Zwist in das eigene Haus, in den eigenen Leib fraß. Nur noch der Totschlag galt als Beweis: der da hatte gelebt. War die Bedrückung schon unerträglich im Reich!
Candidus kam an die Höfe der Fürsten, wo man ihn kannte als den Vertrauten des Papstes, der den Freund zu der Würde erhoben. Doch gab er nichts zu erkennen von seiner Verbannung und hüllte den Haß ein.
Welf von Bayern sah er und Berthold von Zähringen und Rudolf, Herzog von Schwaben. – Der hatte den schwarzen Bart und das Haar mit duftendem Öle gesalbt, der Herr der Alpen, der reichen Täler, der reißenden Flüsse, des Landes, das Rinder dem Reich gab und starke Soldaten. Wie er ihn sah, weich und gepflegt und dennoch voll Kraft, launisch der Mund, die Stirne gewölbt, fand er in ihm auch die Wirrnis der Zeit. – Günstling war jener der Kaiserin Agnes gewesen und über Nacht von der kleinen rheinfeldischen Burg zum Herzog von Schwaben erhoben; seine Wiege stand wie die Wiege der Kaiserin an der Loire, den satten, leicht-sinnigen Ufern, von denen die seltenen Weine kamen, das fette Geflügel, und wo die Moden entstanden, die Spitzen

gewebt wurden. Er war über Frauen hoch und immer höher gekommen; empfing aus den Händen der alternden Agnes die Tochter, ein Kind noch, das an der Umarmung zugrund ging; dann fand er im Hause Turin die Schwester der Königin Bertha und wurde zum Schwager der Krone. – Kardinal Hugo Candidus saß einen Mittag bei Herzog Rudolf. Sie aßen und tranken und wichen den Fragen, den König betreffend, geflissentlich aus. Da war kein Verlaß, der Herzog konnte bei solcher Verwandtschaft und solchem Aufstieg dem König nicht treu sein, es mußte ein Ziel in ihm wohnen, und Candidus spürte das Ziel: das war größer als eine Mehrung der schwäbischen Herrschaft, das ging auf die Krone. – Hugo Candidus sah, wie die Fürsten des oberen Reiches still Herzog Rudolf gehorchten, wie sie die tränendurchströmten Befehle aus Rom mit den eigenen Wünschen vermengten, wie sie darauf sannen, Dauer zu haben für ihren Besitz, nicht das launische Lehn. Dauer verhieß ihnen Rom und Sicherheit ihrer Grenzen und für ihre Kinder. – Doch band sie der Eid an den König!

Der Kardinal fand nirgends Bekenntnis; Hoffnungen fand er und jähen Umschlag der Stimmung; wer aus dem einen Lager gewankt, der begrüßte das andre mit Freude, verließ es enttäuscht und kehrte zurück, woher er gekommen.

Breit lebte der Kardinal, je mehr sein Bild wuchs; aß

Fleisch an allen Tagen der Woche und trank den schweren pfälzischen Wein, gab nicht zu erkennen, auf welcher Seite er stand, ermahnte beide mit trostreichen Worten, gewöhnte sich an das Wetter und die veränderte Luft.

Wie es den wärmeren Tagen zuging, beschloß er, zum Hof vorzustoßen, erfuhr, daß der König in Sachsen sei, ein weiter Weg noch bis dorthin, das Land überdies im Aufstand, immer der schwere Krieg noch seit dem Beginn dieser Herrschaft, immer wieder erstickt, immer wieder entfacht.

Doch auf der Reise nach Sachsen empfing er in Franken die Nachricht, daß König Heinrich gen Mittag hin zöge, Worms zu, in Bamberg soeben das Osterfest feire. So ließ sich der fremde Besucher die Wege bezeichnen, wo für gewöhnlich der König vorbeikam. Reiste ihm nicht mehr entgegen, beschloß auf der Straße zu warten.

Doch Poststafetten besagten ihm bald, in Bamberg wäre beschlossen, plötzlich, trotz wichtiger Pläne, nicht an den Rhein zu reisen, sondern nach Nürnberg. Dorthin nämlich habe die Mutter, die Kaiserin Agnes, den Sohn entboten, habe verweigert, Bamberg auch nur am Saum des Gebiets zu betreten, denn dort sei der Bischof zu traurig bekannt; ohne Gaben des Geistes,

ohne Erleuchtung, selbst ohne Weihen verwalte er dort das Amt, nur weil er's mit goldenen Schätzen gekauft: schwärende Wunde am Reich dieser Mensch, ein schauerlich Beispiel! Wie die Stafetten besagten, sei jeder Versuch, sich dem König zu nahn, vor ihm Gehör zu finden, ganz ohne Aussicht, der Dringlichkeit jener Zusammenkunft wegen. Wohl erst nach Nürnberg fände er Ruhe und Muße. Der Aufstand in Sachsen habe die Daten aller Geschäfte verwirrt.
Es hörte der Kardinal dann in Forchheim, wo er sich niederließ, von Stimmen der Angst um den König, weil nichts ihm gerate, ihn Fehlschlag auf Fehlschlag treffe, die Reisen, auf denen er kaum einen Tag am selben Ort erwache, ihn immer in seinen Entschlüssen nur sprunghafter machten; aus Planen und Plänen mächtigster Zukunft fiele er schwankend in Mutlosigkeit.
Zwar wär ihm auch jetzt das Glück wieder hold in all seinem Unglück, weil denn in Sachsen das Volk den Führern entglitten und nach geschlossenem Frieden die Feste Harzburg von plündernden Bauern niedergebrannt sei, zugleich mit der Kirche auch dort, die weithin berühmte Reliquien barg, die Hand des Apostels Jakobus, Gewänder aus alter Zeit und die Gebeine des Bruders und des im zarten Alter verstorbenen Sohnes, des ersten des Königs – trotz allem Schmerz und neu geschürter Erbitterung doch Glück für ihn, denn die Stimme des Rechtes

spräche deutlich für ihn, wende durch dieses Verbrechen sich ihm wieder zu.
Aber es fühlte der Kardinal, enttäuscht und nachdenklich zugleich, so große Schwäche allen Geschehns, so krank den Körper des Reiches, daß jetzt sich dem König zu nahn sehr schlechte Zeit sei, ungünstige Zeit auch, die Waffen des Angriffs ihm in die Hand zu drücken. Als Unbekannter beschloß er zu warten und auszuweichen, bis sich die Kaiserin wieder nach Rom begäbe, bis sich die Wolken verzögen, darunter sein Haß sich nicht auswachsen könne.
Der Kardinal fand Zeit, sich noch weiter zu pflegen, und tat es im Kloster von Forchheim, dem Königshof, wo ihm die Küche behagte, die Brüder aus seiner elsässischen Heimat besorgten.

Aber er sah König Heinrich, wie er vorbeikam, als er nach Nürnberg ritt, ohne Heer, mit leichter Bedeckung nur, jungen Herren, mit modischen Gürteln um ihre Panzer, jungen Herren von morscher Schönheit, tauglich eher zum Tanz denn zum Kampfe.
Auf einem Wagen von dünnem arabischen Steinholz, der einem Sarge glich, wäre er nicht so golden verziert, zöge ihn nicht ein Viererzug leuchtender Schimmel, war die Standarte des Königs gepflanzt, eben aus ihrer Hülle

gelöst, als der Abtei man sich nahte, zeigte das Bild des Erzengels Michael an, wehte über der Krone, über dem Zepter, den alten Krönungsgewändern, über den Splittern vom Kreuz, an dem der Heiland den Tod fand. Wie eine Vorhut wirkte der Zug, er hatte die Mächtigkeit nicht der Königsreisen von früher, wo in strenger Ordnung geteilt die Heerschilde ritten, der Adel des Reiches, weltlicher, geistlicher, stark nach der Größe des Lehnslands, wo der König inmitten der Fürsten ritt. Karg nur bewaffnet waren die Leibkämmerer, Troßknechte und Reiter, die die Kanzlei bewachten, die Pergamente zu tausend, das Dickicht der alten Erlasse, Urkunden des Königsrechts. Unansehnlich gekleidet, von unansehnlicher Herkunft, saßen die Räte im Sattel: Othelrich, Vorstand der Kanzlei, der frühere Schreiber des Bischofs von Mainz – unter buschigen Brauen stach sein wachsamer Blick; Kaplan Gottschalk, der rheinische Prediger, der von der Kanzel mit derber Sprache der Heimat unter die Gläubigen fuhr und der Schrift Auslegung gab, wie sein Blut sie verstand und sein strotzender Körper. Und die anderen Räte, darunter kein Adeliger war.

Mehr als um Haupteslänge über die Räte ragend, auf einem braunen numidischen Hengst von gewaltiger Stärke, vor ihm die Blutfahne, ritt König Heinrich. Sein Auge war blau wie der Mantel, der auf den Rücken

des Pferdes fiel, eingerahmt das Gesicht von einem flaumigen Bart; unter dem Helm drang das Haar hervor, blond und gelockt, fiel schwer auf die Schultern. Als ob das Ziel schon erreicht sei, verfielen die Tiere in Schritt. Staub wirbelte auf, nach Männern roch es und Leder, dem Schweiß des hitzigen Zuges.
Aber bedauernd winkte der König dem Abt von Forchheim, der sich ihm nahte, und zeigte die Richtung nach Nürnberg. Rascher setzte der Zug von neuem die Reise fort, dröhnte unter dem Auslug vorbei, wo Kardinal Hugo Candidus stand, schützend über die Augen die Hände hielt, denn es blendete ihn die sinkende Sonne; zwinkernd und blitzend versank sie hinter dem Hügel, zu dem der Zug und der König sich mählich verloren.
Der Weißkopf trat in sein Zimmer zurück. – Welche Bestätigung aller Gerüchte! Wohl war bekannt, es würden in Nürnberg die Erzbischöfe von Mainz und von Bremen, andere Bischöfe auch und Wrateslaw, der böhmische Herzog, und die Königin Bertha den Hof verstärken und dringlicher machen. Aber wären auch sie in dem Zuge geritten, sie hätten doch nicht dies Sinnbild des zweifelnden Herzens verscheucht, wie es die Jünglinge boten, die niederen Räte, der prunklose Troß und der alte Schimmer der Fahnen und Banner. Pracht stünde doch diesem bildhaften Mann in dem Glanz seiner Jugend und alle Herrlichkeit seines Heiligen Reiches!

Aber Zwiespältigkeit quälte sein Antlitz, nirgend konnte ein ganzes Wollen die Herrschaft gewinnen. Der, der ihn ansah, wurde selber verworren.

Hugo Candidus sann:

Das sind die Spuren der Männer, die ihn erzogen, deren Haß aufeinander in diesem Reiter noch geistert, immer im Kampf noch, nie wird Frieden dort sein! Hatte er doch die Männer gekannt, die Erzieher des Königs, wie er das Knabentum des Königs gekannt, das elternlose! Die beiden Gewalten, die sich bekämpften; die eine im Norden, die auf die Herrschaft blondlockigen Menschentums über das Dunkle sann, Erzbischof Adalbert von Hamburg und Bremen, der das gesalbte Kind mit seidenen Fäden in das Gespinst seiner Träume vom nordischen Papsttum einwob und die Füße des Kindes mit Küssen bedeckte; der mit ihm die Nächte hindurch in seinem Palast saß, wo Zigeuner zur Geige die Tänze vorführten, röckeaufhebende Weiber und Jünglinge, braun und hart und biegsam wie Weidenruten, Augen wie reifer Kirschen glutende Farbe, Künder für alle Künste der Wollust; wo Sterndeuter Hoffnungen weckten im Bund mit gelehrten Hebräern: dunkle Weisheit und Fett der Kapaunen troff von den eifrigen Lippen. – Adalbert, nun verstorben, tot schon seit mehr als drei Jahren ... Und in des Königs Gesicht fand Candidus Spuren des andern Erziehers, der zweiten Gewalt, die über dem Reich und

über dem Jüngling sich auftat, Erzbischof Annos von Köln, der ihm das Bild der Kirche, der allesbezwingenden, schuf, und dem das Reich nur ein Glied im Gottesreich war; der ihn zähmte durch Fasten und Buße, die er von seiner strotzenden Tafel befahl, von seinen Burgen und Schiffen, die voller Prunk den Rheinstrom befuhren – des Erzbischofs Anno, der unter den Menschen ging, als wären die Menschen Gerüste, mit Kleidern behängt, er selbst nur des Geistes teilhaftig; der seine Grenzen vorschob mit stark gerüstetem Heer und dem nicht der Zehnte genügte, sondern der Fünfte, den er von seinen Bauern erpreßte.

Hugo Candidus sann:

Nicht die Spuren dieser Gesichter sind in dem Antlitz des Königs, viel mehr sind es die Züge, die seine Mutter ihm lieh und sein Vater, der Kaiser. Der gab den Leib seinen Geißlern preis, wenn er vor den Sorgen der Welt und übermächtigem Herrschtrieb Zuflucht bei seiner Gattin gefunden, stöhnend in ihren Armen genossen, bei dieser gierigen Frau, die nach seinem Tode immer nach neuer, immer nach heißerer Zärtlichkeit suchte – und die jetzt, hager und kraftlos geworden, unten in Rom ihre Tage verbringt, im Palaste der Päpste!

Hugo Candidus dachte:

Mag der König nun reisen! Mag er nun hoffen, daß Rat seine Räte finden! Wüßte ich nicht, daß er klug ist,

Mißtraun ihm das unerschrockene Herz nährt, müßte ich gleich mich erbarmen. Mag er zuvor nur verzweifeln, weil nur Verzweiflung seinem Gesicht die Klarheit verschafft, daß jeder erbebt, der ihn ansieht, Furcht seine Feinde befällt. – Meinen eigenen Kampf mit dem Verleumder, der mich ausstieß aus Rom, mit dem Freund meiner Jugend, werd ich allein dann nicht kämpfen, es wird sich der Bundesgenosse gesellen: Verzweiflung!

Drittes Kapitel

Was ist in der Stimme des Königs, daß sie den Menschen das Blut zu Kopf treibt? Ist es der Ton, oder packt sie Enttäuschung, daß von der hohen Gestalt, von diesem Bildnis des Königs, wie sich die Menschheit den König vorstellt, wie sie königlich sagt und solche Gestalt meint, dennoch kein Wort kommt, das sie alle beruhigt? War solcher Enttäuschung halber so schlimmer Aufstand entfesselt, wie es der sächsische Aufstand war? Denn die Menschen fragten sich nach dem Urgrund solcher Verbissenheit, dieses Mordens durch Jahre hindurch unter Brüdern, dieses Aufstands gegen den König mitten im Land, wo er die Kindertage verbrachte. – Über den Spuren schweißender Tiere hatte sich plötzlich der Haß gereckt!

Anfangs war's wahrlich nur ein Streit unter Jägern gewesen, nicht unter Vertilgern der Menschen, als König Heinrich in Sommern und Herbsten seiner Erholung im Harz auf den Anstand ging. Da standen plötzlich die Jäger des sächsischen Landes vor ihm und wagten das

stockende Wort: er möge auf ihren Feldern, in ihrem Wald nicht über Bedarf der Küche den Wildbestand mindern und nicht die Biber aus den Flußläufen scheuchen, andern Pelzjägern zu, den Heiden jenseits der Elbe!

So war der Anfang! Ahnungslos traf den König der Vorwurf, wie ein Schlammbach die Ordnung des Gartens zerstört.

Ihr habt wohl die Antwort gefühlt, ihr sächsischen Leute!

Jagdhäuser baute er sich aus schweren Steinen und eichenen Hölzern in die Nähe der Hirschwechsel und oberhalb der Moore, wo die Birkhähne balzen, und auf die Felsen, von denen Sicht ins Tal war. Und als die Treiber dem Dienst auswichen, stellte er seine Soldaten als Treiber an. Was Wunder, daß unter den harten Schädeln der Sachsen, die sich besser dünkten als andere Schädel im Reich, die Gerüchte entstanden: Festungen seien die Jagdhäuser, zur Unterdrückung klobig und sichtbar gebaut; was Wunder, daß man die Treiber erschlug, wenn man sie traf im Revier, und wenn man sie traf beim Einholen des Vorrats und sie erwischte, wie sie den Weibern die Brüste begriffen. Was Wunder, daß König Heinrich die Mörder erschlagen ließ!

Die Bischöfe nutzten den Zorn und den Stolz des Volkes, sie selber Alt-Sachsen und ihrer Heimat verbunden,

und weil die Heimat ihnen der Glaube war; sie bargen den Zorn und den Stolz des Volkes unterm Talar, sie hegten ihn, züchteten ihn und brachten so ihre Herden auf, daß sie die Burgen des Königs zerbrachen. Da brach er ein in den Harz und verbrannte die Häuser, entmannte die Männer und ließ die Fraun den Soldaten!
So war's gewachsen über den Spuren schweißender Tiere und hatte spät erst nach Jahren mit einem spärlichen Frieden geendet. Den brachten die Waffen der Räte, schlimmere Waffen als Schwert und Speer! Denn sie griffen die Führer an ihrer Gier, bestellten sie zu sich .. versprachen ihnen das Land, das neben dem Acker lag, den sie selber besaßen, den Nachbarsitz, jedem den Nachbarsitz, nach dem sein heimlich Verlangen schon lange gestanden.
Da war die Front denn zerfallen, und jeder bekämpfte den Nachbarn, ließ von dem König ab!
Doch wohl nicht für immer! Eben gerettet war der spärliche Frieden, das sächsische Volk wird bald wohl die Täuschung erkennen; hatten die Bauern sie schon erkannt und die Harzburg zerstört, und waren den Führern entglitten!

Auf dem löchrigen Schnee des launischen Monats lag Sonne, auf und ab die Wege nach Nürnberg von Hufen

durchstampft! Locker und warm schon zerriß die schwarze Erde die Decke des Winters. In den Vorhöfen regte sich Leben, Geräte wurden ins Freie geschleppt, es blieben die Menschen für eine Weile in den Türen der Häuser stehn, genossen die würzige Luft. Mittagsläuten klang durch den Tag. Diesseits und jenseits des breiten Grabens, der die Pfalz von den Häusern abschnitt, bewachten Soldaten die Brücke.

In Nürnberg gab es noch williges Volk! Bürger brachten die Gaben ins Schloß: Brot, Eier, Schweine und Kälber, zerlegt und gehäutet, schleppten das Wild auf dem Rücken über die Brücke, der Küche, den Köchen, den Kammern zu. Große Stücke Fleisch wurden auf Spieße gesteckt, die Doggen an Ketten, vor- und wieder zurücklaufend, über die Asche drehten. Weinfässer wurden gerollt, mit dem Hammer die Spunde hineingetrieben.

Was schlief der König so lange? Lag noch auf dem Lager, um ihn die lärmende Pfalz, die Boten, die Antwort verlangten, die Grafen der Banner, die mit den Kassenbeamten des Hofs um den Sold der Soldaten stritten, die lang ohne Löhnung geblieben, die Räte, die Erzbischöfe von Mainz und von Bremen, der Herzog von Böhmen? Warum hielt er sie hin und verbitterte sie?

Rang sich ein neuer Plan aus seiner Gewaltheit? Nach der Harzburg Verwüstung trotz des geschlossenen Friedens – wie verbarg er sich damals auch und hatte am

Abend im Saal der Pfalz dann vor allen geweint; dann für Tage die Männer und Frauen um sich durch rohe Späße gequält, sie beschenkt und die Geschenke zurückverlangt, um sie den Enttäuschten dann hinzuwerfen, damit er die Freude vergälle! Endlich den Plan hervorgestoßen, für sich die Untat zeugen zu lassen, sie aufzubauschen, sie jedem Fürsten ins Reich mit eigenem Schreiben zu melden, damit man die Fülle des Unrechts ermesse. Hatte das Unglück gezwungen, ihm zu Willen zu sein, wie er ein Weib zwang, daß sie laut schrie und weit davon stöhnte, Schande aber vor allem auf sie fiel. Hatte das Schreiben nach Rom höchstselber verfaßt, das kein Urteil enthielt, das das Urteil weit von sich fortschob. – Was ersann er sich jetzt, wo die Mutter sich nahte?

Erzbischof Limar von Bremen und Erzbischof Siegfried von Mainz gingen im innern Hofe der Pfalz auf und ab. Unruhig gingen die Räte durch die Räume der Pfalz, standen in der Kanzlei, wo Berge von Arbeit sich türmten. Aber sie hatten den Auftrag, die Schreiben nicht zu vollenden und die geplanten Befehle stocken zu lassen. Über die Pergamente gebeugt, saßen die Rechtsgelehrten und die Stilisten, brachten alte Diktate in fertige Formen, nur der Übung halber. Später aber vielleicht würden sie dennoch gewünscht.

Mehr aber quälte die Räte als das Rätsel der Stille und Rätsel, daß nichts geschah, die Ungewißheit der

eigenen Sache, denn die Entscheidung sollte für sie auch fallen, heute am Mittag, heute am Abend, für sie, die der König vorzog den Fürsten und adligen Herren, weil er sich sättigte an ihrem bäurischen Witz. Sie widersprachen nicht, wehrten den Launen nicht, wußten die Frauen zu trösten, die er verließ. Verschafften dem Hofe die Gelder, die Starrsinn und Feindschaft zurückhielt, durch List und Bestechung, vertraten das Recht, solche Mittel zu wählen, inmitten des Eidbruchs der andern. Verstanden in einem Satz ihrer Briefe die wahre Absicht leuchten zu lassen, um in dem andern sie zuzuschütten, so daß dem Empfänger das Schreiben unter den Händen zerrann. – Sie, diese Helfer, Gottschalk und Othelrich auch, der aus dem Rheinland kam, aus Godesheim, und den die Feinde Gotteshaß nannten, waren längst schon erkannt und schon längst mit dem Fluche der Kirche bedacht. Sie standen im Bann, die Sorger in der Bedrängnis. – Der König ließ sie nicht von sich, wie es die Kirche wollte, wie's auch die Ängstlichen wollten. Unrein würde auch der, der mit Gebannten verkehre, so meinte die Welt.

Ihretwegen regte sich Rom und kam die Gesandtschaft der Mutter, kam nicht zum letzten deswegen.

Gottschalk und Othelrich und ihre Rechtsgelehrten gingen hinab in den Eßsaal der Pfalz zu Limar von Bremen und Siegfried von Mainz, neigten sich vor

der Königin Bertha, die ohne den König kam, über dem hohen Leib die Arme verschränkt. Blanken Gesichts stand sie da, zwei tiefe Falten wuchsen ihr über dem Ansatz der derben Nase in ihre arglose Stirn.

Aber die Hörner der Stadtwächter spielten, viel Volks lief auf den Platz vor der Pfalz, den Einzug der Kaiserin Agnes zu sehn. Gleichwie aus dunkler Wolke löste sie sich von ihrem Gefolge, Bischöfen und einer großen Zahl italischer Ritter, in Schwarz gekleidet. Königliche Bereitschaft eilte herbei, um sie zu begrüßen und auch die Begleiter in die Pfalz einzuladen. Die aber zügelten ihre Pferde, so daß die Tiere rückwärts tänzelten, wandten sich sichtbarlich an das Volk und bedeuteten ihm, sie dürften die Schwelle nicht übertreten, Gott sei davor, es sei der Kaiserin allein nur gestattet!
Dem König lag um die Augen die späte Nacht noch und heftiges Planen, das jählings versunken, und noch von ziellosem Trunke die Grauheit und noch die Ränder solcher Erschöpfung, wie sie verschwendete Lust als Spuren zurückläßt! Kam seiner Mutter über die Brücke entgegen und ging nicht mehr vor, als sie die Mitte bereits überschritten, während nun auch die Türmer der Pfalz zu spielen begannen und in die Hörner der Stadtwächter einstimmten, quälendes Durcheinander von Tönen!

Des Königs frühe Erinnerung bewahrte das Bild einer lächelnden Frau von üppiger Anmut. Weich ihre Haut und zärtlich die langen Hände! Wie sie jetzt ihm erschien, knochig und in ein farbloses Kleid gehüllt, war sie das schreckende Zerrbild von früher, jeder Ahnung von Herrschaft beraubt, halb erloschen die Augen, kreidig weiß das Gesicht der einstmals glanzvollen Frau.

Das Willkommen, das ihr der König bot – eine schwache Umarmung war's, die bald wieder abglitt, auch der Kniefall der Schwiegertochter, Königin Berthas, war fremd und gezwungen. Weiteren Aufwand verwehrte die Kaiserin, wie denn mit ihrem Erscheinen von selbst der Eindruck entstand, als ob ein eben noch prangendes Bild die Farben verlöre.

Der Glanz der Pfalz berührte sie kaum! Sie erkannte die Tierfiguren über dem Eingang, die Säulen mit Fabeltieren geschmückt, den Saal mit den Bildern der Zwölf Apostel, da, wo die Thronsessel standen. Um eine Ermahnung suche den Sohn sie auf, der fragte, ob sie sich nicht pflegen, nicht ausruhn wolle. Ihr Blick glitt über die Runde der Räte, und sie bestimmte die kirchlichen Herren, daß sie sich in der Stadt mit ihren Begleitern über die ärgernisschaffenden Dinge, deretwegen von Rom sie gekommen sei, gleich doch beraten möchten. Der Kanzler aber und Hauskaplan – sie fiele doch selber in Strafe, bliebe sie mit den Gebannten im gleichen Raum!

So war es das Weh des Reiches, das Weh der Welt, das in Gestalt seiner Mutter hereinbrach! Unwillig ging die Kaiserin durch die Breite des Saals, als ob ihr der Boden unter den Füßen brenne, solang sie mit den Kranken zusammen war, den Kranken an Seele und Leib. Die Räte und Bischöfe gingen. Der König nahm die besorgten Gesichter mit sich ins Gespräch, das bevorstand.

Auch das Spiel der Stadtwächter schwieg, als die Kaiserin endlich unter dem hohen Bogenfenster sich setzte, durch das ein Stück des Himmels hineinschien. Der Sohn nahm nah bei ihr Platz mit der Königin Bertha und zwang sich zur Ruhe.

Sie aber scheute sich nicht vor den glühenden Eisen, sie faßte sie an und fragte nicht nach dem Wohl des Sohnes, sie übersah den Zustand der Königin Bertha; sie sprach davon wie im Gebet und kannte die Stimme schon kaum mehr anderen Ton: der König möge vom Starrsinn doch lassen, der mächtigern Macht sich nicht weiter verschließen, sich auf die Rechte der Kirche besinnen, so lange zum Unheil der Menschen verschüttet.

Sie hielt die mageren Hände verschränkt.

Abstehn möge der Sohn davon, zu belehnen und, was noch dichter die Strafen häufe, zum Verkauf auszurufen, was ihm nicht gehöre, also mit nackten Worten, Raub zu begehn; er möge nicht fürder die Bistümer

antasten mit seinen unheiligen Händen, geweihtes Land, kirchliche Bauten und Schätze, jegliche Art kirchlichen Guts. Nicht mehr seien dies Wünsche und Bitten, denn die seien im Sande verronnen, sondern Befehle! Solche Befehle brächte sie ihm im Namen des Heiligen Vaters, der noch immer versuche, in Güte, in grenzenloser, dem König den Weg des Heils und den Weg zur Reinheit des Herzens zu zeigen!

Dies alles kam ohne Eingang und schnell und ohne Betonung. Lang blieb die Antwort aus, die drei saßen still und gequält. Was konnte der König dem Schatten ererwidern, der nicht mehr die Sprache des Blutes verstand. Die Mutter sah nicht den Sohn, nur noch den König – der König sollte gehorchen! Der suchte vergeblich nach Worten, dem Schatten entgegenzutreten. Die Schönheit der Mutter kannte doch einst alles Volk; er habe, sagte das Volk, von ihr mehr geerbt als von der Herrschsucht des freudlosen Vaters; habe ihr Blut geerbt, das leichte burgundische Blut, das so gern sich entflammen lasse. Was aber fand er davon? Er hielt sich mühsam zurück.

Was fand er davon, als sie mit Drohungen fortfuhr: es würde von nun ab jeglicher Bischof, der seinen Sitz sich vom König gekauft und dem der König den Stab aus eigener Macht und ohne zu fragen verliehen habe, all seiner Würden verlustig gehn. Es würde vom Heiligen

Vater die ganze Kirche des Reiches zu einem Konzil zusammenberufen, das solle strafen und richten und solle niemanden mehr im Amt belassen, der es für Geld sich erworben. Die Diener Gottes, ihre Begleiter, die Bischöfe von Präneste, von Chur und von Cumä, hätten die Vollmacht empfangen, ein solches Konzil zu berufen. Sie habe die Wege des Königs verfolgt, mehr als er wisse; müßten ihm doch die Zeichen des Himmels, Hungersnot, Brände und Seuchen, der plötzliche Tod seiner Freunde verkünden, wie sehr sein Weg in die Irre verliefe! Müßte voll Freude er doch das Gericht anerkennen, das ihn von den falschen Beratern befreie und gottgefällige Männer an seine Seite beriefe!

Mit harten Händen saß König Heinrich vor seiner Mutter, und der Gedanke befiel ihn, den drohenden Griff an den Körper des Reiches geschehn zu lassen zu eigenem Vorteil, wie er bei aller Gefahr die Rettung aufsteigen sah; so nämlich sollte der Eingriff geschehn, daß die Halben und alle Lauen getroffen würden, jene, die heute in dieses Lager schwankten und morgen in jenes und vom Verrat ihr Dasein kümmerlich aufrecht erhielten. Daß aber die Freunde das Schwert des Urteils nicht träfe, sie vielmehr zum Schein Verzeihung erbäten; daß dann das Gericht achtlos über sie hinging und sie sich aufrichten konnten wie Ähren, die Regenschauer zu Boden gedrückt. – Dann aber fühlte er sich erschöpft vom Niederhalten des

Zorns, und daß der Haß, der jetzt in ihm aufstieg, ihn nicht verblende. Doch war sie wohl irr schon, die Mutter, und nichts mehr in ihr gehörte ihr selbst.

Er sandte die Königin Bertha, die still bei ihm saß, aus dem Saal und gab endlich die Antwort:

„Ist dir, Mutter, der Schleier, den du genommen, so dicht über Aug und Vernunft denn gefallen? Du würdest sonst sehn, daß nicht die Demut zu Gott mit Rom sich verbindet, sondern die Gier und Besitzwut des einzelnen Lehnsmanns, der sich der Aufsicht des Königs entledigen will, ob Bischof, ob Fürst. Hast du nicht, Mutter, den Grund zu solchen Begierden gelegt, als du nach dem Tode des Vaters jeden beschenkt hast, der dich bezaubert, so daß bald alle verlangten? Bist du nicht wieder bezaubert, jetzt, von der römischen Qual, daß durch deine Schwachheit die Ordnung verwirrt wird und du das Werk meines Vaters zerstörst? Der hob doch die Kirche aus Elend und Jammer wieder empor und machte sie stark zum Nutzen der Menschen und zur Entlastung aller Gewissen, nicht aber, daß sie so uferlos Ansprüche aufreißt, grade wie einer, dem über Nacht das Gold in den Schoß fiel, nun aber meint, sich alles kaufen zu können, Seelen und Herzen und damit die Waffen? Sehn deine Augen wahrhaftig nichts mehr?

„Kehrst du nach Rom zurück und verweilst auf halbem Weg in Canossa, wirst du auch dann nicht sehn, wie

deine Nichte Mathilde einen Gott sich gesetzt hat, der ein sterblicher Gott ist? Wirst du in Rom auch nicht sehn, wenn deine Nichte Mathilde nach Rom kommt, daß sie entzündet ist, und daß der Heilige Vater, dem deine Inbrunst gilt, selber entzündet ist und mit ihr lebt, jenseits aller Gebote, die selbst er erließ, jenseits, in Lust, und wie ein fassungsloses Sichanstaunen sie verwirrt und sie bindet, eine Vermählung nicht nur des Geistes? Mehr, Mutter, mehr! Deine Nichte Mathilde, rechtmäßige Gattin Gottfrieds, des einzigen Fürsten, der mir noch treu blieb! Welch ein Geschrei erhebt sich, verletzt ein König die Ehe, wagt nur den Wunsch, sich scheiden zu lassen, weil er die reinliche Trennung will! Aber Mathilde geht im Volke wie eine Heilige um, wie ihr alle euch heilig dünkt, die ihr dem Heiligen Vater verfallen seid. Euch ist alles erlaubt, uns aber nichts!

„Das siehst du auch nicht, Mutter, wie es dich auch nicht rührt, obwohl es das Herz dir abdrücken müßte, daß mir, dem König, das Reich zertrümmert wird, daß es schon überall brennt, die lodernden Köpfe der Fürsten sich über mich stürzen; Sachsen, das Land, wo du mich getragen, jetzt eben die königlichen Burgen zerbrach wider jegliches Recht und mühsam geschlossenen Frieden, aufgebäumt gegen mich durch die Macht der finstern Worte, die ins Gebein der Menschen gefahren sind!"

Aber die Mutter hatte die Hände gefaltet und sprach

ein Gebet in schaudernder Abwehr. Antwort gab sie, indem sie Gerüchte aufzählte, die aus den Chroniken stammten und von den Klöstern und Fürsten. Sie mußten doch wahr sein, in solcher Fülle gebracht und aus den Schreiben aufsteigend wie arger Geruch!

„Ein Beispiel gibst du, wie Herrscher werden, sind sie sich selbst überlassen! Dann wüten sie gegen Gott und wüten gegen den Abend des Lebens. Der steigt dunkel herauf und verschlingt sie. Bösen Lüsten verfallen, hast du verirrt dich, daß du zum Abscheu wurdest!"

Die Lippen der Kaiserin wurden noch blasser:

„Unzucht treibst du mit Männern und niederen Weibern! Dich verlangt es nach der Frau deines Freundes in ihrer Hochzeitsnacht! Jüngst erst zog ein Freund, dem das widerfuhr, klagend durchs Land!"

Sie jammerte:

„Bundesgenossen holst du dir unter den Heiden, um Stämme des Glaubens zu unterjochen, die solchen König verabscheun. Nach jedem Gold schielst du hin und achtest nicht auf die Quelle. Reich und Gesetz sind verwüstet durch deine Sitten. Keiner schaut mehr zu dir auf und deinen hündischen Räten, die du mit Frauen vermählt hast, deren du müde warst. – Beuge dich, Sohn, sonst brichst du zusammen!"

Es ging der Apriltag zur Ruh, das Gesicht der Mutter entzog sich dem König. Schatten der Lockung nahten sich ihm im farbenauslöschenden Zwielicht. Auch begann übers fränkische Land das Läuten der Glocken zum Feiertagsabend. – Nun strömte das Blut wieder freier, kehrte das Leben zurück, wie er's ersehnte, wie das Gebet es verbot und die Schriften, und er erhob sich über die Dumpfheit des Tages und aller Gebote.

Sollte er warten, daß sich die Mutter besänne? Ihr Geist war so fiebernd, die Brust war so welk, sie war so geschunden von Buße und Strafen, daß sie nur Unheil sah. Wie gut, daß die Nacht kam! Nichts mehr von Klagen, die doch ein Stein besser hörte, nichts von Verteidigung seiner Gewalt, die das gepreßte Herz nicht erahnte!

Der König stand nah bei der Mutter. – War schon bestattet der Vorsatz des Morgens, der ihn so lang auf dem Lager gehalten? Was hatte ihn angefochten, den flutenden Plan zu dämmen? Wird doch der Kämpfer zerstückelt, der nicht im Kampf mit den Feinden jede Waffe ergreift, wenn sie tausend Füße besitzen und tausend Arme, wenn sie die Lungen zerdrücken, die Zeugung ersticken! – Wer durfte dem König verbieten, sich auszuweiten über der anderen Menschen Hilflosigkeit, mehr zu begehren als Knechtssinn? Wer also den König angriff, dem mußte die undurchdringliche Binde die Augen zuschnüren, daß er tappte, blind und geschlagen.

Konnte die Mutter noch falsche Tränen erkennen von echten, wo sie so viele Tränen vergossen, zu jeglichem Anlaß? – Die große Gestalt des Königs beugte ein Knie, er senkte den Kopf; er war in der Jugend in aller Verstellung schon Meister und hatte zu oft schon durch solche Verstellung gesiegt. Wie er nun kniete, wollte die Rede nicht gleich ihm gelingen, denn sein Herz erkaltete ihm und fand keine Kraft zu der Lüge. Aber er trieb die Schwäche von sich und fand den Tonfall, wie er als Kind sich entsann mit der Mutter gebetet zu haben, flehte sie an, sie möge vergessen die Worte des Zorns, er sei sich entglitten inmitten des Wirrsals.

Als nun der erste Stein des Gebäudes gefallen, das er zertrümmern wollte, war ihm noch leichter zumut, und er fühlte die Mutter ein wenig aus ihrer Erstarrung erwachen. Was denn begehrten die, die das Reich so furchtbar bedrohten? Ach, sie begehrten, daß man in Reue sich winde, nicht daß man rein sei, aber die Unreinheit büße. Denn es hieß doch, es sei mehr Freude im Himmel ob eines Sünders, der Buße tät, vor neunundneunzig Gerechten, die keiner Buße bedürften. – Düster und schwer war der Trieb, sich niederzuwerfen.

Er sah nur den Umriß der Mutter und pries dieses Dunkel, das auch seine Augen nicht mehr erkennen ließ oder nur halb die Umflortheit des Blicks.

„Meiner Verbrechen, Mutter, möchte ich ledig sein,

der Buße Brenneisen ruhig erdulden, wie es die Seele brennt und den zuchtlosen Körper. Weiß ich doch selbst, daß ich fehlte, und daß die grellen Gerüchte, die um mich gehn, aus Wahrheit erwachsen. Mein Leib soll sich enthalten, und wenn ich ihn zwingen muß, tags und vor allem in dunkler Nacht! Wie ich ihn zwinge, so will ich mich ferner enthalten, die heiligen Güter der Kirche an mich zu reißen. Euren Befehlen will ich gehorchen, daß in meinem Reich sich der Glaube ausdehnt, will meine Räte ermahnen, die Wut der Besitzsucht zu dämmen! Auf die Gerechtigkeit will ich vertraun und die Güte des Heiligen Vaters!"

Den Drohungen galt es die Stützen zu rauben. Drohung war doch in den Worten der Mutter gewesen, daß über die Fürsten der Kirche des Reiches der Heilige Vater Gericht halten wolle. Ja, es war schon bedacht, daß es gut sei, die Pläne solchen Gerichts geschehn zu lassen. Er fing sie auf und lenkte die Unheilskraft ab und stumpfte die Pläne. Nun sah er bald Licht, nun sah er bald Rettung!

„Wünscht der Heilige Vater in Wahrheit, die Bischöfe zu versammeln und über sie Recht zu sprechen, Wölfe von Schafen zu sondern, so will ich's erdulden, daß solches Gericht verhängt wird, ja, es verlangt mich danach, wenn die Bischöfe selbst es erdulden. Die aber wirst du auch, meine Mutter, bekehren, wie du nun mich bekehrt hast.

Sieh, ich kniee vor dir, es löst sich mein Herz, ich bin froh meiner Tränen!"

Wahrlich, er weinte und seufzte, daß es ihn selbst übermannte, an seine Worte zu glauben. Dennoch blieb er bedachtsam, vermischte die eigne Erschütterung mit seinem Wunsch, das Reich zu erhalten, die herrliche Macht.

„Bitte für mich beim Heiligen Vater!" rief er zur Mutter. „Bitte für meine Räte, die du so sehr bedroht hast, die aber auch gleich mir um Erlösung flehn, die ohne den Segen der Kirche verzweifeln. Bitte für sie um Lösung des Banns, damit auch dein Ohr sie anhören darf!

„Hilf mir das Unrecht tilgen," rief er noch einmal, „das ich beging! Noch bin ich jung, noch hab ich die Mitte der Zwanzig nicht überschritten. Heiß ist die Jugend und ziellos! Stolz quält uns, wir nehmen ein ruhiges Wort nicht hin, das uns zur Einfachheit mahnt. Wir nehmen des andern Stolz nicht hin und wollen ihn brechen. Wir wägen die Mittel nicht, nach Rache sind wir begierig. Jetzt fühl ich, daß aus der Bereuung und aus dem Geständnis und aus der Beichte und aus der Auflösung der Hartnäckigkeit die Gnade der eignen Befreiung quillt, Wunschlosigkeit still sich bereitet, um dann vor Gottes Thron den Lohn zu empfangen!"

Brennende Scham bedeckte die Wangen des Königs, denn seine Mutter vergoß vor den stechenden Worten Tränen der Rührung. Also kannte sie nicht voneinander

die falschen Tränen von echten! – Er hörte die Antwort, die stille und schwebende Antwort, die ihn aus dem Dunkel traf:
Es würde der Heilige Vater an seinem Sohn sich erfreun, sie würde getreulich vermelden, was er auf den Knieen versprochen, und wie sie vernommen, daß ihn der Glaube und auch die Jungfrau Maria sichtbarlich angerührt; nun würde wohl bald im Reich die Feindschaft zerfallen, die zwischen dem Gotterwählten und Gottgesalbten urfremd entstanden, nun würde der Segen das Reich durchdringen und Wohltat der Armut den König und alle die Herren befallen, die wähnten, ihr Aufstieg käme aus eigener Kraft. Aber der Kirche Besitztum würde erglänzen, wie Gold und gewaltig!
Vor der Brücke zum Platz hielt sie den Sohn umarmt, es glitten die Arme nicht mehr so bald von ihm ab.



Zweiter Teil



Viertes Kapitel

So kam ein Jahr, das auf den Schwingen der Lüge die Luft zerschnitt. Geisternde Hände schoben die dunklen Tücher, die das Reich überspannten, zur Seite. Königlicher wurden die Reisen, große Begleitung umgab den Herrn, als er nach Aachen ritt, um englische Scharen des Eroberers Wilhelm von den Grenzen zu treiben; auch, als er zum äußersten Saum der Herrschaft gen Morgen ritt, nach Ungarn, da auch dies Land die steinerne Stirn des Aufstandes wies. Abteien und Klöster verlieh König Heinrich niederen Männern, und die Belehnung trug keinen Gewinn ein. Still war die Zeit der erlisteten Ruhe. – Die Kaiserin Agnes erntete Lob für die Bekehrung des Sohns.

So kam ein Jahr des verhaltenen Ringens und einer Ausschau weit über die Welt. Beruhigter über den störrischen Jüngling, lenkte der Mönch gen Morgen den Blick und hoffte, das Goldene Horn zurückzuerobern, Byzanz, nachdem es so lang von der Mutter getrennt war, der heiligen Kirche in Rom. Auch war es das Jahr, wo

Gott ihm befahl, das Grab des Erlösers, die Stätten des Erdenwandels des Herrn von der Herrschaft der Heiden zu heilen.

Gesandte des Königs trafen in Rom ein, Udalskalk, Rapato, Adalbert, einer aus Bayern, einer aus Sachsen, einer vom Rhein. Sie blieben in Rom, sollten ständig dort bleiben. Sie sollten weben am Band zwischen König und Papst.

Die Vollendung des Baus seiner Väter befahl König Heinrich, des Domes zu Speyer. Dort lagen die Ahnen zur Ruh, der Großvater Konrad, der an das Reich Burgund gefügt und den Bau begonnen, der erste der Kaiser aus salischem Haus, aus fränkischem Land, dem schweren, lehmigen Boden, wo Spelz gedeiht und der Weizen; auch Kaiser Heinrich, der Schwarze, der Vater des Königs, lag dort, in der Krypta aus urschweren Quadern.

Noch war der Bau nicht vollendet; in den Jahren der Wirren wuchsen die Türme gen Abend hin noch nicht zur Hälfte, stiegen nur die gen Morgen, zum Strom hin, hoch über die Gruft, dem Schiffer ein Zeichen, den Flößen und Kähnen, dem Reiter vom Herzen des Reichs her. Ohne Zierat, ohne Gesimse und Schmuck der Skulpturen stand noch das Langhaus mit den drei Schiffen, mächtig und grau, wo im Innern zwischen den Pfeilern das Volk eintrat, staunend aus seinen niederen Hütten, wo ganz wie von selbst das Gebet anschwoll, ruhend über den Hymnen

der Brüder, die für die verstorbenen Kaiser Ruhe erflehten, viele Stunden am Tag.

Nun kam eine Zeit der Baumeister wieder, die neuen Zugang zur Krypta verschafften, gewaltiges Tor aus geschmiedetem Eisen, wo auf schwindelnden Leitern Steinmetze den Schmuck der Türme, die Ordnung der Säulenreihen besorgten, die Kuppel des Chors mit Lisenen bedachten.

Die Steinmetze werkten auch an den Türmen gen Mittag, und strahlende Farben erhielten die Säulen im Innern. Die Bürger der Stadt setzten Dämme und Wehren in die Biegung des Rheinstroms bei Speyer, damit nicht herbstliche Fluten den Bau unterspülten.

So schafften sie durch das Jahr, durch den Herbst, den Winter, zum Frühling hinein am Wunder des Domes!

Nah aber dem Platz, da standen die Juden, Hunderte wohnten in Speyer. Sie reckten die Hälse und staunten den Bau an, der edel und edler geriet. Standen vor einem niedrigen Haus, das hebräische Aufschrift trug.

In die Erde führte das Haus, viel Stufen tief, die Treppe aus Stein hinab, steil in das Dunkel. Die Juden gingen ins Bad im Mai 1075 und saßen in ihren Wannen, in die der sprudelnde Quell floß. Sie sangen sich zu, einer zum andern:

„Ist doch ein Märchen das Reich, der König ein Märchenprinz! Ist am tiefsten die Not, kommt ein Wunder von Gold. Ist schon jegliche Hilfe versiegt, und murrt das Heer nach der Löhnung, ist der Hof schon dürftig geworden, greift in die Luft der König und holt sich Schätze und greift in die Luft noch einmal – und holt sich Schätze. Der König – er ist heraus aus den Wirren!“

Der Juden Haut ergötzte sich an dem warmen sprudelnden Wasser.

Sie sangen:

„Gut ist der König zu uns! Er will, daß das Geld rollt, er schließt es nicht ein in Kisten und Kasten, er läßt es wandern und gibt uns ab und läßt uns verdienen!“

Ruhend lagen sie nach dem Bad auf den Bänken. Da sagte einer der Juden:

„Märchen? Was nennt ihr es Märchen? Wo es die nackende Wahrheit ist, daß Raub geschieht, und jeder den andern betrügt, solange wir rechtlos sind, und alles geschieht ohne uns. An alle Länder hat sich der König gewandt, an die Dänen und an das lateinische Franken und an den König von England, ob der auch eben noch Feind war – damit sie Gold und Truppen ihm schickten. Denn er war trostlos verlassen und hatte nichts in der Hand, der Gewalt des Papstes zu trotzen! – Niemand sandte ihm Hilfe, es fraß einen jeden selbst der Aufstand

im eigenen Haus, denn es ist eine Zeit, die gegen die Könige wütet."
Der Jude rief:
„Aber im fernen Rußland, da glaubt der Tatar auf seinen Steppen ans Römische Reich – und er glaubt und vertraut mehr als jeder, der selber im Reich wohnt. In Rußland wußte man nichts von den Wirren. – In Rußland kämpften zwei Brüder um den Besitz der Krone! Die sandten ein jeder für sich zum König mit Schätzen, er möge ihm helfen gegen den Bruder und mit den Schätzen ein Heer ausrüsten und zu ihm stoßen. – König Heinrich nahm von dem einen und nahm von dem andern der feindlichen Brüder; versprach und hielt nicht, und doch strich er ein. Er rüstete wohl ein Heer, doch das eigne war's und für seinen Zweck!"
Der Jude sang:
„Nun wurde ein Spiel und ein Schacher daraus! Als einer der Brüder die Krone gewonnen und Kaiser geworden, da ließ man ihn wissen, man wünsche den andern. Da sandte der russische Kaiser in Angst neue Botschaft, klingende Botschaft, goldene Botschaft, Wagen voll Gold und Edelsteinen und Leder und Pelzen, Schätze, Schätze, daß man nur ihn nicht stürze!! Angelangt sind die Schätze in Worms, solche Schätze sah nie noch das Reich seit seinem Bestehn!"
Der Jude sang:

„Gott, der Gerechte, wird wissen, was es bedeutet. Seid auf der Hut vor den Schätzen!“
Die Juden sangen:
„Wir sind auf der Hut! Doch braucht uns der König, durch uns wird das Gold erst zum Geld. Wir gönnen dem König das Geld, er knechtet uns nicht, er ist für den Wohlstand, er ist für die Bürger, die satt sein wollen, er ist für den Handel, er ist für die Städte! Dennoch ist es ein Märchen! Wir sagen, wie du sagst: Gott, der Gerechte, wird wissen, was es bedeutet!“
So sangen die Juden zu Speyer im Mai.

Fünftes Kapitel

Über die Gipfel der Apenninen geflogen, gab Föhn der Juninacht summenden Schauer, schroff fielen und wild die Matten ringsum im Gewog des Vorgebirgs in die Täler hinab, lagen gelb und verbrannt von sengender Hitze ums Schloß Canossa. Sattgelbes Mondlicht quälte die Landschaft.

Anselm von Lucca, Beichtvater der Gräfin Mathilde, erhob sich vom Lager, es war erst gegen den Morgen, doch ihn verließ der Schlaf in der Kammer, weil ihm die Beichte der Herrin bevorstand. Wie er das Wecken im Kloster vernahm, kam ihm der Weckruf ins Ohr, den er als Knabe in Rom auf der Pritsche vernommen, wo er verstört dann von strohüberschütteten Brettern die Arme zur Kutte gereckt. Oft hatte die dornige Rute die Füße des Schläfers getroffen, der nicht sofort sich erhob. Mit bloßen Füßen mußten sie dann im Kloster Santa Maria in Rom, Hildebrand und der verderbte Freund Hugo Candidus, über die Steine, so kalt, durch den Kreuzgang, in dessen Mitte der Rasen lag, in die Kirche

zum Frühamt, wo sie der Wunsch nach dem Morgentrank aufrecht erhielt, die noch unverständigen Herzen.
Und es kam Damiani, Petrus Damiani, und lehrte die Knaben, daß nur der Schmerz des stöhnenden Körpers die Seele erlöst, er peitschte die Knaben für kleine Vergehn – ein bäurischer Mann mit der Wut des Sturmwinds, der gurgelnden Tiefe der Sümpfe, Gewalt der Sonne und Zorn des Donners! Wo immer er war, da fuhren die Worte auf, die jeden Menschen entblößten, war es ein Bauer, war es ein Bürger oder ein Graf. Dicht lief das Volk, zusammen und ließ sich bespein und ließ sich verfluchen und fühlte sich frei, wenn's im Staub vor ihm lag. Er weckte die Sucht der Menschen nach Strafe, nach einer Strafe der Leiber! Die Geißel trug er ins Volk, und den Geißlern gab er zu tun, die nervigen Arme zu rühren.
Anselm von Lucca trat auf den Hof. Da kamen die Mönche, gleich Schatten und nebeneinander zu zweit, aus der Tiefe des Klosters. Denn das lag ins Gestein eingehauen, es fand nicht mehr Platz auf dem Riff des Felsenschlosses Canossa, ein Turm nur zeigte es an, schmal unter den andern ragenden Türmen, die in die zerklüftete Landschaft warnten, die Türme des Schlosses, die Türme der Wächter.
Eng war der Hof und füllte sich bald. Es kamen auch aus den Quartieren, den leeren Zellen des Klosters, den

Kellern der Burg, aus allen Winkeln des steilen Felsens, wo jeder Klafter bewohnt und benutzt war, die Ritter der Gräfin Mathilde, Gebieterin von Toscana, wohl hundert Mann, die Leibgarde, ausgesucht aus den Ländern wie des Heiligen Vaters Legaten. Auch kamen viel Gäste, die Fremden von auswärts, und waren die frühe Messe lang nicht gewohnt. Bollwerk zwischen Rom und dem Reich war die Herrschaft der Gräfin. Wer sich Vorteil versprach und wer der rollenden Wucht der Ereignisse nah sein wollte, damit er dran teilnahm und am Verteilen, der kam hierher und fügte sich starr der Regel der mächtigen Freundin des Heiligen Vaters. Sie drängten sich dicht vor der Kirche. Die schien hinabzugleiten vom Fels, so nah an den Rand gesetzt; am Turm das Wappentier Petri, als Wetterfahne ein Fisch.

Leichter Morgen tat sich schon auf, der Mond verlor seine Herrschaft, als die Gräfin erschien und das erste Licht auf ihr braunes Gesicht fiel.

Eine Bank nur stand in dem Kirchlein; die Ritter und Mönche konnten nur stehn. Karg war der Raum, und funkelnder Prunk allein auf den goldenen Altar gehäuft mit den heiligen Geräten aus Gold und den Bändern und Decken aus Seide, mit leuchtenden Steinen bestickt.

Der Abt des Klosters vollzog den Dienst, Novizen und Kinder halfen, die Schellen zu läuten und die Geräte

aus ihren Hüllen zu nehmen, das Buch aufzuschlagen. Schwer war die Luft von dem Kerzenrauch und den atmenden Menschen. Mancher der Gäste war wohl erstaunt ob der Strenge der Ordnung, erhob sich nur schwer, um niederzuknieen, ein um das andere Mal.
Doch allmählich wurden die Fremden bezwungen. Denn sie gewahrten die Tiefe der Demut, mit der die Gräfin der Messe Beispiel ergriff, daß es nicht Beispiel mehr war, sondern Wahrhaftigkeit; daß in Wahrheit der Leib des Herrn verwandelt tief in sie einging. Ihr Glaube schlug alle in Bann, die Fremden, die Ritter und Mönche; er machte sie alle beschämt.
Es dachte wohl einer:
„Lebt noch ein Fürst, der mächtiger ist? Ist sie von Gott nicht mit Kraft und Gesundheit bedacht? Ist sie nicht jung? Ist sie nicht reich wie niemand sonst auf der Welt? Ist ihr Verstand nicht geschärft, liest sie nicht Bücher und sitzt zu Gericht wie ein Mann? – Dennoch liegt sie vor Gott auf den Knieen, als ob sie verarmt sei!"
Endlich wich die Bedrückung. Der Abt verhüllte den heiligen Leib. Flutendes Licht schwoll durchs offene Tor. Die Ritter und Mönche drängten zum Hof, die Fremden suchten ihr Lager noch einmal auf.
Anselm von Lucca blieb, und Gräfin Mathilde blieb in der Kirche zurück!
Den Beichtvater schreckte die Stunde! Das war es, was

immer ihn schreckte, wenn eben der Schlaf ihn verließ, die Beichte der Gräfin am Morgen. Wie sah er in diese todtraurig-glückstarke, herrschsüchtig-demütige Seele, wenn sie die Wünsche der Nacht von sich warf! Sie trug ein Bildnis in sich, das wollte sie zeigen und doch bedecken, das wollte sie tilgen – und war doch die Rettung. Noch war ihr Glaube nicht rein, sie vermischte ihn noch mit den Brünsten; es verlangte sie noch, sie war noch nicht still.
Das beichtete sie mit schluchzender Stimme, und sie löste das Kleid, um zu leiden, wie auch die frühen Christinnen litten unter der Peitsche der Römer, daß ihre Inbrunst rein aus der Qual und geläutert hervorstieg, löste das Kleid, daß es den Nacken entblößte, die Schultern, den Rücken und bis zu den Hüften hinabfiel, lehnte sich über die Bank und schloß die Augen und hielt die Hände ineinandergepreßt – inbrünstig bat sie um Strafe. Anselm von Lucca schlug zu. Ihm wuchs im Schlagen die Kraft, schwer schlug er zu mit der Geißel.

Mittag, und der Empfang nicht vorüber! Ihr drohte die Kraft zu zerfallen. Bis auf den schmalen Hof stand die Menge vom Morgen an vor dem Saal des Gerichtes: Meldereiter von ihren Städten, neue Gäste, die Zeitung brachten aus allen Ländern der Erde, Unter-

führer und Baumeister, dunkelhäutige Edelsteinhändler und Elfenbeinschnitzer, arabische Geldverleiher. Sie hielt sich noch aufrecht, empfing Legaten aus Rom, entließ die letzten Besucher, unverwirrt den Schwarm auseinanderhaltend, mit ungeschwächtem Befehl.

Doch als auch die Mahlzeit vorüber war, spät schon am Nachmittag, stürzte in ihrem Schlafraum sie hin, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Dienerinnen zogen die schweren Schuh von den Füßen, streiften das Kleid ab, die Haut des Rückens lag bloß, von Geißelhieben zerschunden, mit Schorfen und frischen Wunden bedeckt.

Salbe kam auf die feuchtenden Stellen, es raste der Schmerz. Sie griff an die Pfosten der Bettstatt, es perlte das Blut zu den Wunden; langsam schlich sich ein Zittern ganz durch den Leib. – Schwer von Genuß schlief sie ein.

Durch die offenen Türen kam Kühle des Abends. Hammerschläge auf hangende Balken im Turm des Schlosses hallten die Stunde. Dumpfe Gesänge entströmten dem Kloster. Wind fuhr die Hänge hinab, graublaue Kornfelder streichend, die er zu Wellen trieb, als wollten die Ähren zu Tal.

Wunderbar nach dem Schlaf gekräftigt, zog sich die Gräfin abendlich an, schlang Ketten aus schwarzen Perlen um ihre Arme, um ihren Hals Ketten geflochtenen Golds.

Sie ging durch schmalen Gang in den Raum der Geschäfte. Briefe bedeckten den Tisch, Regale trugen die Bücher: die Bibel, Dichter der heidnischen Zeit, Rechtssprüche, kirchliche Schriften. Zu ihr wurde der Pfarrer geführt der Stadt, die nah bei dem Schloß lag, der Pfarrer der Basilika des heiligen Prosperus in der Stadt Reggio. Der war gekommen mit seinem Weib.
Die Gräfin ließ die Besucher sich setzen, einen stämmigen Mann, nicht mehr jung, und seine bäurische Frau, deren Gesicht überhaucht war von milchiger Blässe. Außerhalb des Empfanges war er bestellt für eine letzte Ermahnung.
Denn dem Befehl aus Rom widersetzte er sich. Das war ein Befehl, schon seit langem erlassen, doch niemals befolgt: daß die Pfarrer durch keine Heirat, von keinem Gedanken an eine Frau in ihrem Amt geschwächt werden dürften, daß sie der Erbsünde Zorn nicht erreiche. – Jetzt hatte der Papst den Befehl aus der Tiefe seiner Gesichte und seines Willens zum Weltreich erneuert, um die Wächter zu schaffen über die Menschheit, die unbestechlichen Wächter, die nicht der Bedrückung des Tages erlägen und feindlicher Lust.
Zögernd fiel die Stimme der Gräfin, gebrochenen Klangs, in die Frage:
„Pfarrer, gehorchst du immer noch nicht? Läßt nicht vom Unrecht, bringst mit dir die Frau als Beweis

deines Widerstands? Rührst deine ganze Gemeinde auf!"

Der Pfarrer hatte den Mut, die Entscheidung nicht zu verschleppen. Die Herrin, sie konnte ihn stürzen. Es half nur die Wahrheit, es half kein Ausweichen mehr, die Wahrheit nur konnte ihn retten.

„Mit einem Weibe zu leben, Gräfin Mathilde, das soll ein Verbot sein für die Armen im Geist; für die soll es gelten, die unserer Kirche ein Greuel sind, die in den Kneipen sitzen mit ihren Dirnen und das Gewand zum Entsetzen der Gläubigen tragen; die mit dem Geld ihrer Väter das Amt sich erkauften! – Lang lag es verschüttet, das schwere Verbot, nun hebt es sich wieder empor, trifft die, die längst schon gewandelt sind zu Kämpfern für den erwachenden Glauben. Nun trifft es alle und nicht nur die, für die es entstand. Unermeßliches Leid kommt über die Menschheit!"

Die Gräfin saß aufrecht, lehnte den Rücken nicht an. Ihr Gesicht bekam Flecken:

„Halbheit löscht doch die Sünde nicht aus! Halbheit kennt immer wieder den Ausweg. Es soll doch den Frieden dir bringen, wenn du gehorchst. Über der Qual der Natur sollst du stehn, daß du sie stillen kannst alle den andern. Ahnst du denn, Pfarrer, die Kraft, die in dir wohnen soll? Laß die Armen im Geist nur versinken, Gottes Strafe tilgt sie schon aus, aber die Reinen müssen

erhöht sein. Wunschlos müssen sie sein, untadelig die Hände, die sie zur Andacht falten. Sind sie voll Tadel, packt sie die Kleinheit des Kampfes, der um die Frau geht, dann zerrt sie der Wunsch zu Boden, ihr zu gefallen, ihr Genüge zu tun."

Die Frau erschrak, sie wollte die Antwort geben. Aber der Mann kam ihr zuvor:

„Wunschlos, untadelig? Gräfin Mathilde, wie lebe ich denn? Wo steht es geschrieben, daß ich nicht zeugen soll? Gott – ist denn Gott für den Tod, nicht für das Leben? Ist denn nicht das Gefühl, das den Menschen zum Menschen drängt, ebenfalls heilig, schließt sich auch da nicht die Seele auf, so daß sie weit wird zum Preise des Schöpfers? Dunkel wird unser Trieb, knechtet man ihn."

Das war die Antwort, so zum Ermüden gehört, so fern allem Glück, so mit Stumpfheit behaftet! Wenig half die Ermahnung, das freundliche Wort; niemand bekehrt sich in Freiheit zur Aufschau. Leidet sein Leib, so bietet die nackte Natur er zum Zeugnis an, daß er wie jene wächst, daß Gott auch jene schuf mit ihrer Brunst.

„Pfarrer, Heirat, das ist doch Sorge, das ist doch Güte für einen Menschen, das ist doch Teilung der Kraft und des Willens, das ist doch Raub an der Andacht. Andacht raubst du allen den Seelen deiner Gemeinde. Kommst du von deiner Frau aus gemeinsamer Kammer, löschst du die Weihe des Altars aus."

Trauer und Bitterkeit packten den Pfarrer:
„Jung bist du, Gräfin Mathilde, bist noch nicht dreißig Jahr, verhärtest dich so! Stöhnt doch seit jenem Verbot vor Kummer die Welt! Rotten sich Zweifler zusammen, die Nächte sind schlaflos, krümmt die Natur sich vor dem Befehl, zuckt voller Schmerzen, schlägt aus, erhebt sich zu rasendem Aufstand! Freude fällt von den Menschen, Angst treibt sie zur Hast, die Speise schmeckt ihnen nicht, der Trank nicht, die Ruhe des häuslichen Herds ist zerstört. Ruft doch Paulus dir zu: ‚Ist die Enthaltsamkeit über die Kraft, so laß sie freien; Freien ist besser als Qualen der Brunst!‘ – Dunklen Wolken gleich liegen die Hände des Papstes auf uns. Gräfin Mathilde, du, seine Dienerin, die du die Burgen für seinen Schutz baust, suche den Ausweg für uns!“
Schwer waren die Augen der Gräfin:
„Wer soll dir denn glauben, daß du erbebt bist, daß du die Ruhe erflehst, daß Gottes Sohn für uns litt, wenn deine Kleinheit gegen dich zeugt, die immer um dich ist, dein mangelnder Wille zur Überwindung? Größere Seelen als deine verlangt der Heilige Vater, nicht mehr gehemmte, nicht vom Alltag beschmutzte!“
Der Pfarrer rief:
„Bedenkst du denn, Gräfin Mathilde, daß ich nicht allein bin, nicht mein Gewissen allein, das sich wehrt in Verzweiflung?! Tausende trifft wie mich das Verbot,

tausende Frauen und Kinder und frohe Gemeinden weit in den Ländern des Glaubens! Aufstand des Blutes wird furchtbar genährt, es verkümmert die Andacht! Sehnsucht treibt uns zum König, sei er auch noch so verderbt; er tötet das Leben nicht, tötet nicht Gottes Natur! – Das Reichskonzil trat nicht zusammen, weil die Pfarrer nicht glaubten, daß das Verbot ein Gottesbefehl sei! Mag doch die Kraft des Heiligen Vaters an uns zerschellen!"

Tränen netzten die Augen seiner gequälten Frau:

„Was will denn Papst Gregor? Was will der furchtbare Mann? Erntet er nichts doch als Kummer mit seinen Verboten! Stehn wir Fraun nicht am Herd und füllen den leeren Topf dem, der vorüberkommt, jedem der Armen? Pflegen wir nicht die Kranken und Siechen? Hängen dem Manne nicht an, dem einen, wie es geschrieben steht? – Es ist nicht von Gott, was der Heilige Vater befiehlt!"

Fassungslos, völlig verwirrt brach sie aus:

„Papst Gregor selbst – lebt er nicht selbst in Schuld? – Lebt er nicht selbst mit einer Frau – ?"

Hart griff sie der Pfarrer am Arm, sie wimmerte leise:

„Es ist doch wahr!"

Die Augen brannten im blassen Gesicht ihres Mannes, als er sein Urteil empfing:

„Pfarrer, so wirst du bald selbst schrein, unbelehrbar, verloren!"
Die Gräfin stützte sich, als sie aufstand:
„Der Zutritt zur Kirche wird dir verwehrt! Dein Amt wird vergeben!"

Wie ein Schrei war ihr Brief an den Heiligen Vater:
„Ich bin gerüstet, was immer auch kommen mag! Nie ist ein Auftrag zu groß! Schande wär es für mich, könnte man sagen, ein Weib gäb mit Dingen sich ab, die nicht für sie taugen, wolle den Fürsten nur spielen!"
Sie schrieb von der Kunde, die ihr die Fremden aufs Schloß gebracht, die von dem Strom des Goldes besagte, von Rußland ins Reich des Königs geflossen; wie sich höchst trügerisch dem Vetter Heinrich die Herrschaft fester gestalte, denn der Grund dieser Herrschaft sei lockrer als Sand; auf Flüchen sei sie errichtet und bellendem Unverstand. Jede Nachricht von jenseits der Alpen gäb ihr den Schauder der Abwehr. Fremdheit wehe vom Reich, das sich stemme gegen die Lehre der Schrift, ein Stolz herrsche dort, der sich selber zerfleische. Aufruhr atme bis an die Grenzen Toscanas!
Der lange Junitag verlosch nun doch. Sie schrieb im Lichte der Kerzen:
„Selber schreibst du, du müßtest täglich die Ängste und

Nöte eines kreißenden Weibes erdulden? Du bätest Jesum darum, Er möge dich auslöschen oder ein Zeichen dir setzen, daß dein Leben nutzbringend sei? Der Tag wird kommen, da du die Könige alle bekehrst und alle das Kreuzbanner tragen. Daß sie dir folgen zum Grab des Erlösers, damit die Fahne über Jerusalem weht. Vorher bricht vieles zusammen! – Bitte Jesum um Stärke!"

Und sie dachte, was bisher geschehn, sei nur unendlich gering. Sie schloß den Bericht: „Mathilde, ist sie von Rang, so von Gottes Gnaden. Canossa, im Juni."

Sechstes Kapitel

In Gottfried von Lothringens Schlafzelt brannte die Lampe. Zur Ruh ging der Herzog, der Gräfin Mathilde Gemahl. Das Bett stand auf starken Pfosten, hoch, vor der Feuchte geschützt, von damastenen Tüchern verhängt. Ein Diener half ihm aus Panzer und Kleidern. Vorn fiel das Hemd ihm tiefer hinab als über den Rücken, wo es den Buckel umspannte. Nackt zeigte sein Körper sich sehnig, die Arme mit Muskeln bepackt, die Hände eisern in ihrer Griff-Festigkeit, die Zentnergewichte hoben, im Spiel sie weiter warfen als jeder Genosse. – Vom nahen Stall kam das Stampfen der Pferde, an eisernen Stangen klirrten die Ringe der Zügel. Die Wachen riefen das Ablösungswort.

Sein ganzes Heer lag um den Herzog, zweitausend Mann war es stark: die Führer vom Vater noch her, jeder Mann in Schlachten erprobt und ehern gezogen.

Er saß auf dem Rande der Lagerstatt.

War es die Wahrheit?

War es die Wahrheit, was Hugo Candidus, römischer

Kardinal, jetzt in den Gauen beschwor, wenn er sich still mit Fürsten und Pfarrern besprach? Gerüchte, die also gingen über den Mönch in Rom auf dem Stuhl des heiligen Petrus:

‚Er, der die Armut dem geistlichen Stande befiehlt und als Lehre verkündet, daß der besitzlose Geist in der Welt herrschen soll, lernte sein Handwerk bei arabischen Juden und Zöllnern, schuf in Gemeinschaft mit ihnen den goldenen Besitz, durch dessen Kraft er sich auswirkt, mit dem er die Menschen sich kauft und gefügig macht. Was er mit seinen Lippen verflucht und austreiben will aus der Welt, darauf hat selbst er die Macht sich gegründet.‘

War es die Wahrheit, was der Weißlockige, den man den Schieler auch nannte, Hugo Candidus, römischer Kardinal, auf den Straßen heimlich ausstreute?

‚Von Komödien gibt's eine Sorte, wo der Witz seine Nahrung sich von den Gassen holt; wo man Hunde belacht, die auf die Lenden sich springen, einer dem andern im Kreis; solche Komödien, wo Sklaven mit starkem Glied bei lüsternen Weibern den Einschlupf finden! Der, der die Keuschheit der Priester verlangt, wohnt solchen Schauspielen an und reibt sich die Hände über dem magern Leib, seine Lippen zittern in Wollust!‘

War es die Wahrheit, wenn Hugo Candidus fragte:

‚Findet er Hilfe denn anderswo als bei den Frauen, die ihm verfallen sind? Geriet nicht die Mutter des Königs,

die Kaiserin, in sein Lager? Verzückte er nicht das narbenzersetzte Gesicht der Königinmutter Adelheid, Fürstin Turins? Verführte er nicht die Mutter der Gräfin Mathilde, Beatrix, zu seinem Teufelswerk, so daß er, wie sonst ein Krieger mit Waffen sich gürtet, von heulenden Weibern umgürtet ist, die für ihn schrein und die, unseligerweise verwitwet, nicht mehr den Mann zur Seite besitzen, noch wollen, der sonst ihre Brunst zu zähmen imstand ist?'

War es die Wahrheit?

Der Herzog löschte die Lampe nicht aus, er schlief nicht im Dunkeln, die Waffen lagen nicht weit.

Ihn hatten Briefe erreicht von Rom und Canossa, wohin er kam, fand er Briefe. Hilfe wollten die Briefe erpressen, weil den Normannen Apulien nicht mehr genügte, weil das gefährliche Volk auch nach Ostrom griffe. Da entsann man sich seiner und seines Heers – und hatte ihn immer mißachtet und ihm das Anrecht auf sein Besitztum, die Herrschaft Toscana, die Jahre hindurch verweigert, so wie die Frau ihm das Bette verweigert. – Nun schrieb Mathilde ihm huldreich, seine Gemahlin! Nun drängte der Heilige Vater, daß ihre christliche Ehe nicht weiter durch Fremdheit zerfiele!

„Fromm," dachte der Herzog, als er die Decke über sich zog, „was ist Frömmigkeit? Beten, beten! Die Welt betet so viel! Der Mächtige betet zu Gott und fleht

um das Heil seiner Seele. Aber er meint die Mehrung der Macht. Der Bauer erfleht das Heil seiner Seele und meint die Gesundung des Viehs und meint den Regen und fruchtbare Sonne. Fromm sind nur Betteln, die nichts mehr besitzen, auch keine Hoffnung mehr auf Gut und auf Geld, und vom Leben erschlagen sind – und sie vermachen ihr Stückchen Flachs und ihre Spindel der Kirche.

„Betet ein König wahrhaftig? Bete ich, Herzog Gottfried beider Lothringen, wahrhaftig? Der Vater des Königs, der Kaiser, betete viel und hatte den Beichtvater um sich und den Geißler, der seinen Rücken zerschlug. Wie war er finster und mitleidlos, wie war er bedacht auf seine Macht, wie gönnte er keinem Anteil daran!

„Hat mein Vater wahrhaftig gebetet? Als ihm nach seinem Leben des Raubs und der Kriege die Wunden zu eitern begannen und er zerfiel, da sind die Träger der braunen Kutten von Cluny gekommen und haben die kraftlosen Hände ihm ineinandergeschoben, ihn beten geheißen und nach dem Gebet Pergamente vor ihn gelegt, darin verzeichnet war, daß sein Besitztum der Kirche gehöre: gold- und juwelenbestickte Reliquien, blühende Ländereien und Burgen voll Vorrat; des Sohnes aber kaum mehr gedacht! Auch das heißt man beten und Frucht des Gebetes!"

Der Herzog stöhnte auf seinem Lager.
„Der Teufel siegt, wenn gebetet wird, weil die Gebete die Menschen krank machen und schlaff, so daß sie ins Leere greifen und stammeln. Dann siegt der Teufel und nimmt seinen Lohn!"
Es regnete dicht, das Wasser drückte die Zeltdächer ein, und Posten kamen, das Naß aus den Planen zu stoßen, damit die Last sie nicht einriß. Klatschend fielen die Bäche auf. Der Herzog hüllte sich fester in seine Decken.
„Fürsten? Man legt sie zusammen ins Bett, den Mann und die Frau, um die Herrschaft zu halten und zu vermehren. Schafft ein Gebet, daß sie die Kraft zur Hingabe finden? Manch einer betet darum und beschwört sich das Bild der Geliebten und betrügt so die Frau, schlimmer als wahrer Betrug es vermag. Sie zeugen noch immer die Kinder. Aber die sind schon saftlos geworden und böse, die krampfhaft gezeugten Gesichter. Sie pakten mit jedem, der ihnen hilft und der für sie betet.
„Weit schob der König sie von sich fort und nahm sich der Bastarde an, mit denen er neu das Herrscherrecht schrieb. – Da suchte man sie aus seiner Umgebung zu hetzen.
„Nun beten die Fürsten wieder um Gnade für Heinrich, weil er den Vorteil verheißt. Nun spüren sie wieder die Angst, es könne auch ihnen geschehn, daß aus dem Wis-

pern und Raunen um sie plötzlich der Brand schlägt und ihre eigenen Burgen zerfrißt.

„König! Nun ist bei dir wieder Fülle der Macht, nun ziehn sich auf deinen Ruf überall die Heere zusammen, marschieren, wohin du sie führst. Nun trägt dich die Welle wieder der Inbrunst zu allem Besitz.

„Dem andern, dem dunklen Strom ergeb ich mich nicht!

„Ich flehe darum:

„König Heinrich, sei stark!"

Siebentes Kapitel

Es konnte sich keiner entsinnen je solcher Heermacht im Reich, als König Heinrich, nachdem er die Fehde verkündet, im Anfang des Juni zu Thüringens Grenze, von Franken hinauf, zog, um sächsischen Trotz endgültig zu brechen. Gottfried war mit ihm und der wie ein Hund treue Wrateslaw, Herzog von Böhmen – das war gewiß, die verließen ihn nie: der eine ein Krüppel und doppelter Hasser aller Feinde des Reiches, der andre ein Riese von Wuchs und unstillbaren Gehorsams – doch Rudolf von Schwaben auch und die auf ihn hörten, Welf, Herzog von Bayern und Berthold von Zähringen, gaben Geleit mit dem kühnsten Adel der Länder. Welch eine Einigkeit! Niemand der Herren entzog sich der rächenden Tagfahrt auf Königsbefehl, und schützten sie sonst doch unzählige Ausflüchte vor; nur Erzbischof Anno von Köln war Urlaub erteilt, er sollte den Vorteil nicht finden, sein Heer im Kampf zu erproben.

Den Oberbefehl nahm Rudolf von Schwaben, wie denn von alters her der schwäbische Herzog Verantwortung

trug für den Ausgang der Schlacht. Die leuchtende Macht stieß über die Fulda und Werra bis Eisenach vor und hatte den Siegeswillen in sich; sie hätte immer gesiegt, wo immer sie war, gegen sämtliche Feinde des Reiches, durch ihre Einigkeit.. und stand auch nach Eilmärschen schon am folgenden Tag um Mittag bei Langensalza.

Dort sahn sie die Sachsen ruhn, am Ufer der Unstrut, das ganze Heer. Das ruhte ohne des Angriffs gewärtig und badete sich und schwamm im Fluß und hatte die Waffen über die Wiesen verstreut. Da winkte der Sieg, Herzog Rudolf griff an, doch Behendigkeit und blitzschnelles Greifen der Waffen und Wut auf den König und Liebe zur Heimat schwächte das Reichsheer, die Schlacht stand durch Stunden, bis denn die Sachsen über die Unstrut gedrängt, und die Nacht kam.

Klagender Sieger wurde der König, als er am Morgen über das Schlachtfeld ritt und das Licht die Leichen enthüllte. Die Blüte des Adels der Bayern und Schwaben deckte das Feld, von vorne getroffen, doch von den Sachsen fand nur gemeines Fußvolk den Tod: die erbitterten Bauern, die sich fast ohne Rüstung gegen die Ritter gestürzt und mit Wällen von Leibern die Heimat geschützt. Von den sächsischen Fürsten war keiner gefallen, keiner erschlagen, der Geist des Aufstandes nirgends getroffen und auch die Bischöfe nicht, die waren in ihre Berge geflohn, in die

Wälder und auf die Burgen der Fürsten und unzugänglichen Festen, als sie die Stoßkraft der Bauern verebben gesehn.
Klagender Sieger wurde der König! Den Fürsten wuchsen die Zweifel, ob denn die Einigkeit auf diesem Feldzug auf innerer Wahrheit beruhe, so schlecht belohnt, ob's nicht nur die Einigkeit sei, die aus dem russischen Gold geflossen, das sie betört zum Gehorsam gebracht – und aus den Täuschungsversuchen des Königs.
Sie fanden mehr noch an Gold und wurden Besitzer von Höfen und Gütern, von Hausrat und Wolle und Flachs – und hungerten doch. In dem grünenden Land, das sie unterwarfen, hatte kein Frühling Winter und Sommer getrennt, selbst im April noch in Frost die Erde gestarrt, der Mai war mit Winden gegangen und Schnee. Als die Bestellung des Bodens eben gelungen, da hatte schon Hitze sich schwer auf die Äcker gelegt. Es fanden die Sieger am Anfang des Juli noch nirgendwo Korn, es standen noch spitzig und grün der Hafer und Roggen, der Weizen, die Gerste. Das Wild war verscheucht in undurchdringliches Dickicht, das Vieh war klein nur von Wuchs und gering im Gewicht.
Die Sieger konnten mit keinem Schatz das Brot sich verschaffen, das Fleisch.

Um die Pfalz von Goslar stiegen die Hügel des Harzes auf, rund und von Bäumen schwer; wogten die Zweige der Tannen dicht ineinander, glänzten Rodungen bleich im Mondlicht wie an den Leibern der Krieger die Narben.
Der König lag in der Kammer der Burg. Seine Stirne war feucht. Ein stöhnender Leib löste sich von ihm ab. Beute war er, unter den hundert Jungfraun gewählt, die, von den Höfen zusammengetrieben, sich zeigen mußten. – Schalheit kroch an ihm hoch, und Unlust hauchte ihn an.
Er sperrte die Kammer zu und ging in den Saal, wo die Herzöge saßen und Räte und Erzbischof Siegfried von Mainz. Satt pflegten sie breite Erholung und waren doch unwirsch. Der Schein der Fackeln erhellte die Treppe.
Der König rief zu den Fürsten:
„Mich dünkt, wir entlassen die Heere, vereinen uns wieder zu Mitte Oktober! Dann ist uns die Ernte gewachsen. – Es bleibt mir der Dank für die Hilfe, ich will sie euch lohnen; im Herbst aber doppelt und dreifach."
Die Runde sah auf, Herzog Rudolf von Schwaben erteilte die Antwort:
„Es ist, wie du sagst, es verlangt uns nach Hause! – Wir wollen die Zeit des Sommers auf unsern Feldern und Weiden verbringen. Wir wollen erfahren, was sonst sich zutrug – außer den eigenen Taten."

Sie aßen unfroh zur Nacht und tranken hastig den Wein in der Pfalz Kaiser Heinrichs, der König und seine Fürsten. Am Ende der Tafel war noch ein Raten und Planen, in einzelne Gruppen zerfiel die Versammlung.

Erzbischof Siegfried von Mainz ging zum König. Der sah ihn unwillig an im Rauche der Fackeln, den alten Mann, das Haupt aller Kirchen im Reich, der immer mit schalen Gebärden die eigne Besitzwut versteckte und der auch ein Anlaß gewesen zu diesen sächsischen Wirren, weil er ihm immer im Ohre gelegen, die Sachsen müßten bezahlen, dem König und ihm; der alte Mann ohne Weisheit des Alters, der morgen zugab, was er noch eben verweigert, immer bereit war, auf dessen Seite zu treten, der ihn ermahnte. Heut war es Rom und morgen der König, dem er Zusicherung gab, und meinte nur sich. Was wollte der Bischof denn jetzt, was wollte dies glatte Gesicht mit der heiligen Stirn und dem schurkigen Mund? – Erzbischof Siegfried sagte:

„So stoß ich sie aus der Gemeinschaft der Kirche, die sächsischen Fürsten, die flüchtigen, die nicht nur uns, sondern ihr Volk selbst verrieten. – Wir haben in Zukunft nicht gegen Feinde, denen zuvor man den Krieg ankündigen muß, sondern gegen Gebannte zu fechten, die man erschlagen kann, wo man sie trifft, die vogelfrei sind!“

Der König fragte:

„Und hast du Erlaubnis dazu, Erzbischof Siegfried?"
Der Erzbischof sagte:
„Ich habe vom Heiligen Vater längst schon Erlaubnis!"
Erzbischof Siegfried konnte den Unmut nicht dämmen, als er ein förmlich Gericht hielt und alle Namen der sächsischen Führer aufrief und sie mit den uralten Worten des Bannfluchs aus der Gemeinschaft der Kirche verstieß. Verstärkte nur noch den Unmut der Fürsten. Man war schon im Aufbruch, man sann schon zur Heimat, nun tauchten noch Worte auf wie Bannfluch und Papst, nun zeigten am Himmel sich ihrer Gedanken noch andere, dunklere Sorgen.
Spät in der Nacht trat der Führer der Possenspieler, feist und behäbig, mit einem Grinsen im breiten Gesicht, in den Saal, fragte an, ob er, wie allnächtlich in den Quartieren, mit der Komödie anfangen dürfe? – Ihm wurde keine Erlaubnis erteilt.
Der König machte ein Ende dem Planen und tat es durch Othelrich, der während der müßigen Reden und während des müßigen Bannfluchs den Königsbefehl entworfen zur Tagfahrt im Herbst. Jäh stand er auf und nannte den Ort, wo die Heere der Schwaben, der Bayern, Lothringer und Böhmen aufs neu sich versammeln sollten, Gerstungen, nah am Saum des Thüringer Landes. – Er forderte von den Fürsten den Handschlag.

Sie aßen unfroh zur Nacht und tranken hastig den Wein in der Pfalz Kaiser Heinrichs, der König und seine Fürsten. Am Ende der Tafel war noch ein Raten und Planen, in einzelne Gruppen zerfiel die Versammlung.

Erzbischof Siegfried von Mainz ging zum König. Der sah ihn unwillig an im Rauche der Fackeln, den alten Mann, das Haupt aller Kirchen im Reich, der immer mit schalen Gebärden die eigne Besitzwut versteckte und der auch ein Anlaß gewesen zu diesen sächsischen Wirren, weil er ihm immer im Ohre gelegen, die Sachsen müßten bezahlen, dem König und ihm; der alte Mann ohne Weisheit des Alters, der morgen zugab, was er noch eben verweigert, immer bereit war, auf dessen Seite zu treten, der ihn ermahnte. Heut war es Rom und morgen der König, dem er Zusicherung gab, und meinte nur sich. Was wollte der Bischof denn jetzt, was wollte dies glatte Gesicht mit der heiligen Stirn und dem schurkigen Mund? – Erzbischof Siegfried sagte:

„So stoß ich sie aus der Gemeinschaft der Kirche, die sächsischen Fürsten, die flüchtigen, die nicht nur uns, sondern ihr Volk selbst verrieten. – Wir haben in Zukunft nicht gegen Feinde, denen zuvor man den Krieg ankündigen muß, sondern gegen Gebannte zu fechten, die man erschlagen kann, wo man sie trifft, die vogelfrei sind!"

Der König fragte:

„Und hast du Erlaubnis dazu, Erzbischof Siegfried?"
Der Erzbischof sagte:
„Ich habe vom Heiligen Vater längst schon Erlaubnis!"
Erzbischof Siegfried konnte den Unmut nicht dämmen, als er ein förmlich Gericht hielt und alle Namen der sächsischen Führer aufrief und sie mit den uralten Worten des Bannfluchs aus der Gemeinschaft der Kirche verstieß. Verstärkte nur noch den Unmut der Fürsten. Man war schon im Aufbruch, man sann schon zur Heimat, nun tauchten noch Worte auf wie Bannfluch und Papst, nun zeigten am Himmel sich ihrer Gedanken noch andere, dunklere Sorgen.
Spät in der Nacht trat der Führer der Possenspieler, feist und behäbig, mit einem Grinsen im breiten Gesicht, in den Saal, fragte an, ob er, wie allnächtlich in den Quartieren, mit der Komödie anfangen dürfe? – Ihm wurde keine Erlaubnis erteilt.
Der König machte ein Ende dem Planen und tat es durch Othelrich, der während der müßigen Reden und während des müßigen Bannfluchs den Königsbefehl entworfen zur Tagfahrt im Herbst. Jäh stand er auf und nannte den Ort, wo die Heere der Schwaben, der Bayern, Lothringer und Böhmen aufs neu sich versammeln sollten, Gerstungen, nah am Saum des Thüringer Landes. – Er forderte von den Fürsten den Handschlag.

Rudolf von Schwaben fuhr auf! Was sollte der Zwang? Er gab dem König zur Antwort, er wolle es noch mit den andern Fürsten den Rest der Nacht durch beraten. Doch gab's keinen Ausweg und gab's kein Vertagen seines Entschlusses. Der König hatte den Abritt schon für den Morgen bestellt. Es wurde am Morgen noch einmal der Königsbefehl vor den Fürsten verlesen, im Hofe der Pfalz. Da traten sie alle herzu, Gottfried und Wrateslaw, aber auch Rudolf und Berthold und Welf, und gaben den Handschlag zur Tagfahrt im Herbst.

Der König zog rheinwärts. Verweilte in Quedlinburg noch einen Tag mit seinen fränkischen Rittern, bei seiner Schwester, Äbtissin des Klosters. Adelheid hieß sie und war von den Kaiserkindern das ältste. Nach Quedlinburg war sie gekommen als Opfer der Eltern, vollstrecktes Gelübde, als sie dem Reich den männlichen Erben gewannen.

Schwermut drückte den König. Der sächsische Boden war doch einst Ursprung des Heiligen Reiches, hier fand es die Zeugung, die sächsischen Kaiser nahmen von hier ihre Kraft, aus dem Boden der Wälder! – Warum verdämmerten Ottos Werk und das Werk seines Sohns, warum verlosch das Geschlecht schon im Enkel? – Auch er war Enkel! Sein Land, das fränkische Land, die eigene

Heimat, war nicht der Harz, und Franken konnte das Land nicht sein, von dem er die Bande über das Reich warf, daß sie das Reich unlöslich verbänden. – Enkel und Franke! Er mußte vergehn, wenn er die Sachsen nicht schlug.

Mit schweren, geglätteten, eichenen Bohlen war das Gemach der Pfalz ausgelegt, zu dem die Äbtissin geladen. Über den Türen hatte auf steinernen Platten der Steinmetz die Kreuzigung Christi verfertigt: das riesige Haupt des Erlösers schräg auf die Brust gesenkt, die kinderhaft schmal war. Auch an den Seiten der Türen befand sich des Steinmetzen Arbeit, Zentauren, die von gewaltigen Bogen die Pfeile abschossen, Pferde mit wehender Mähne, Kühe und Affen, Widder und Löwen. Ein Tisch in der Mitte des Raums war mit Schüsseln und Bechern und Kerzen gedeckt.

Die Schwester war groß wie der König, blauäugig, mit blondem Haar, doch die frischen Farben fehlten dem Antlitz, jetzt um so mehr, da das Licht der Kerzen sie blaßte. Um ihre Lippen lag immer ein Lächeln, das niemals verlosch, und unter weißlicher Wolle hob sich die Brust ohne Arg.

Der König küßte die Schwester, verweilte mit ihr bis zum grauenden Morgen. Er schüttete über sie aus die Wirren der Zeit und die Qual, die die Mutter ihm schuf, und flehte sie an, nicht wie die Mutter zu werden, nicht

so verbetet, nicht so verhärtet in Selbstpein, und nicht das Reich zu verraten wie jene. Schloß ihr das Bild seines Lebens auf, das Reue nicht kannte und das den sinnenden, hart handelnden Tag durch des Abends Freuden besiegte.
Eckbert von Meißen, sein Knappe, kam, um zum Aufbruch zu drängen. Doch wurde der Aufbruch verzögert! Erst als die Dämmerung kam, verließ König Heinrich die Schwester und ritt von der Stadt.

Sie reisten nicht lange Strecken am Tag. Es gab so viel zu beraten, die Urkunden häuften sich und die Erlasse. Feil wurden die Worte der Freundschaft und doppelt die Arbeit der Räte. Was immer geschah, das meldete bald ein Bote nach Rom mit ergebenen Worten und rückte die Tat in ergebenes Licht. Bischöfe wurden entsetzt, die Rom nicht gefielen. Die hohen Ämter wurden an niedrige Mönche verteilt, daß mancher der also Erhobenen bestürzt und wie von Gott angerührt den Stab und die Würde annahm.
Jetzt war auch die Zeit für ragende Pläne! Aus Rom kam der Plan, der König möge nun endlich als vieltreuer Sohn der heiligen Kirche der Feinde gedenken, die die Gebeine des Herrn wie schmutzige Geier bewachten; er möge sich rüsten zum Zug übers Meer, zu den Stätten

des Heilands; er möge den heilsamen Ratschlag nicht für=
der verachten und Gott die gebührende Ehre erweisen.
War schon der Ritt des nächsten Tages beschlossen, so
änderte man beim Aufbruch das Ziel. Immer lag Gos=
lar hinter dem König, der Harz, die Elbe, die Unstrut
wie eine dunkle Warnung, wie eine Mahnung: nie wird
Friede im Reich, ist nicht dies Land bekehrt!
Endlose Zeit bis zum Ende Oktober! Endlos die Täu=
schungsversuche! Wo die Geduld noch finden, das Wüh=
len im Dunkeln ruhig zu ertragen, das von der Schar der
Legaten ausging, die die Gaue durchzogen als Priester
der Armut und schlaffer Lenden, die das Volk auf die
Pfarrer hetzten und auf die Familien der Pfarrer? –
Doch mußte man's dulden und mußte den Gegenstoß
ganz im geheimen bereiten!
Udalskalk, Rapato, Adalbert, des Königs Gesandte in
Rom, erhielten die Weisung, den Heiligen Vater zu bit=
ten, nicht mehr in Briefen und heimlichen Schriften
mit ihm die Worte der Treue zu wechseln, sondern mit
ihm und den Fürsten zusammen, auf großem Konzil, daß
sich den Völkern die Einigkeit zeige, weithin und überall.
Bestürzendes Schreiben! Die Worte der Lüge gingen im
Silber des Friedens gekleidet. Gottgefällig wäre ein
solches Konzil wohl gewesen, doch wollte es niemand;
war ja die Bitte darum nur geäußert, daß sie der Stoß
der Ablehnung träf.

Schon kam der August, das ummauerte Regensburg sah König Heinrich. Die fränkischen Ritter drangen in ihn, im Handstreich, von hinten, das sächsische Heer zu zerrütten, von Böhmen und durch die Meißener Mark. Die Furcht vor dem König, der sommers gewonnene Ruhm und die List ersetzten ein Heer; sie würden jetzt mit dem Ruhm allein siegen. Sie ritten auch durch die sternklaren Nächte nach Böhmen und fielen in Meißen ein. – Vergeblicher Ritt, die sächsische Jugend war wachsam. Bald stand auch dort ihrer Bauern Wall; kein Ruhm, keine List war imstand, ein dreimal größeres Heer zu bezwingen.

So aber ist ein Gerücht: einer Sternschnuppe gleich fällt es vom Himmel. Die Menschen sehn ihre leuchtende Bahn. Doch finden sie nicht die Stelle des Einschlags. Sie wissen auch nicht, von wannen sie kam. Das Bild des glänzenden Falls bleibt und die Erinnerung an Wünsche, die sie beim Fallen getan. – Sternschnuppen fielen zu Tausend am Ende des Sommers. Gerüchte wuchsen zu Tausend am Anfang des Herbst.

Es hörte auf seiner rheinfeldischen Burg Herzog Rudolf, daß unter den Sachsen ein neuer Gedanke das Land zur Empörung trieb: Einheit der Führung fehle, es fehle ein Haupt, es fehle ein König. Das sei der

Grund des sächsischen Unglücks. Sei er behoben, sei aller Pläne Bestimmung in einer Hand, so könne kein Kaiser der Welt das Land unterjochen.
Er hatte Ohren im Sold, Herzog Rudolf, die horchen sollten rings um den König und Nachrichten fangen und bringen. Manch eine Nachricht verlor sich auf Ritten durch die Weite des Reiches, sie schrumpfte zusammen, der Bote vergaß sie, fand eine neue am Weg, die machte er schwellen und trug sie dann heim.
Der Plan der Sachsen galt als getan, und der Herzog war froh: ein König in Sachsen schuf neue Verteilung der Kräfte, nahm König Heinrich das Mark seiner Herrschaft, verzehrte das salische Haus. Den Herzog trieb's zur Gerechtigkeit: das Gleichgewicht sei doch Notwendigkeit für das Bestehn des Reiches, das Gleichgewicht müsse sich halten. Viele Gründe strömten ihm zu nach diesen Gedanken – und er vergaß das Goslarer Wort, den Handschlag zur Tagfahrt im Herbst.
Rief Berthold zu sich vom Markgräflerland und Welf aus den bayrischen Bergen. Die saßen auf der rheinfeldischen Burg am Ufer des Rheinstroms, wo er gen Abend hin fließt, bevor er gen Morgen sich wendet. Sie suchten nach Gründen, die Tagfahrt nicht zu beschicken. Sie fanden den Grund und schrieben das Schreiben, daß ihre Herzen das Blut, im Sommer vergossen, im

tiefsten Innern bereuten, daß es nicht christlich mehr sei, wenn Bruderland so gegen Bruderland wüte!
Was aber nützte das Schreiben, wenn ihm der Nachdruck gebrach? Sonst war es nur ein gewöhnlicher Treubruch, sonst konnten die Rechtsgelehrten den Bruch des Versprechens nicht in Gerechtigkeit deutelnd verwandeln.
Es bargen ja Welfs und Rudolfs Gebiet die einzigen Pässe über die Alpen! Die Herzöge hatten Befehl, schon seit der Kaiserin Ankunft in Nürnberg, die Pässe verschlossen zu halten, nur dem sie zu öffnen, der strenge durchsucht war: es sollte kein andrer Bericht als aus Königs Hand nach Italien gelangen! Darum stand schon lang in den Tälern der Mönche klagende Schar und drängte sich wartend, die Mönche der sächsischen Klöster, die Mönche vom Niederrhein und vom Schwarzwald, die an den Chroniken schrieben der Taten, die wahrhaft geschehn, und der Taten, die niemals begangen. – Rudolf und Welf beschlossen, die Pässe zu öffnen, so daß die lebendige Zeitung der Mönche sich einer Herde blökender Schafe gleich über die Berge ergießen und in die italischen Täler hinabströmen konnte. Die hatten so lange gewartet, die hatten in sich so viele der Worte gespeichert. Die hatten die Chronik zum Abschluß gebracht bis auf den Sommer, sie würden die Chronik nun in Italien verbreiten und alle Gerüchte.

Das war der Nachdruck dem Absagebrief! – Es trennten sich Rudolf und Berthold und Welf. Sie stellten die Rüstungen ein zur Tagfahrt im Herbst.

Die Mönche besorgten Verbreitung, sie hielten die Wünsche beim Sternschnuppenfall schon alle erfüllt.
Es ging ein Gerücht unter tausend:
Es habe der König die Schwester, Äbtissin des Klosters zu Quedlinburg, seit seiner Jugend nicht mehr gesehn; nun sei er im Sommer mit seiner fränkischen Jünglingsschar und Eckbert von Meißen, dem Knaben herzstockender Schönheit, zu ihr gekommen und habe bei ihr einen Tag verbracht – und eine Nacht!
Es habe den König gereut, die Schwester hinter Mauern zu sehn; obgleich sie so jung war, verwelkt schon vom Beten, wie seine Mutter, die Kaiserin Agnes. Er hätte sie zu sich geladen, in ein Gemach mit schweren geglätteten Bohlen, wo über den Türen auf steinernen Platten die Kreuzigung Christi, vom Steinmetz gefertigt, gehangen. Er habe Eckbert von Meißen bei sich gehabt!
Da habe der König vor Zorn und Enttäuschung über den nutzlosen Sieg dem Heiligen Vater geflucht und seine Schwester gebeten, mit ihm zu kommen. Er hätte sie gierig umarmt, die keuschen Lippen geküßt und sie

versucht, nicht mehr Äbtissin zu bleiben. – Die habe sich standhaft geweigert!
Da habe ein sinnloser Haß ihn befallen! Ihm selbst sei es eklig vor seinen Lastern geworden. So habe er Eckbert von Meißen befohlen, das Blut, das sein Blut war, die Schwester, zu schänden .. habe die schreiende Schwester mit eigenen Händen gehalten ...

September! Oktober! – Immer, immer noch mehr der berittenen Trupps schwollen über die Gerstunger Hügel!
Gottfried von Lothringen war's mit seiner Mannschaft, nahm den Vorbeiritt ab dieser windschnellen Trupps auf starken vierjährigen Pferden, stand auf dem Hügel, eisengepanzert, bucklig und dennoch gebietend; rot war sein Bart, und die Helle der Augen sah auf sein Heer, das sein Zorn ihm geschaffen, das er bald wünschte nicht nur in Sachsen siegreich zu sehn, auch jenseits der Alpen, wenn das Geschick ihn zum Schlagen auch dort zwang.
Nahm den Befehl auch über die böhmischen Truppen, Reiter auf harten, bergkundigen Pferden und kerniges Fußvolk, dem Wrateslaw, Herzog der Böhmen, durch Aussicht auf Beute die letzten Schranken zur Schonung des Feindes im Herzen beseitigt; Schilde trugen sie nicht, dafür dienten Messer und Dolche, sie führten Unkrautknollen mit sich, um die Äcker der Sachsen damit zu

bestreun, sie waren reichlich verpflegt und genährt, so daß sie die Kraft von Stieren besaßen. Auch über die fränkischen Ritter nahm Gottfried den Oberbefehl; die hatte der Feldzug des Sommers gestählt und ihnen das modische Aussehn genommen: die Pflege der Locken und zierliche Rüstung.

Noch einer rückte heran, mit kleinem Trupp zwar, doch dieser Trupp war gewichtig, er kam aus Schwaben und lockerte so Herzog Rudolfs Verrat: Graf Friedrich von Staufen, den es zum König trieb, von der Burg Hohenstaufen. Ohne Vermuten langte er an mit wenigen Reitern, doch König Heinrich ließ ihn auf dem Blachfeld vor die gesammelte Reiterschaft treten, zeigte auf Friedrich von Staufen: hier wächst ein Adel heran, der steht zum Reich!

König und Führer und Mannschaft waren getröstet. Schufen die Nächte sich hell durch brennende Dörfer, bahnten den Weg sich zur Elbe, gaben den böhmischen Horden den Vortritt. Die schlugen die Bresche und schonten der Kirchen nicht; selbst was vergraben und was in den Wäldern versteckt war an Schätzen, suchten die Spürhunde auf. Es gingen die Reden auf diesem Marsch, es solle im Winter ein Morden entstehn, kein offener Kampf, ein Stich dem im Rücken, der sich noch weiter vom König abwende. Sonst würde kein Friede sein, selbst wenn sie jetzt siegten.

Gottfrieds Zorn trieb durch den Segen des Herbstes. Reich stand die Ernte, sie wuchs den Soldaten des Königs, sie wuchs nicht den Sachsen, die sie so mühsam gepflegt. Die wagten es nicht, diesem Heer sich zu stellen, das brennend und mordend Verwüstungen schuf und wie ein Schwarm unentrinnbarer, schreckhafter Tiere in Wälder und Täler hereinbrach. – Angst fiel die Führerschaft an des leidenden, stöhnenden Volkes, sie würgte den Stolz ab und schickte Gesandte zu Gottfried. Auch zeigten Legaten sich, huschend und scheu, und baten um Milde beim König, sie stießen auch heimliche Drohungen aus, bestürzt vor dem Zorn, der sein Heer trieb.
Gottfried, der Sprecher, entgegnete ihnen, es könne nur Unterwerfung das Land vor Vernichtung bewahren, sonst würde ein Beispiel errichtet für die, die in Zukunft dem König noch trotzten, so schaudervoll, daß es ihn selber erbarme, beschwör er es sich. Er sprach auf die sächsischen Fürsten ein, daß König Heinrichs Zorn unabänderlich sei, mehr hinter ihm stünde als nur der Haß auf ihr Land: der Kampf des Jahrhunderts. Deswegen müßten sie büßen, so ihnen ihr Leben lieb, sonst sei auch das noch verfallen.
Die sächsischen Fürsten flehten um Gnade, und auch die Gnade wurde verwehrt. Als sie die Hände zur Fesselung reichten, hielt sie die dunkle Hoffnung nur aufrecht, daß die Gerechtigkeit einmal noch siege vor der Gewaltheit dieses Zerstörers, des Königs Heinrich, des Gottesfeinds,

der nun ihre Täler und Wälder nahm, die rauschenden Flüsse, die Äcker; die alten Gerichte zerstörte, das alte Gesetz. Der Kampf des Jahrhunderts: wer nun versank, den hob die andere Welle rasch wieder hoch.

So stieg ein dampfender Herbsttag auf, an dem eine Gasse, die alle Krieger des Königs in zwei Abteilungen schuf, sich bis an die Ränder des Horizonts zog. Durch diese Gasse wurde geführt, was in Sachsen, in Thüringen Namen besaß, Erzbischöfe, Bischöfe, Herzöge, Fürsten, Pfalzgrafen und Grafen, wer irgend durch Glanz des Geschlechts und des Reichtums hervorstach. Am Ende der Gasse saß König Heinrich, unbewegten Gesichts, sie beugten vor ihm ein Knie, die geschlagenen Männer, und würgten alle Gerüchte in sich.

Abend wurde nach diesem Sieg, der grenzenlos Glück schuf und grenzenlos Trauer. Schweigend lagen die Wälder, reglos in sternklarer Nacht. Still standen die Burgen der Fürsten auf halber Höhe, schwarz, ohne Licht. Doch die Zeltstadt der Sieger durchloderten Feuer, rings um die Fässer saßen die Krieger, tranken und sangen und hatten das Weibsvolk um sich. Gottfried ging durch die Reihen, weckte den Siegern ein Lied, das ging auf den Ton eines Kirchenlieds:

„Wer wird Kaiser sein? – König Heinrich!"

Nordwind kam über die Zeltstadt, November! Der Winter fiel ein!

Achtes Kapitel

Der König reiste durch dunstige Landschaft zum Rhein, aus ödem Land in freundliche Fluren, durch Dörfer, wo noch die letzte Frucht von den Feldern kam unter fahlendem Himmel.

Langte in Worms an am Tage des heiligen Martin. Dort wartete das Kapitel dés Erzbistums Köln, Chorherrn und Räte des Erzbischofs Anno. – Ihr Herr lag tot. Sie baten um neue Besetzung des Thrones, sie schlugen den würdigsten Nachfolger vor.

Erzbischof Anno tot! Still die furchtbare Stimme, still sein ewiger Einspruch; nicht mehr wachend der Wächter Roms!

„Ist dies noch Glück? Er war doch schon krank seit Beginn des Jahres, er war doch schon schlaff und von Schmerzen gequält. – Die Krankheit war Glück, seine Schlaffheit! Sein Tod – was trifft er mich jetzt, wo ich des Glücks nicht bedarf?"

Für sich in der Pfalz, in des heiligen Michaels Feste, befiel den König ein Zittern. So dünkt sich der Mann erst

männlich, erwachsen erst, wenn er verwaist ist. Nun waren tot die beiden Erzieher, die mehr als die Eltern gewesen. Nun war der Alpdruck von seiner Brust. Nun schaffte in ihm nicht der Wunsch mehr, aus Trotz zu handeln, nun war er sich selber schuldig den Richtspruch.
Glück? – Glück war die Krankheit, Glück war die Schlaffheit; der Tod schob ihm Würde zu, Klarheit, Bestätigung. Die Schranken fielen, Wunden verheilten, so lang nicht vernarbt, und Schläge, den Sinnen versetzt und der Seele, verloren die Kraft. Aus den Gedanken der endlosen Ritte, des müden Schwankens im Sattel konnte nun endlich dies Angesicht weichen.
Nicht Annos Krankheit war Glück, nicht seine Schlaffheit, sondern sein Tod! Daß er verdorrt war, daß er zur Erde wurde, daß nie sein Auge das Licht mehr erblickte!

Mehr noch an Wohltat, mehr noch an Freiheit!
Eberhard, Graf von Nellenburg, kam von Apulien zurück, der Kanzler Italiens, der mühsam die Herrschaft dort aufrecht erhielt. Der alte Mann, schon beim Vater im Amt, gab Bericht:
„Venedig und Pisa bringen Reichtum ins Land von ihren Fahrten zu fernem Volk, fremde Waren und seltsame Kunst, die begehrt sind, lenken die Augen ab von der Inbrunst zu Rom, sie schaffen den Menschen Sehn-

sucht nach Weite, Sehnsucht nach Prunk und nach Stolz, sie bauen dem irdischen Glück ihre Häuser und Kirchen, dennoch verehren sie Gott. Näher legen die Wälle des atmenden Lebens rings sich um Rom und Toscana; unten drängt Fürst Robert Guiscard Siziliens Reichtum, Apuliens Länder zu einer mächtigen Herrschaft, greift auch nach drüben, Griechenland zu und der Goldenen Pforte. Riesenhaft steht er und auch die Fürstin unter italischem Volk, blond und bedächtig. Nordisches Blut gewinnt dort unten Besitz, nordisch reckt sich der Geist gen die Fülle der Sonne, nordisch will er die Rauheit des Lebens. Mit Robert Guiscard sprachen wir, der uns in Ehren empfing. Lehnsland sein Land? Wessen Lehn? Das anerkannte er nicht, König Heinrich, weder das Lehn von dir noch von Rom, er, der die dunklen Griechen vertrieb, die Städte und Burgen baute, das Land von den Krankheiten heilte, vom stöhnenden Hunger und Durst, Felder voll Korn schuf und Straßen und Brücken. – Doch tat er ein anderes, dir, König Heinrich, zu Willen: endete Zwietracht mit seinem Vetter, mit Herzog Richard – Zwietracht auch dort, wo immer die Fürsten sind. Nun herrscht ein einiger Wille, nun herrscht ein Wille dort unten, der ist für die Ziele des christlichen Kaisers."

Graf Eberhard sagte:

„Es steht in der Lombardei das Heer und jeder Besitz

für den König. Es ist dieses Reich im Süden errichtet. Dazwischen liegt Rom und Toscana. Da an den Seiten fallen die großen Häfen zur Welt aus."

Es ging schon zur Mitte des Monats Dezember und zu den kürzesten Tagen, Frost hielt noch zurück, weich und voll zögernden Schnees lagen die Wege. Der König reiste nach Sachsen, zur Pfalz seiner Jugend, nach Goslar, den Sohn dort krönen zu lassen und ihm die Herrschaft zu sichern.
Man ritt auf dem Rennsteig, dem altbekannten, grüßte die Biegungen wieder der Straße, Aufstieg durch dunklen Wald, Abstieg zu Dämmen über Versumpfung. Sachsen war still. Holzfäller schleppten die Stämme ins Dorf, zum Schutt der Häuser und Kirchen, im Frühjahr bereit zu sein für den Aufbau. Es standen die Bauern, die Jäger, die Hirten am Weg und nahmen nicht Anteil am Zuge des Königs.
Totes Land, stilles Land! Als an den Rändern der Wälder die Hasen ästen, auf Feldern Fasanen schwärmten, buntbraun wie Laub, trieb es den König zur Jagd. Er dämmte aber die Lust, ließ vom Gefolge auch niemand zum Anstand, Wrateslaw nicht und die Räte nicht. Er dachte daran, wie die sächsischen Wirren entstanden.
Goslar nahten sie sich und dem Bau von schwarz-rotem Sandstein, der mächtigen Pfalz, dem Werke des Vaters.

Das Weihnachtsfest rauschte um Mitternacht auf. Die Kapelle der Pfalz fand knieend den König und Königin Bertha. Knaben sangen die Chöre. Erzbischof Limar teilte den Leib des Herrn und Heilands aus.

Auch das Goslarer Volk sang in den Kirchen der Stadt .. betete gegen die Pfalz, auch am andern Tag, als in dem Saal dort die Krönung des Kindes vonstatten ging; unfestliche Krönung, der Herzog von Böhmen stand als einziger Fürst bei dem Elternpaar. Selbst Gottfried schuf sich die Weihnacht zu Haus, in der Heimat. Niemand vertrug solche Unrast, immer im Aufbruch zu sein, immer den Schauder der Ankunft zu haben; niemand vertrug es als der, der nirgend zu Haus war; dem das Geschick nur ein Heim bot: das Reich.

1075 versank zu den übrigen Jahren. Es ließ sich des neuen der erste, noch blanke Tag also an, daß des Königs eigne Gesandte aus Rom unvermutet in Goslar sich zeigten, nachdem sie im Lateran durch mehr als ein halbes Jahr zu Gaste gewesen: Rapato, Udalskalk, Adalbert. Die nahten sich erst am Abend der Pfalz durch Schneegestöber und eisige Luft. Sie klopften die Flocken von ihren Kleidern; andere Kleider trugen sie nun als vor ihrer Ausfahrt, andern Schnitt – und die Farbe war schwarz. Sie wurden bestellt nach der Tafel und warteten noch

die Weile länger in jener träg-langen Zeit ihres Wartens, unten in Rom, bis sie vorm König erschienen, vom brennenden Wort sich befreiten. Entschlossen sich in der Kanzlei, Rapato, den Bayern, zum Sprecher zu machen vorm König, denn der besaß das unerschrockenste Herz.

Es hingen die Fahnen noch von der Krönung des Sohns her im Saale der Pfalz, wo in der Mitte der riesigen Längswand der Sessel der Kaiser stand. Die Scheite glühten in den Kaminen und warfen ihr Licht auf Truhn mit erinnerungsschwerem Gerät.

Der König kam von der Feiertagstafel mit seinen Räten, die ließ er im vorderen Teil des Saales zurück, nahe dem Eingang, empfing die Gesandten allein in der Nische, am Ausblick über die Lichter der Stadt. Vertraulich war doch der Auftrag gewesen, vertraulich mußte die Antwort sein, die erste Antwort, was die Gesandten erreicht, und wie sie die Künste geübt der Verschleierung wahren Geschehns und der nichtssagenden Zusagen über den Frühling hin, den Sommer hin, bis zum November.

„So seid ihr zurück und war wohl beschwerlich die Reise!"

Rapato stand in der Mitte der drei.

„Mild ist der Winter, und leicht war die Reise. Rom verließen wir erst am siebten Dezember, heute sind wir schon hier."

Der König sah ihr Gewand, den andern Schnitt: die Zeichen fehlten seiner Beamten.
„Dennoch beschwerlich! Ich sehe, daß ihr's nicht wagtet, durch meine Länder zu reisen in meinem Gewand. Das war wohl an Vorsicht zuviel. Wir sind nicht so hart mehr bedrängt, wie als ihr auszogt. – Was drückt euch die Sprache? – Setzt euch, ihr Herren!"
Der Sprecher der drei gab dem König die Antwort:
„Wir sind ohne Auftrag, uns in der Pfalz des Königs zu setzen. Wir bringen ein Schreiben vom Heiligen Vater, wir haben darüber hinaus noch mündlichen Auftrag!"
„Auftrag von wem? – Von wem empfangt ihr Befehle?"
Napato sah die Fahnen im Saal. Ruhig und steif fiel das glänzende Tuch in den Raum.
„Wir sind nicht mehr deine Gesandten! Wir sind nicht mehr deine Diener! Niemals erreichte ein klarer Befehl uns dort unten. Wir haben gewartet darauf, Tag für Tag. Wir haben den Heiligen Vater gesehn, an dem kein Fehl ist. Dort unten wuchert die Lüge nicht. Wir dachten, christliche Männer zu sein beim Aufbruch von dir, erfuhren, wie wenig Christen wir waren. Es ging uns die Gnade dort unten erst auf, die Gnade der Lehre, als wir verglichen: dort ist kein Taumel, dort keine Zwietracht, dort ist alle Kraft auf die Wahrheit gewandt!"

Der König faßte es schwer, lang schwieg er und sagte dann leise:
„So kleidet doch ehrlich euch und legt euch die Kutten an, ihr tragt ja noch halben Staat! – Was habt ihr von einem Schreiben gesagt? – Wo ist euer Schreiben?“
Er nahm es aus Rapatos Hand, besah sich die Siegel, er kannte die Siegel; er zog an dem Band, so daß sie zerrissen. Als bröckelnd die Siegel zu Boden fielen, herrschte er Rapato an:
„Habe ich dich allzeit als mutig gekannt, dies ist doch Tollheit!“
Er trat zu der brennenden Fackel und las den Anfang des Schreibens. Die Räte kamen heran. Die sahn die Gesandten in hölzerner Steifheit stehn, als ob sie im Weihnachtsspiel die drei Könige wären: Udalskalk dunkel gebräunt, als der Mohr. Einige Worte hörten sie laut, als der König zum Schluß kam: „Reinigung – Reue – Gnade – Schicksal – Verbrechen – Verzeihung.“
Er gab den Räten das Schreiben.
„Es ist keine Fälschung, ich prüfte die Siegel, ich prüfte den Namenszug, es ist seine Hand, und die ihr da seht, die rühren sich nicht, weil sie erstarrt sind von Treubruch!“
Othelrich faßte das Schreiben. Da er die Zeilen nur mühsam entwirrte, ging er mit Gottschalk und Limar

zur brennenden Fackel. Als sie entsetzt das Schreiben gelesen, fuhr sie die Frage an:
„Schicksal des Königs Saul? Was ist das Schicksal des Königs Saul, das ihm verkündet wird durch Samuel, den Propheten?"
Der König kam näher.
„Seid ihr zu Ende? Was ist das Schicksal des Königs Saul? Womit droht der Prophet? Worauf zielt diese Stelle? Erzbischof Limar, wie lautet der Vers in der Schrift?"
Erzbischof Limars weißes Gesicht stand über den Zeilen des Schreibens, er gab nicht gleich Antwort. Er hob seinen Kopf, er bewegte die Lippen, die Stirn war voll Schrecken.
„Es heißt im Buch der Propheten: Siehe, Gehorsam ist besser denn – Opfer und – Aufmerken besser denn – das Fett von Widdern! – Weil du nun des – Herrn Wort verworfen hast, hat auch Er – dich verworfen, – daß du nicht – König seist!"
Der König trat vor die Gesandten, die zuckten zurück, doch er fragte sie nur:
„Habt ihr bei dem Schreiben geholfen, so sagt mir auch das? Die Worte sind alt, so daß sie auf Krücken sich schleppen müssen, um nicht zu fallen, sie schleppen ein Leben hin, das schon am Verlöschen ist. – Kennt ihr den Inhalt, ihr meine früheren Freunde und meine Ver-

trauten? – Ich soll mich trennen von meinen Räten, ich soll mich reinigen von meinen Vergehn vor einem untadeligen Bischof? Ich soll als Sieger Demut gewinnen?"
Der König schrie:
„Ich soll gehorsam sein gegen Gottes Gebot? – Ich will es erfüllen. Ihr werdet erfahren, wie ich's erfülle!"
Er wandte sich ab und schloß Erzbischof Limar in seine Arme; es kam ein Stöhnen aus seiner Brust:
„Nun ist aller Friede verschüttet!"
Der Sprecher der drei Gesandten, Rapato, war nicht am Ende.
„Wir haben auch mündliche Aufträge noch, wie wir eingangs bemerkten. Doch ist uns befohlen, sie nur allein dir anzuvertraun, sonst aber niemand."
Der König zeigte auf ihn mit ekelerfüllter Gebärde:
„So muß ich es wieder erfahren! Dem, der die eigene Sache verläßt, schwillt am tollsten die Stimme! Findet die Kraft des Wahnsinns, am andern, ihm fremden Ort sich einzupflanzen, und prahlt nun, der nicht verwurzelt ist, daß niemand die Schwäche bemerkt. Die Folter des bösen Gewissens peitscht ihn, er will das böse Gewissen durch Schreien betäuben! So werden sie alle, die mich verlassen! – Noch ist nicht genug Empörung in mir. Sie sollen mir melden, was noch ihr Wahn zu melden begehrt. Verlaßt, meine Herren, den Saal!"

Er blieb allein mit Rapato, Udalskalk, Adalbert.
„So sprecht doch!"
Wie seine Begleiter, stand Rapato immer noch reglos und sparte kein Wort, das der Vorsatz zu sprechen ihm einmal geschaffen:
„Der Heilige Vater hat nicht mehr Gerüchten geglaubt, sondern durch Männer seines Vertrauens, höchst unverdächtige Männer Beweise gesammelt, die gegen dich zeugen. Noch leuchtet der Name des Königs zu hell, daß seine Taten nicht Beispiele wären. Also ruft Königstat bei jeder Verfehlung zu neuen Verfehlungen auf, bei jedem Verbrechen zu neuen Verbrechen. Jeder, der sich verging, verweist auf das Beispiel, vergeht sich beruhigten Gewissens von neuem. – Wer schlechte Beispiele gibt, verwirkt sich das Recht, ein König zu sein, sagt der Heilige Vater. – Du hast es verwirkt, König Heinrich! – Was wir auf unserer Reise erfuhren, der Heilige Vater erfuhr es noch nicht, das wollen auch wir trotz aller Beweise niemals für wahr erachten, daß du in Quedlinburg deine eigene Schwester, die Tochter des Kaisers, festhieltst und daß ein Freund sie entehrte!"
Der König fuhr hoch, ihm trat Schweiß auf die Stirn. Er hob wie zum Schlagen die Hand:
„Die ihr der Straße glaubt und den üblen Gerüchten – Hunde, die ihr das glaubt!"
Rapato sank in die Kniee:

„Mich jammert deiner, den Heiligen Vater jammerst du auch! Schlage uns nur, wir werden's in Demut erdulden, weil noch der Heilige Vater die Hoffnung nicht aufgibt, daß du ein Christ wirst, weil er noch hofft, daß du einmal bereust, wahrhaftig und gläubig, und heilig versprichst, dein Leben aus reinen Quellen zu speisen, daß du die unreinen Wünsche abwürgst, die deine Brust so finster bedrängen, die immer das Reich von neuem verwirren! – Bekenne dich doch, König Heinrich!"
War dieser Mensch denn von Grund aus verwandelt? Er lag vor dem König und weinte. Des Königs Stimme war heiser. Er sprach über Rapato hin zu den andern Gesandten:
„Worte, Worte! – Reinigung – Reue – Gnade – Verzeihung – Verbrechen – die Worte sind nun zu Tode gehetzt, sie sollen die Zunge mir nie mehr berühren! – Verlaßt jetzt die Burg, sonst jag ich euch fort!"
Er ging durch die Räume der Pfalz, treppenauf, treppenab, trat Türen ein, die sich stemmten. Er kühlte sein heißes Gesicht am Auslug des Turms. Im Schnee geborgen lagen die Hügel. Er sah auf die Stadt und sah, wie Rapato, Udalskalk, Adalbert, immer noch in dieser ärgernisschaffenden Gradheit und dicht beieinander, den Ausgang des Schlosses gewannen.
Dann rief er die Räte zu sich. Sie saßen bis lang nach Mitternacht auf, Othelrich, Gottschalk, der böhmische

Herzog und Limar von Bremen. – Der mahnte zur Vorsicht, doch nahmen die andern dem Schreiben die Krücken und schlugen die Worte damit und waren am Rand allen Zorns und aller Empörung.
Rat Othelrich trieb noch in der Nacht die Schreiber zu rastlosem Tun, die Stilisten zu härtester Prägung des Königsbefehls. Es stoben am Morgen die Reiter über gefrorene Straßen nach allen Seiten des Reiches. Sie luden die Fürsten der Kirche nach Worms auf das Ende des Monats, und war die Ladung eher Befehl.

Zur Mahlzeit aber des dritten Tags der Beratung, des letzten Abends in Sachsen, waren aus Goslar Gäste gebeten, die standen im Hofe der Pfalz schon seit Stunden, waren herbeigekrochen aus allen Winkeln der Stadt und aus den Dörfern über die schneeigen Wege, auf Krücken, einer den andern stützend, Soldaten mit alten Wunden, Aussätzige, Bettler. Alle die Ärmsten der Armen der weiten Umgebung hatte der König gerufen.
Trauten sich doch nur zögernd herein auf den Wink der Diener, drückten sich nah zusammen und wurden im Schein der Fackeln und Wachslichter an ihre Stühle verteilt, nach der Weisung des Marschalls.
Mit müdem Gesicht erschien König Heinrich und grüßte

die Gäste. Setzte sich selbst an die Mitte der Tafel, mit ihm Othelrich und der Kaplan Gottschalk.
Auch ein anderer Gast war mit ihm gekommen, Kardinal Hugo Candidus. Endlich schlug ihm die Stunde!
Als der die Gäste sah, der Geruch ihres Schweißes ihm zutrieb, der Wunden, der Lumpen, des fauligen Atems, stand er bestürzt. Doch bat ihn der König, sich unter die Gäste zu setzen, die ihre stumpfen Gesichter still zu ihm wandten.
Vor dieser Mahlzeit sprach Kaplan Gottschalk über Worte der Schrift, darin das Gebot an die Reichen erging, die Armen zu speisen, die Kranken zu heilen, brüderlich sie zu umarmen. Was unter den Wunden, so führte er aus, und unter der runzligen Haut sich verberge, sei ein und derselbe von Gott geschaffene Mensch, wie der, dem durch Gottes Beschluß bestimmt sei, hoch aufzurücken, Fürst oder Herzog zu sein; das sei ein und derselbe Mensch, wie die Erlauchtheit des Königs; nur durch Gerechtigkeit seien die Menschen verschieden, wie die Natur auch die Pflanzen und Tiere mit Unterschied bilde. Über die heilige Natur sei niemand erhaben!
Kaplan Gottschalk beschloß seine Rede und wusch seine Hände. Alle die Gäste taten's ihm nach; vor jedem stand eine Schale mit Wasser.
Und ein gewaltiger Braten wurde gebracht, ein Ochse im ganzen geröstet. Die Köche knüpften ihn fest an den

Haken unter der Decke, schnitten die saftigen Stücke des Fleischs ab. Diener kamen mit Tellern, verteilten die dampfenden Bissen, teilten das Brot aus und schütteten Wein in die Becher. Da langte die Gästeschar zu; durch den Saal trieb würziger Dampf. Von den Bärten rann ihnen das Fett, die Augen erhellte ein Glanz. Es bellte nicht mehr der Hunger im Leib, man sah sich zurück in die Zeit, in der man satt ward durch Arbeit, vergaß das graue Erwachen.

Der König saß unter den Bettlern, trank durstig den Wein; er saß bei den Bettlern wie unter schwerer Natur.

Neuntes Kapitel

Kaum einer fehlte! Sie waren alle versammelt, die von den Läufen der Ströme und Flüsse im Reich, die mit den Ländern der reichsten Frucht und den Ausblicken über die hügligen Wälder und Täler: Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte der Kirche des Reiches, in Worms in der Bischofsburg. Mehr als zehntausend Pferde standen ringsum in den Ställen, ein jeder war mit großem Gefolge gekommen. In der St. Michaels Feste lag König Heinrich und der gesamte Hof mit den Räten und glanzvollem Troß. Von den Fürsten war Gottfried zur Stelle, und vor der Stadt lag sein gewaltiges Heer.

Des Kardinals Gesicht, massig und rot, hing einem wetterverkündenden Mond gleich über der großen Versammlung, die von morgens bis abends zusammentrat, nun schon den fünfzehnten Tag. Hugo Candidus' Stimme legte sich schwer auf die Seelen.

Mancher war nur sehr zögernd dem Rufe gefolgt, denn es ahnte ihn bittre Verwirrung; hatte die Bücher durchforscht, der Geschichte schwermütige Lehre, daß der

Gedanke ans Weltenreich von Anbeginn an die Hoffnung der Menschen belebt, immer nur wieder ein Straucheln vorm Ziel die Erfüllung verschließt. – War aber dies Straucheln nicht Gottes Beschluß? Er hätte doch längst sonst ein Zeichen gesetzt und die Länder vereinigt und nur den einen Glauben gestattet! – Würde das Reich dennoch vollendet, wer sollte der Herrscher sein, wessen Schwert die Entscheidung bringen? Zwei Schwerter lehrte die Schrift, des Papstes Schwert und des Kaisers! Zwei – zwei war der Zwist, zwei blieb auf Ewigkeit Zwist!

Das war gewiß: die Sünden, die selbst sie begangen, derer sie fern nur gedachten, schreckten sie in dem sündigen Menschen, den nun der Bruder aus Rom vor ihnen beschwor und der die Herrschaft mit seinen unreinen Händen aufrichten wollte und sich am König vergriff. Sie ersehnten, daß etwas geschähe, nur eine Tat, wie sie auch heiße, damit die quälende Unruhe wich. – Dann könnten sie wieder zur Heimat zurück, zu den Burgen, die auf die Ströme des Reichs sahn, in hüglige Wälder gebaut, konnten von neuem beginnen, ihr Land zu bestellen, daß sie die Zehnten gewännen. Wären geborgen dort immer, wenn nicht Verhetzung mehr ginge, eine der Mächte am Boden läg.

Mochte es doch geschehn, daß ein Blitz Hugo Candidus träfe, wenn nur ein einziges Wort lügenhaft wär! Aber

er stand und ermattete nicht, war der Zeuge selbst, und kein anderer Zeuge zugegen. Auch gab er an, daß er der Gesandte der Kardinäle in ihrer Gesamtheit und des Senats zu Rom sei. Er hätte die Vollmacht, das Wormser Konzil in ihrem Namen zu grüßen. – Wer konnte es prüfen? Gott würde mit Stummheit ihn schlagen, wär's nicht die Wahrheit!

Der Sprecher rief:

„Kennt ihr doch alle den Streber, der ausweicht, wenn vor der Stadt und draußen im Dorf die Burschen sich sammeln zum Wettkampf, zum Sprung über Pferde, wer denn am weitesten kommt, die größte Zahl überspringt! Dann steht der Streber beiseit, dünkt sich besser mit kraftlosen Beinen, er, dem der Wagemut fehlt; höhnisch lächelt sein schmaler Mund, er zieht sich zurück in die Arbeit der Stube. Solcher Mensch geht bei Festen auf den bescheidensten Platz, nimmt sich ein Stückchen Brot nur, doch besticht er den Diener, ihm den Kapaun in der einsamen Kammer zum Schmaus aufzutragen.

„Wer die Vernichtung will und das Gespinst knüpft zu alles beherrschender Macht, der wägt die Mittel nicht, der stellt die Schlingen dem blühenden Mensch, daß er strauchelt und hinschlägt. Wer die Beschränkung nicht liebt, der klammert sich an das Böse, denkt, das Böse, er läutere es durch seine Berührung; verwirft es mit

lauten Worten, doch er bedient sich des Bösen. – So drang der Bruder in Rom in die Kirche und drang in den Lateran ein, auf Wegen, tausend- und aber tausendmal von ihm selber verflucht!

„Ach, wie jämmerlich kurz ist das Gedächtnis der Menschen! Ich aber will die Erinnerung bewahren, da in der traurigen Stadt mit dem ewigen Namen kampanische Grafen willkürlich herrschten von ihren finsteren Türmen, verderbtes Geschlecht. Damals trat einer von ihnen, einer der Grafen, vor ihr Gericht und beging das Verbrechen: kaufte den Stuhl des heiligen Petrus für Geld sich! – In unsrer Runde der Brüder von Santa Maria entstand eine Lücke. Hildebrand stahl sich von uns und trug seine Dienste dem Mann an, der sich den Stuhl des heiligen Petrus für Geldesgut kaufte, und nahm sein Geld in Verwaltung und mehrte das Geld und machte sich alles gefügig.

„Was er zum Vorwurf euch macht, wofür er euch straft, das beging er schon längst. Was er mit seinen Lippen verflucht, die Macht zu erwerben durch das unsterbliche Mittel des Geldes, darauf hat er die Macht sich selber gegründet!

„Als er dann später, vom Vater des Königs verhaftet, in ein rheinisches Kloster als ein Gefangener kam, schwor er den Eid, nie mehr ein kirchliches Amt zu erstreben. Aber was ist ihm ein Eid? Er fand in dem Kloster die

längst verschollenen Schriften, durch die einst ein Kaiser, der erste christliche Kaiser, der Herr Konstantinus, die Länder der Erde der Kirche geschenkt haben soll – unselige Fälschung. Doch Hildebrand würgte der Ehrgeiz, er baute den Turm sich seines tollwütigen Anspruchs, worunter die Welt so namenlos leidet und in zwei Teile zerrissen ist, alles zerrissen, Bruder und Bruder, Mutter und Vater, Ehe und Treuschwur. Er brach seinen Eid! – Wir waren doch Freunde! Mir hat er selbst den Eidschwur mit Tränen im Auge geschworen, sein Leben in Buße und fern von der Welt zu Ende zu tragen. – Rom aber lockte, ihn lockte die Macht bis zum Verzehren; er kam zurück und sann von neuem, wie er durch Geld die kirchliche Macht untermaure. Wieder schuf er das Geld durch Wuchergeschäfte, schuf es den Päpsten, deren Diener er war.

„Er hatte kein Amt, doch trug er die heimliche Krone der Macht und des Geldes, und jeder fügte sich ihm, um nur nicht zu stürzen. – Dann kam der Tag der Versuchung, als ich ihn versuchte, den Eidschwur zu brechen, um ihn schuldig zu machen, als ich ihn ausrief zum Papst in der Kirche des heiligen Johannes, am Sarg Alexanders, jetzt vor drei Jahren. Ich hoffte, er würde des Eides gedenken, von nun ab ohne Gewalttat sein Leben in Frieden beschließen. Wohl war er vor Schreck wie gelähmt, doch die Ehrsucht war stärker! Er stieg auf den Stuhl

des heiligen Petrus und leugnete, was er geschworen! – Jetzt stöhnt er über die Qualen des Amtes, jetzt nennt er sich selbst den geschlagenen Mann, jetzt ringt er die Hände über die Last – in Wahrheit schwellt das Glück seine Seele, daß er am Ziel ist!"

Stiller wurde die große Versammlung.

„Er will uns zwingen, wie Engel zu leben und den Trieb der Natur zu ersticken! Habt ihr's denn nicht bei den Mönchen gesehn, die seine Diener sich nennen, wie die schmutzigsten Laster bei ihnen im Schwang sind? Mag er doch Engel sich holen, daß sie den Kirchen und Bistümern vorstehn! Wir sind sterbliche Menschen und wollen die Weisheit des gottgeschaffenen Lebens durch keine Verbote zerstören!

„Er tritt euch mit Füßen, als ob ihr Knechte seid; wähnt, ihr alle verstündet nichts, er nur allein wär des Geistes teilhaftig. Ihr habt geschwiegen, weil ihr die Ehre des Apostolischen Stuhles nicht antasten wolltet. Er aber hielt eure Demut für Furcht und scheut sich nun nicht, auch gegen des Königs Gewalt, die Gott ihm verliehen, aufzubegehren. Er wagte die Drohung, ihn abzusetzen, als ob die Krone des Königs und Kaisers in seiner und nicht in Gottes Hand sei!

„Der wahre Papst, der heilige Petrus ruft: ‚Fürchtet Gott, ehret den König!' Er aber hat den Gesalbten entehrt, Gott nicht gefürchtet und auch den heiligen Paulus

nicht, der sagte: „Käm auch ein Engel vom Himmel und legte das Evangelium aus nicht wie ich, so sei er verflucht!‟‟

Man traute den Schreibern nicht. Othelrich nahm die Diktate, in denen die ganze Versammlung und einzeln der König den Mönch zum Verzicht rief. Da formte ein Satz sich zu doppelter Wucht, wenn zögernd der Sprecher, der Zögling von Santa Maria in Rom, Hugo Candidus, um seinen Ausdruck rang. Denn Othelrich schuf dann selber den Schluß, und war so der Satz von beiden geschmiedet.
Es häuften sich die Entwürfe. – Sollte aus Aufzählung aller Verbrechen die Kraft den Schreiben entströmen oder aus stürmender Härte, wenige Schläge nur?
Hugo Candidus wußte, wie sehr seine Art bekannt war. Stachen von je seine Briefe und Schriften doch durch die beispielwälzende Kraft der Gedanken vor andern Schriften hervor; war doch in den päpstlichen Akten mancher Aufruf von ihm. – Es sollte ihn freun, wenn man dort wüßte, wer auch bei diesen Schreiben der Helfer gewesen!
König Heinrich ließ sie willfahren. Er fragte spät in der Nacht des sechzehnten Tages, ob denn wahrhaftig der Mönch so verderbt sei?

Hugo Candidus gab ihm zur Antwort:
„Wahr ist nur die Wirkung der Tat, die Wirkung eines Befehls. Mag dieser Papst bei trocknem Brot und bei Milch und Gebeten Befehle erlassen, aus den Befehlen selbst wächst uns sein Bild und schafft ihn zum Raffer und Lüstling! – Habt ihr nicht schon von Mördern gehört, daß sie im Alltag des Lebens sanft sind zu krankem Getier und zart und behutsam im Umgang mit den Genossen und Frauen, so daß die Zeugen sich drängen: der da ist niemals ein Mörder gewesen? – Doch auf dem Grund seiner Seele ist das Verbrechen gesät. Die Seele stellen wir dar in unseren Schreiben, den äußeren Mensch übersehn wir!"

Es sei unstatthaft, so traten Albert von Würzburg und Hermann von Metz mit beschwörenden Händen den Brüdern entgegen, und wider kanonisches Recht, daß ein Bischof, in seiner Abwesenheit, und ohne daß er auch nur die Anklage angehört und ohne daß gültige Zeugen für ihn benannt worden seien, und eh die Verbrechen erwiesen wären, die man so schwer auf ihn häufe, Verurteilung fände – und sei's doch kein Bischof, der vor dem Richter stünde, sondern der Papst, der keinem Spruch unterstehe, unfehlbar und heilig wie Christus und Gott und die Kirche!

Wohl rührte sich manchem Gottesknecht das Gewissen. Doch hieß man sie Knechte des Mönches, so daß ihr Gewissen verstummte.
Wilhelm von Utrecht sprach einen Tag lang durch mehr als zehn Stunden und wandte sich gegen die Brüder von Würzburg und Metz. Er gab dem König das Amt des christlichen Kaisers, der niemand untertan sei als Gott nur allein. – Für einen reißenden Wolf seien Sondergesetze notwendig, man müsse die Menschheit vor ihm bewahren und sei es in Ketten und Fesseln!
Am achtzehnten Tag des Konzils stand Herzog Gottfried auf, dem die Krieger gehorchten. Er drückte auf die Verdammung das Siegel und gab zu wissen, daß er nach Mailand vordringen würde, mit der gesamten Heermacht. Dort warte die Kirche schon längst, den Papst der Gerechtigkeit aus ihrer Mitte zu wählen. Er würde den also Erkorenen sicher nach Rom dann geleiten!
Das war die letzte der Reden. – Hermann von Metz und Albert von Würzburg wandten sich fort, als das Schreiben zur Unterschrift vorlag. Sie ritten aus Worms in der Nacht.
Es war das Schreiben im Anfang schon Urteil: nicht an den römischen Papst, an Hildebrand war es gerichtet, den Bruder und Mönch. Dann kamen die Sätze:
„Mit schweren Meineiden hast du dein Amt angetreten, die Kirche Gottes durch deine Neuerungslust in Gefahren

gestürzt, die Kirche durch einen Senat von Weibern geleitet ... Es fehlen die Worte, um all die Schmähungen wiederzugeben, die du als Papst dir erlaubt hast ... Uns Hurensöhne zu nennen, hast du dich erdreistet ... Da keiner von uns dir als Bischof galt, so wirst du auch keinem von uns fortan mehr der Papst sein!"

Am Ende fand sich die Formel, von Othelrichs Vorsicht erdacht, so oft wiederholt, wie Bischöfe anwesend waren, daß später nicht einer versuche, das Einverständnis zu leugnen. So hieß die Formel, die jeder mit seinem Namen und auch dem Namen des Bistums vollzog:

„Ich anerkenne von heute ab Hildebrand nicht mehr als Papst und will ihm nicht mehr gehorchen!"

Bruchstücke nur vernahm die Versammlung aus jenem weiteren Brief, in dem die Fülle des Vorwurfs quaderngleich aufeinandergetürmt war, das Schreiben des Königs.

„Heinrich, nicht durch Gewalt, vielmehr durch Gottes weise Verordnung König, an Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch!

„Solch einen Gruß hast du zu deiner Beschimpfung verdient, der du keinen Stand der Kirche verschont, doch alle der Schmach anstatt der Ehre, des Fluchs anstatt des Segens teilhaftig gemacht hast ... Auf solchen Stufen bist du emporgelangt: durch List hast du, was dem Gelübde zuwider ist, Geld dir erworben, durch Geld die

Gunst der Menschen und durch ihre Gunst Gewalt der Waffen. Mit der Gewalt der Waffen bist du dem Sitz des Friedens genaht und hast den Frieden selber verjagt... Verdammt durch den Spruch des heiligen Paulus, der Bischöfe Fluch und unsern eigenen Spruch, ruf ich dir zu: Steige herab, verlaß den Stuhl Petri, den du dir angemaßt hast... Ich, Heinrich, gottgnädiger König, mit all meinen Bischöfen spreche zu dir: Steige herab, steige herab!"

Der ganze Inhalt wurde nicht laut, wie auch der Brief an die Römer nicht, den König Heinrich geschrieben, in dem er die Stadt zur Gewalttat aufrief.

Bald kam der Abschied. Es stob die große Versammlung rasch auseinander, es eilte ein jeder auf seine Burg, in sein Kloster. Nur Huzmann von Speyer und Burghard von Basel schlugen die Richtung zur Heimat nicht ein. Sie waren berufen, die Schreiben in Rom zu verlesen; dort war ein Konzil zu Anfang der Fasten bestimmt, dort sollten die Worte den Ort des Konzils, die Kirche des heiligen Johannes, durchdröhnen. Sie wollten mit ihren Schreiben nicht über die schwäbischen Pässe, die Herzog Rudolf bewachte, noch über Burgund. Der Brenner einzig war sicher.

Auch Herzog Gottfried machte sich auf. – Noch sei es zu zeitig, die Krieger nach Mailand zu führen; er müsse zuvor noch die Grenzen in Flandern verrammeln. Die

Flamen brächen dort ein. Er müsse nach Lüttich und Utrecht, von da mit geteilten Trupps den Kleinkrieg ersticken. Schon lang wär ihm die nördliche Grenze gefährdet.

Dumpf war die Sonne, verhangen von Wolken voll Schnee. Klamm und verfroren saßen die Räte, der Heerbann, der Troß auf den Pferden, die Kanzlei war verladen. Der Viererzug stand vor dem Wagen aus dünnem, arabischem Steinholz.
Im unfrohen Licht des zögernden Morgens hielt König Heinrich den Herzog umarmt. Grau war der König von schlafloser Nacht. Er scheute die Trennung, es wäre ihm leichter, wenn Herzog Gottfried mit ihm bis zur Romfahrt vereint blieb. Nun ritt Herzog Gottfried nach Flandern, wo jedes Gehöft voller Waffen war, wo jeder Bewohner den Hinterhalt suchte, wo noch die Frauen die Waffen trugen. – Er möge den Plan doch verschieben und ihn nach Goslar begleiten.
Der Herzog wich aus. Er lehnte die Bitte ab:
„Es brennt mir das Haus, wenn ich fort bin. Ich bleibe doch lang fort, den Sommer über, den Herbst. Sichern muß ich die Grenze und Dämme legen. Sie öffnen mir sonst die Sümpfe und überschwemmen das Feld. Es ist nur ein Monat Verzug!"
Den König fror es.

Der Heerbann drängte zum Aufbruch.
„Verweil nicht zu lange! Verzögern nimmt uns die Wucht!“
Sie hielten die Hände lang ineinander verschränkt. Der König bestieg sein Pferd. Hoch ragte er über allen.
„Wo ist die Königin? – Ist auch die Brücke gesichert?“
Wohl standen die Bürger zu ihm, doch griff die Tat so schauerlich weit, daß schon nach Schluß des Konzils in der Nacht böswilliger Aufstand ausbrach, Steinhagel traf den Bischofspalast.
Auf der Treppe erschien die Königin Bertha mit ihren Fraun und der Gräfin von Nellenburg, die ihr den Sohn trug, stieg auf ihr Pferd und ritt dem König zur Seite.
Der gab das Zeichen des Aufbruchs. Donnergleich rollte der Zug über die hölzerne Brücke am Rosengarten vorbei.
Die Luft, das Reiten erfrischte den König. Worms blieb zurück und der Rheinstrom. Im Odenwald lösten die Wolken sich, Schnee fiel herab, er tastete über die Zweige, die Zweige hielten ihn auf. Gegen Mittag war es ein weißer Dom, durch den sie ritten.
Die Kraft des Mittags trug die Gedanken ins Weite. Das Reich war gerettet, spannte in Bälde sich mächtiger aus als jemals zuvor, tief nach Sizilien hin, bis an die russischen Grenzen, noch über Ungarn hinaus, gen Morgen bis an den Belt, gen Abend bis Aquitanien.

Sie schliefen am vierten Tag schon in Hersfeld, nah an der sächsischen Grenze. Noch fehlte dem Kloster die Kunde von Worms, und niemand verriet sie. Gerstungen sahn sie am fünften Tag, Eschwege am sechsten. Bevor sie nach Goslar gelangten, nahm sie noch einmal in Pöhlde das Kloster auf. Überall noch die Spuren der Kämpfe, die Kirchen in Trümmern. Oft hielt der König an, sprach zu dem frierenden Volk, daß seine Häuser wieder erbaut, neu die Güter verteilt werden sollten, alle nach ihrer Arbeit verdienen. – Doch die Leute glaubten's ihm nicht.
Er verhärtete sich. Wie Herzog Gottfried das flandrische Land sichern wollte, bevor er nach Rom zog, so wollte der König das sächsische Land hinter sich sichern, befahl den Aufbau der eingerissenen Burgen und schaffte die Bischöfe, die noch in Ketten lagen, aus dem Gebiet und schickte sie seinem Schwager nach Ungarn.
Und wartete auf den März und den Frühling.

Dritter Teil



Zehntes Kapitel

Wer die Straße beritt, die von Mailand nach Rom das Apenninengebirg überklomm, der fand sie im Stand. Es wachte der Postvögte Aufsicht darüber, die Kolonnen aussandten bis zu der Hälfte der Strecke zu ihren Türmen, um die Löcher zu stopfen, die Schlammbäche abzuleiten. Stark wurde die Straße der römischen Kaiser gehalten und der Legionen! Immer trieb sich der Strom der wandernden Völker auf ihr, der Stafetten, Gesandten, Legaten und der bewaffneten Trupps.

Die Felder aber auf beiden Seiten der endlosen Spur durch die Sümpfe und Furten der Flüsse und über die Berge und Pässe lagen stille und wüst; noch stand wohl ein Rebengelände mit schwarzen verflochtenen Stämmen, aber die Triebe und Ranken wucherten krallengleich an den Bäumen und über zerbrochene Latten, ohne Nutz ihre Kraft in die Länge geschossen; flach, unbestellt, von ragendem Unkraut bewachsen, blieben die Äcker; in Äpfel- und Birnbäumen fraßen sich Würmer ins Holz; Weiden wuchsen mit starkem Gezweig, untauglich zu jedem Gebrauch.

Des Postvogts Centoscudi Kastell lag am Po an der Furt, die selbst in der Regenzeit, im Frühling und Herbst, zu begehn war; keiner Brücke bedurfte es dort. Klotzig und fest stand der Turm, die Ställe wettersicher gebaut, die Weide der Pferde mauerumgeben. Bis zum Rand mit fauligem Wasser gefüllt die Gräben rings um den Turm!

Monate hatte die Frau des Pfarrers von Reggio krank an der Grenze gelegen, unentdeckt von den Rittern der Gräfin, die nach ihr fahnden ließ und ihrem Mann. Nun fuhr die Pfarrersfrau Mailand zu, um ein Kind zu gebären; neben dem wackligen Wagen stapfte der Mann und hielt die Zügel und Peitsche. Wie verwurzelt er auch mit seinem Amte gewesen sein mochte, zog er nun alles Ausland in den Bereich seiner Hoffnung, drängte ins Königreich, um den Lombarden das Lied von der Gräfin zu singen; setzte sich auf dem Weg die dröhnenden Worte zusammen, die er dem Volk verkündigen wollte, schuf sich die Rede für die Taufe des Kindes.

Centoscudis Kastell dämmerte auf, die Frau durchschüttelten Wehen. Sie flehte um Nachtruh. Der Mann schlug an die hallende Eisenstange. Hunde stürzten heraus, und über die Zugbrücke trat der Postvogt, rief ihnen, ohne zu öffnen, zu, es seien die Herbergszimmer alle belegt und kein Raum mehr für sie. Doch der Pfarrer gab ihm zur Antwort, er bäte nur um ein einziges win-

ziges Lager, für seine Frau, es räume vielleicht ein Gast die Stube für sie, voller Mitleid.
Der Postvogt sah durch das Guckloch des Tors die Frau auf dem strohüberschütteten Wagen, sah den geschwellten Leib und das blasse Gesicht und das Zittern. Also ließ er sie ein und hieß den Mann und die Frau in der Vorhalle warten. – Ging in die Stube, da stand noch ein Puffbrett; da saß noch ein letzter Gast und zog an den Steinen, einsam für sich.
Auch dieser Gast war spät erst am Abend gekommen, aus Mailand, mit einem Begleiter, hatte für sein Gepäck Truhen und Schlüssel gefordert, sorgsam die Stücke verstaut, zu Nacht gegessen und schwer die Kost mit dem schweren schwarz-roten Weine befeuchtet. Einige seiner Reiter in Rüstung und Waffen schliefen im Stall bei den Tieren.
Der Gast schob die Steine zusammen und fragte:
„Wer ist's noch so spät?"
Der Postvogt fragte ihn wieder, ob er sein Zimmer wohl frei machen würde und in der Stube ein Lager beziehn, auf der Bank hier am Ofen? Draußen stünde ein klägliches Paar, ein vertriebener Pfarrer und seine schwangere Frau. Die sei nah vorm Gebären; sie bäten um Obdach.
Der Gast sah auf mit verquollenem Blick, mit geröteten Augen.

Da erkannte der Wirt ihn erst und erinnerte sich des Gesichts, durchfurcht wie eines Tragöden Gesicht, bartlos, über den Augen dichte Büschel als Brauen. – Hätt er den doch nicht gefragt! Der da trug sonst das Kleid der königlichen Verwalter, stelzte in Mailand umher, fehlte bei keiner Versammlung, fuhr in Kutschen mit hohen Herren, ein Beamter des Königs!
„Nun erkenn ich dich erst! Verzeih mir die Frage!"
Schwer schon vom reichlichen Trunk saß der Gast, an die braune Täflung der Stube gelehnt, der Beamte des Königs. Lachte satt und geräuschvoll:
„Was will ein Lager? Ein Pfarrersweib, kurz vorm Gebären? Wirt, laß sie ein! Ich räum zwar mein Bett nicht, aber mein Freund soll es räumen, auch ein geistlicher Herr! Der soll sich nur Stroh aufschütten und seinen Mantel drauflegen!"
Er hoffte, es gäb noch Zerstreuung: großer Auftrag bedrückte sein Herz! Er trank schon, seitdem er Mailand verlassen.
Der Postvogt dankte dem schweren Wein, der den Gast so leutselig machte, dankte dem Herrn auch selber und ging die Vertriebnen zu holen.
Schwer erhob sich der Herr, den Begleiter zu wecken. – Bis an die Decke reichte sein Wuchs, er schnallte den Gürtel enger zusammen, der bei der Mahlzeit locker gehangen, und fluchte sich was von Schändung und Knech-

tung. Wie er dem Postvogt noch nachrief, grölend und lallend, wär es ihm recht, noch jemand zu finden für ein Gespräch, er sei noch nicht hungrig nach Schlaf!
Er stapfte hinaus und stieß mit der Schulter die Pfosten der eichenen Tür an.

Ein goldgelber Käse wurde gebracht, der Mailänder nahm ihn, hielt ihn über die Glut des Kamins, so daß die Flamme hell aufschlug, genährt durch das tropfende Fett, und der Rauch die balkige Stube durchzog.
„Kommt wohl von Toscana?"
Das rief er vom Ofen, wo auch sein Begleiter stand, ein dickliches Männchen, im Hemd noch, der seinen Bauch an die Glut hielt. Der Mailänder brachte den Käse der Frau und dem Pfarrer, schnitt ihn in Stücke und schob einem jeden sein Teil zu, lud zu den Bergen von Brot ein, schenkte den Wein aus, leerte auch selbst seinen Becher und füllte ihn wieder.
Die Frau lag weich auf der Bank auf dem Mantel des Herrn, der Pfarrer hielt ihre Hand. Er gab nur zögernd Bescheid. Man wußte, so nah an der Grenze, nie des Fremden Gesinnung!
Aber der Mailänder setzte ihm zu:
„Ich weiß, wer du bist! Bist einer von tausend! Mir seid ihr immer willkommen, du und die tausend! –

Mein Freund, da am Ofen, räumt euch die Kammer, er ist ein Christ und ein Pfarrer; er möchte gern selber ein Weib, doch ist er zu dick! Er stammt aus Parma, wo schon von alters her Freude am Leben herrscht, er träumt, dort Bischof zu werden! – Wo kommt ihr denn her, und wo wollt ihr denn hin?"

Der Ton seiner Stimme bestach. Der Wirt machte heimliche Zeichen, sie sollten sich ihm nur vertraun.

Der Pfarrer fragte:

„Was meinst du? Was weißt du?"

Der Mailänder Herr sann nach. Dann fuhr er schwer mit der Hand in die Richtung nach draußen, wo die verschlossene Truhe stand, die er vom Wirt sich gemietet:

„Was da verschlossen, beim Wirt in der Truhe, Sand ist es, Pfarrer, da stopfen wir Rachen mit, das sollen die würgen, die sich geißeln aus Angst vor dem Fleisch und dem Trieb; die schlaff in das Bett sich verkriechen!"

Der Mailänder trank; er fuhr sich mit beiden Händen über die faltige Stirn und das Haar. Könnte er sich nur erlösen von seinem drückenden Auftrag, der ihn plötzlich erhob, ihm jäh aber meertiefe Sorgen auch gab. – Was hatten die Leute am Tisch da zu stöhnen? Sein Stöhnen war tiefer, sollte er sie doch alle von ihren Leiden befreien. O ja, es winkte Belohnung, Aufstieg noch gegen das Alter! Er sah sich schon vorm Konzil am Throne des

Papstes! Niemand sonst hatte in Mailand den Mut gehabt, des Königs Bote zu sein und die Briefe und Schreiben zu überbringen, dem Mönch in die Augen zu sehn, in die Ohren zu schrein! – Er trank. Schon schwankte der Tisch ihm vor seinen Augen; er stützte die Ellbogen auf und stemmte ihn nieder.

„Rück nur näher heran, so erzähl ich dir was!"

Er strich der Pfarrersfrau leicht übers Haar.

„Massimo heiß ich und bin Beamter des Königs!"

Der Pfarrer senkte den Kopf, er grüßte den König.

Massimo sagte:

„So hast du noch Hoffnung, Pfarrer, wenn du den Namen des Königs hörst?! – Speit doch der winzigste Gerngroß schon auf den König! Pfarrer, du hoffst nicht umsonst! Hör mir gut zu! Hast du von Odysseus gehört und König Aiolos? Wie dem Odysseus der König die Stürme in einen Beutel gepreßt hat, daß er sie löse zu günstiger Heimfahrt, – so sind die Stürme der Welt in mich nun gesammelt – und nicht wie die törichten Freunde des Königs Odysseus werd ich zur Unzeit, sondern zur Zeit sie entlassen! – Wie ich hier sitze, an diesem Tisch, sitzt hinter mir das Römische Reich! Pfarrer, nicht das nur, zwei Konzile sprechen aus mir! Denn, Pfarrer, auch die lombardischen Bischöfe haben die Wormser Beschlüsse gepackt – und das Reich und die wahre christliche Kirche sitzt hinter mir!"

Randig schon waren die Augen des Pfarrers von großer Erschöpfung, er konnte kaum essen, schlürfte nur etwas vom Wein, doch packte ihn Massimos Rede, und er versuchte sich Sinn in die dunklen Worte zu legen. Was war denn geschehn in all den Wochen, die er mit seiner Frau an der Grenze verschleppt, in stumpfer Verzweiflung?

Da gab auch Massimo schon den Anfang seiner Erzählung, ebenso dunkel und breit. Wein schwatzte aus ihm:

„Aufstieg war nicht mehr zu erhoffen, da kam doch endlich das Schicksal zu mir und haute an meine Tür, und kam in Gestalt zweier Herren aus Deutschland, Fürsten der Kirche von Speyer und Halberstadt. Die hauten an meine Tür!"

Massimo legte die breite Hand auf den Arm des Pfarrers.

„Die hatte der König als Sprecher bestimmt in Rom vorm Konzil und vorm Papst! – Pfarrer, die hatte die Angst gepackt auf den Straßen in Mailand, als sie das Hungergeschrei des Gesindels gehört, als sie Elend und Häuserzerfall ringsum verspürten, als sie Vorahnung anfiel von jenem Pöbel in Rom, der sich breitmacht dort unten an den Hängen der Hügel – Angst: dieser Pöbel möchte die dreckigen Fäuste an ihnen probieren. Denn dieser Pöbel schreit Hildebrand und meint nicht die

Kirche, sondern die Gleichheit der Menschen: König heidi, Grafen heidi, Beamte heidi – alles nur Pöbel! – Wie meine Herren aus Deutschland noch obendrein hörten, daß manche Brüder schon hinterrücks nach Entlastung suchten und einer dem andern in elender Beichte die Steine von seinem Gewissen abwälzte, war ihnen selbst der Mut aus den Knieen geronnen, sie machten sich auf die Suche nach einem, der Mut hat. – Da standen sie vor mir, sagten den Grund nicht, sie schützten Gebrechen vor und Erschöpfung. Ich aber schonte sie nicht. Ich hab sie, Gott sei mein Zeuge, nicht zärtlich behandelt und ihre Gründe von ihnen gewaschen, so daß die nackte Angst vor mir stand. Ich hab mich erboten, die hochwürdigsten Hosen vor jeder Befleckung zu schützen!"

Er lehnte sich wieder zurück an die Täflung der Stube, schnaufend, die Fäuste geballt.

Der Pfarrer fragte:

„Welch Auftrag?"

Der Mailänder lachte:

„Was weißt du denn, Mann, wie's im Reiche schon spukt und quirlt und radaut! Bei uns in Mailand, da taufen die Laien selbst ihre Kinder und brauchen ihr schmutziges Ohrenschmalz statt des Öls, weil sie das Öl des Priesters für unheilig halten, der jemals mit einem Weibe geschlafen. Da trampeln sie noch die Wegzehrung

weg auf dem Totenbett, zerstampfen mit ihren Füßen den Leib unsres Herrn, wenn ein Priester ihn bringt, so wie du. – Auftrag? – Pfarrer, trink deinen Wein und vergiß deinen Kummer! Ich geh nach Rom, bald wirst du wissen, warum!"

Die Frau des Pfarrers packten die zweiten furchtbaren Wehen. Ihr lief das Gesicht an, gelblich zuerst, dann purpurrot und wieder weichend die Hitze. Sie hielt den Mund wie zum Schreien geöffnet, doch kam nur ein röchelnder Laut.

Massimo sah ihren zitternden Leib; er beugte sich vor, er stieß einen Krug um. Der Wein floß über den Tisch.

„Hilfe!"

Er lief aus der Stube und trieb den Parmenser, der längst schon verstohlen während der Reden wieder ins Bette geschlüpft war, vom Lager, schwankte zurück und wies dem Pfarrer, wie sie am besten die Frau hochhöben, er sie an den Schultern packen, der Mann an den Beinen. Es dämmerte schon. Der Mailänder rief, das himmlische Licht würde leuchten zu der Geburt! Er stand in der Mitte der Stube und hielt die Frau, die schwer wie ein Stein wog, und tat sich groß, von der Ehe der Herrin des Pfarrers, der Gräfin Mathilde, schaurige Sagen zu weben, wie in der Hochzeitsnacht sie den Herzog fast zu Tode gewürgt, der aber habe sie dennoch besessen und sie gezüchtigt, so daß sie immer nach

neuen Schlägen verlange. Damals habe sie ihren Schoß dem Heiligen Geiste versprochen, der käme als brausender Sturm, der wühle sich in ihr Gebein und gäbe ihr trunkenste Freuden.

Das quoll aus Massimo, während die Frau zu schreien begann und völlig die Sinne verlor. Sie trugen sie aus der Stube. Sie stieß mit den Füßen dem dicken Parmenser ins runde Gesicht, der melden wollte, die Kammer sei frei. Eben krähten die Hähne, Massimo murmelte vor sich hin von den Lüsten des Beischlafs und gottverfluchter Enthaltsamkeit! – Das Bett war noch warm von dem rundlichen Pfarrer. Dorthin legten sie sanft die Frau, die wieder schrie und dennoch lachte, eines neben dem andern. Von ihren Augen war nur das Weiße zu sehn, so drehten sie sich in Schmerzen. Der Pfarrer hielt es für ratsam, Massimo aus der Stube zu bringen. Doch wich der lombardische Herr nicht, sondern begann Gott laut zu loben, den Gott, der sich auswirken wolle in den Säften der Menschen, der Tiere und Bäume. Er offenbare sich herrlich in diesem armseligen Raum!

Die Frau hörte nicht, was er von Heiligen, was von der Schönheit der Welt und der Liebe der Menschen er donnergleich rief, denn sie durchbrauste der Schmerz, ihr Geist sank in purpurne Tiefen.

Schluchzend rief Massimo aus, daß er hier stünde gegen

die Schwärme von schwärzlichen Teufeln, die um den Turm er schon flattern höre, die durch die Ritzen der Steine kröchen, das Kindlein bedrohten, habe es eben das Licht nur erblickt!

Stürzte zu Boden schwer auf die Kniee und dankte dafür, daß ihm ein guter Vorkampf geschickt sei für den gewaltigen Auftrag, – stemmte sich auf, zog sein Schwert und wandte sich gegen die Mauer.

Elftes Kapitel

Gleich den sechs Flügeln der Cherubim war die Kleidung der Mönche: war die Kapuze, das erste Paar, an ein wallendes Kleid mit weiten Ärmeln, das zweite, genäht; war unter dem Kleid das dritte, ein langes, bis auf die Füße fallendes Hemd. Also streckten zwei Flügel sich über dem Haupt aus, zwei dienten als Schwingen, mit zweien verhüllten sie ihren Leib. Der Schnitt des Haars war wie die Dornenkrone des Herrn: da, wo der stachlige Kranz seine blutige Spur zog, zeigten die Schädel sich kahl.

Die Gräfin Mathilde nahm Abschied von ihren Mönchen, die im Gebet dreier Tage, ruhend bei Nacht nicht, bei Tag nicht, den Segen des Himmels für ihre Romfahrt erflehten.

Die Ritter sammelten sich und stiegen die Stufen des Felsens hinunter, im Grau des Morgens, zu den Ställen am Fuß von Canossa, legten den Pferden das Sattelzeug auf.

Die Straße fiel steil hinab in die Ebene. Unermeßlich weit, bis an des Horizonts Ränder, liefen die Felder, mit

langen Reihen von Weiden besetzt, wo von Stamm zu Stamm die ruhenden Reben sich spannten, wie nach einem Fest die verwelkten Girlanden. Ein schwarzes arabisches Pferd ritt die Gräfin, des Hengstes Hufe waren mit Silber beschlagen, Edelsteine ins Zaumzeug gepreßt.
Wenig wurde gerastet. Sie klommen die Hänge der Apenninen hoch und stiegen hinunter ins jenseitige Tal, wo der erste Hauch des Frühlings hereinbrach, der anschwoll, je weiter sie südwärts gelangten. In Dörfern ihrer Gemarkung gesellten sich junge Dirnen zur Gräfin, die sie wie Nonnen hielt, die doch den Gebrauch von Waffen verstanden; männlich sahen sie aus: ihr Weibtum durch rauhe Kleidung entstellt. Sie hatten die Falten, die Andacht und Geißlung und stöhnende Übung der Glieder schufen, in ihren Gesichtern.
Groß war der Zug der Gräfin Mathilde, wuchtend und ernst; selbst auf der Reise ruhte der Gottesdienst nicht. Für Stunden am Tag gebot sie Stillschweigen. Das braune Ebenmaß ihres Gesichtes war wie ein steinernes Bild aus römischer Zeit. Sie trug neue Tracht, die von ihr selber gewählt war: hoch und spitz war ihr Hut, wie eine Mitra, von der zwei Bänder ihr auf die Schultern fielen, das dunkle Kleid schloß eng an den Körper, die Stiefel reichten bis an die Kniee.
In Florenz unterbrach sie die Reise. Dort lag die Mutter krank, die Gräfin Beatrix, siechte langsam dahin.

Es war das Erbe alles verbrieft und versiegelt. Auch sie hatte längst ihr Leben der Kirche untertänig gemacht, die deutsche Prinzessin aus Lothringer Land. Fein war ihr Gesicht und lieblich gewesen, nun war es wächsern und hart. Die Tochter wachte bei ihr eine Nacht.
Am Morgen ritt sie nach Pisa, zum Hafen, um Schiffe mit Pferden landen zu sehn. Aus Afrika kamen die Pferde, die sollten in ihre Gestüte, wo schwächlich die Tiere im vierten Jahr starben, durch Inzucht verkümmert. Bis in die Nacht stand Gräfin Mathilde im harten Seewind, es kamen an die dreitausend Stück von Arabien.
Sprach mit Rainaldos, der den Dom der Stadt Pisa schuf. Beim Heimritt im Mondlicht sah sie den Bau. Schon war die Fassade begonnen: vier Reihen von Säulen übereinander, die Säulen durch runde Bögen verbunden, die sich von Säule zu Säule schwangen.
„Was schaffst du mit diesen Säulen und Bögen?"
Der Baumeister sagte:
„Daß niemand den Stein mehr ahnt, nur noch den Geist! Wir wollen den Stein überwinden, das Fleisch überwinden, das unlebendige Fleisch!"
Sie ritten weiter nach Rom, die Gräfin, Anselm von Lucca, die Ritter und Dienerinnen, gelangten nach einem Tag in die Herrschaft des Papstes. Bauern erquickten sie willig.

Vom Hügel Janiculus ritt sie in Rom ein. Im Lichte des Abends zuckte der Tiber, sein Schlangenleib schlug von der Engelsburg und der turmreichen Leostadt bis zu den Hügeln Kampaniens. Vor ihnen, im glanzlosen Licht, stieg der Turm des Palastes der Päpste schmal in den Himmel.

Durch enge Gassen ging's abwärts, darin die Juden und Fischer und Weinhändler hausten. Klosterbauten mit mächtigen Mauern zerrissen die Reihen der Hütten. Die Straße war schlammbedeckt, Schmutz spritzte an die gewölbten Leiber der Pferde!

Rom war gästedurchrauscht, die Herbergen voll! Rom legte zu dieser Synode am Anfang der Fastenzeit ein altes Gewand an, das stückte sich aus verschlißnem Brokat und verblaßter Seide zusammen. Es waren auf den Synoden der letzten Jahrzehnte Beschlüsse gefaßt, die die irdischen Feste zerstörten – dennoch war diese Synode ein irdisches Fest für die grau gewordene Stadt. Wessen Familie je einmal Ansehn besessen zu Zeiten des uralten Königtums, zu Zeiten der Konsuln, zu Zeiten der Kaiser, zu Zeiten barbarischer Herrschaft und Herrschaft der Grafen – der kam mit der toten Würde über die Straßen und Plätze, jeder der Römer konnte sich rühmen seines besonderen Ahnherrn. Längst schon war der Senat

ohne Recht, lebte dem Namen nach nur, doch Senatoren sah man die Toga tragen, sie hielten im Kapitol ihre Sitzung, beschlossen Gesetze, beschlossen die Ehrung eines der ihren. Kampanische Grafen kamen zur Stadt und wohnten in ihren Türmen, hängten die Banner ihrer Geschlechter heraus, prunkten mit bewaffnetem Troß und sahn von ihren Zinnen auf die Türme der Nachbarn, deren Adel geringer war. Nachkommen der großen Geschlechter unter den Kaisern ließen sich über die Hügel in Sänften tragen. Es dachte ein jeder die Stadt zu besitzen, daß er nur wahrhaftig ein Römer sei; sie dachten, daß nur die Mißgunst des Schicksals sie an der Herrschaft verhindere.
Die Kirchendiener lugten erfolgreich nach Pilgern aus. Die Fremdenführer kamen zu Brot. Es gab auf den Straßen viel zu bestaunen: die Ankunft von Bischöfen, aus Robert Guiscards Gebieten oder von Frankreich her und von Spanien. Mehr als hundert ritten herbei. Fast um das Doppelte seiner Bewohner schwoll die Stadt Rom an. Seltener Vogelflug trieb unter ziehenden Wolken, roter Schnee fiel im Albanergebirg. Nachts hatte ein Beben die Trümmer des Forums erschüttert.

Päpstliche Garde bewachte den Wagen, der Benediktus Christianus, Inhaber der Wechselbank, und seinen Sohn

vom Kolosseum zum Hügel des Lateran brachte. Aber sie hielten nicht vor dem großen Portal, sie stiegen am fernen Flügel aus und gingen die letzte Strecke zu Fuß. Hohes Alter schon beugte den Vater, weiß war der wuchernde Bart auf den fleischigen Backen.

Seit des Jahrhunderts Mitte blühte die Bank, seit den Zeiten der Päpste Gregor VI. und Leo XII., seit der Mönch Hildebrand aus dem Kloster Santa Maria in die Dienste des Laterans trat. Gab es seit damals nur diese Bank in der Ewigen Stadt, des Christianus Bank, hatte nur römische Münze Umlauf und Geltung, wurde von ihm den Pilgern die fremde Währung gewechselt, der Wert der Währung bestimmt, wie es ihm gut schien. Damals trug der Bankier noch den alten hebräischen Namen, hieß noch nicht: Benediktus Christianus.

Über Treppen, durch hallende Gänge, an der Flucht der Kanzleien vorbei kamen Vater und Sohn in den Vorraum, der zum Saal der Geschäfte des Heiligen Vaters führte, warteten dort im Gedräng, im Gemurmel der Stimmen, unter den Glockenschlägen der Zeiten, sie, die ein flüchtiger Blick und ein Fremder für Grafen wohl nahm oder hohe Beamte der Stadt.

Mit heftigem Flüstern und Händen, die sich entsetzten, standen sie vor dem Heiligen Vater. Noch war ihm nur halb die Wunde verheilt, längs über die Stirn zur Wange sich ziehend, die ihm Cencius geschlagen, der römische

Graf, als der in der Weihnachtsnacht zum Rächer der Wachslichtmacher, der Kirchendiener, der Fremdenführer, des eingesessenen Adels wurde und den verhaßten Mann von der Messe in Santa Maria Maggiore weg in seinen Turm geschleppt hatte, nahe dem Pantheon – regendurchrauschte Nacht, Finsternis des Geschehens! – Sie küßten dem Papste die Füße, Vater und Sohn, zogen scheu sich zurück mit der Scheuheit des Lauerns, warteten dann mit starren Gesichtern.

War die Gestalt des Heiligen Vaters noch eben nur ein Gefäß, in das sich der Strom eines fernen Willens ergoß, so saß jetzt der Dämon der Herrschsucht, der Kenner der trostlosen Menschheit vor ihnen, kantig, unduldsam die Stirn und die schmalen wächsernen Hände unirdisch, geisterhaft; unvergleichlich, wie er mit ihnen die Worte verschärfte durch sparsam knappe Bewegung.

Vater und Sohn Christiani vernahmen, daß von den Bischöfen und ihren Begleitern und denen, die das Konzil besuchten, nirgend Tribut zu fordern sei bei Wechslung der Münze, auch von den Zuschauern nicht von auswärts, den Massen der Pilger, normannischen Kriegern, toscanischem Landvolk, kampanischen Bauern. Die Bürger von Rom – die Bank solle sorgen, daß Verlaß auf sie sei, daß sie sich nicht rührten, außer über Befehl. – Hundert Talente stünden bereit zur Verteilung.

Hundert Talente! Benediktus Christianus bedachte, daß

es schon Zeiten gegeben, da man fünfhundert anwies! Jetzt aber nur hundert! – War es so ernst nicht, wog nicht so schwer, was in Worms beschlossen, wie das Gerücht in der Stadt ging? Er fragte nicht, kannte den Wunsch, nicht gefragt zu werden. Mit wenigen Worten gingen seit jeher alle Geschäfte zwischen dem Päpstlichen Stuhl und der Bank. Nie wurde ein Schreiben gewechselt, nie wurde ein eigener Plan vorgebracht. Sie hatten sich einmal zusammengefunden, einmal die Nacht durch zusammengesessen vor ewigen Zeiten, Hildebrand und Benediktus Christianus. Da war denn alles besprochen gewesen und hatte Bestand durch die wechselnde Zeit bis zum Aufstieg gehabt.
Jetzt also stand zum hundertstenmal wohl wieder der Morgen bevor, da würden die römischen Bürger und sonderlich die, die am Aventin wohnten und in den Schluchten des Kapitols und jenseits des Flusses, vor der Bank der Christiani erscheinen, nicht um bestochen zu werden, sondern um ein Geschäft mit den Juden zu machen. An diesem Tag nahm die Bank ein kupfernes Geldstück an und schob dem, der es brachte, dem, der sich ausweisen konnte als römischer Bürger, ein goldenes zu. Ein Tausch, weiter nichts! Kein Kauf ihrer Seelen!
Vater und Sohn Christiani zogen sich sachte zurück. Leer war der Vorraum geworden, da stand nur ein Mann noch. Den kannten die Juden: Johannes Braczutus, Volksführer von jenseits des Tiber, dem schwarzes Gelock

von dem massigen Haupt bis auf den Rücken hinabfiel.
Sie grüßten ihn nicht.
Der grüßte auch nicht den Papst, als er Einlaß gefunden und nah vor ihm stand, nah am Tisch mit den Büchern und Schriften. Der legte die Hand ans Ohr, um besser verstehn zu können, er hörte nicht gut; er beugte den Kopf vor, die niedere Stirn. – Der Heilige Vater sprach mit ihm die Mundart des Volkes!
Auch diesen Braczutus enttäuschte der Auftrag! Tausend Faß Wein wurden ausgesetzt für die Räumung der Straßen. Leer seien die Straßen zu halten, alles Volk in die Häuser zu stopfen, am Tag des Konzils, bis ein besonderer Befehl es anders bestimme. Braczutus hafte für alle die Führer; Ungehorsam verwirke den Kopf. Bettelei sei verboten und jede Belästigung jedwelcher Fremden, die das Konzil besuchten – auch der Gesandten des Königs aus Deutschland. Ein weiterer Befehl erreiche Braczutus am folgenden Tag. Die tausend Faß Wein seien heut zu verteilen!
Johannes Braczutus strich sich den Schnurrbart, fuhr mit der breiten Hand durch das fettige Haar.
Was denn die Weiber bekämen, sie hätten Klage geführt, warum man die Männer allein nur bedächte, und immer die Männer allein?
Das Zimmer war vom Geruch des Menschen verpestet, von Knoblauch und Dünsten von Wein.

„Gegen den Frühling zu treibt sie die Wärme ins Freie. Sie hetzen und sticheln, sie haben die Straßen in ihrer Gewalt. Sie zeigen die Hüften und Brüste!“

Johannes Braczutus vernahm, daß gesorgt sei: griechische Tücher lägen bereit, um die Blöße des Halses damit zu bedecken, wenn die Frauen zum Gottesdienst gingen. Knaben sollten die Häuser durchlaufen, die Tücher verteilen. Anweisung läge im Vorraum für sie und den Wein.

Ob er die Leute vertrösten könne auf größere Belohnung, wenn sie gehorsam wären? fragte der Mensch.

Er wurde entlassen, ohne Entgegnung, wiederbestellt für den Tag des Konzils. Braczutus stapfte hinaus, nahm sich im Vorraum den Schein für den Wein und die Tücher, ging durch die summenden Gänge des weiten Palastes, der immer dichter mit Menschen sich füllte, ging zu den Führern der einzelnen Viertel, langsam und unwirsch.

Um diese Dämmerungszeit blieb Gregor allein. Nach seinem Tag der Empfänge, der weltweiten Schreiben und seiner Gedanken, rührte der Schlaf ihn an. Er schlief in der Dämmerungsstunde, bevor die Arbeit der Nacht kam.

Als er sich legte, auf eine Ruhebank, fiel ihm die Maske ab, die ihm die eiserne Übung der Jahre geschaffen, kraftlos wurden die Hände, die Augen verloren den Glanz...

Niemand war bei ihm gewesen, heute am Tag, heute am Abend, weder die Juden noch der Johannes Braczutus. Nie war das Geschäft der Bestechung und der Betörung des Volkes mit ihnen besprochen! Der erbärmlichste Sohn der Mutter Maria bat um Ruhe für sich.

Kerzenlicht lag auf dem Weiß und Schwarz seines Palliums, auf der Haut seines magern Gesichts, auf den wächsernen Händen, die er zusammenschob:

„Heilige Jungfrau, erbarme Dich meiner und habe die Gnade, mir zu befehlen! Was Du befiehlst, soll geschehn! Du bist doch nah, meine heilige Mutter, Du hast meine Augen geweitet, sie können Dich ansehn! Gieße die Kraft in mich, das Reich Deines Sohns zu vollenden! Hebe von mir die Lasten des Alltags, häufe die Bürde nicht allzu schwer! Gib mir die Kraft, nicht zusammenzubrechen! Erbarm Dich der Menschheit in mir, dem armseligsten Knecht!"

Auch Gräfin Mathilde ruhte am Abend, hatte ihr Tagwerk bestimmt wie der Heilige Vater. Während er die Besucher empfing und die Schreiben entwarf, empfing sie Besucher und plante die Werke. Sie gönnte sich Ruhe nur dann, wenn auch er neue Sammlung sich schuf. So ruhten sie beide, während das Dunkel über die Stadt fiel, während das Tagwerk stillstand, die Stunde der

Mahlzeit in den Häusern begann, in den Schenken und Küchen, während Roland und Massimo, die Gesandten des Königs, nur noch von Rom ein Tagesritt fernhielt.
Ein Fest ward gerüstet vom Haushalt der Gräfin für die unruhigen Seelen der Stadt, die Senatoren und Grafen, und was sich sonst mit erloschener Würde noch breit tat, daß sie gebändigt würden durch Prunk, daß ihr Ehrgeiz Befriedigung fände, Teilnehmer zu sein an den großen Geschicken. – Die Tafel prangte im Schloß mit Tellern und Schüsseln aus Gold. Spanferkel wurden gesotten. Es wurden Pfauen gebraten, an jedem der Hals mit dem grüngoldenen Federspiel wieder befestigt, der unversehrt blieb, und Werg in die Schnäbel gegeben – das sollte entzündet werden, trug man sie auf.
Es schliefen der Herr und die Herrin der Stadt und der kommenden Welt, während in schwerem Galopp ein Reiter nach Rom drang, letzter Mann einer Eilstafette, des fliegenden Postdiensts zwischen dem Reich und Italien, die von dem Turm eines Postvogts bis zu dem nächsten auf windschnellen Pferden einherstob – einer Stafette, die oben in Flandern, nah bei der Nordsee begonnen. Die Botschaft ging an die Gräfin Mathilde, nur eine mündliche Botschaft aus wenigen Worten: Herzog Gottfried ist tot!
Der Bote langte in Rom ein. Er wurde zur Gräfin geführt, zitternd vom schweren Ritt.

Sie hörte die Botschaft von der Ermordung des Herzogs: wie er zur Nacht sich von seinem Lager im Zelte erhoben, da er Beschwerden von einer Speise gefühlt; wie er sich dann ins Freie begeben und unfern des Zeltes sich niedergehockt, um den Leib zu entleeren. Da sei ihm von hinten die Lanze des Mörders in das Gedärme gefahren. Er habe noch Stunden gelebt unter furchtbaren Qualen, dann sei er verschieden. – Die Frauen standen um Gräfin Mathilde und hielten die Kleider fürs Fest. Die alte lombardische Krone der Grafen Toscanas lag schon bereit.

Den Mann, der die Botschaft gebracht, ließ Gräfin Mathilde nicht aus dem Schloß. Wer von den Mägden die Nachricht gehört, mußte Schweigen geloben! – Sie sandte zum Papst, sie ließ sich melden, noch für die Nacht. Sie ließ sich die Kleider reichen, setzte die Krone auf, sie legte den Schmuck an, Ketten geflochtenen Golds, dunkler Perlen Pracht. Sie ging zu den Gästen. – Könige waren darunter, die für geraubten Besitz in Rom Bestätigung suchten und sich die heilige Fahne erbaten, die ihnen vorauswehen sollte bei neuem Kampf; die den Eidschwur geleistet, Lehnsland des Papstes werden zu lassen, was unter der heiligen Fahne Eroberung fände.

Alter und seltener Weinduft erhitzte die Stirnen, gedämpfte Musik kam aus den Winkeln des Saals. Nie war den Gästen die Gräfin als Weib je erschienen, sie

kannten den Fürst nur in ihr und die Härte der Herrschkraft. Heute war ihre Würde gelöst, der Blick der Männer verweilte auf ihr. Das braunrote Haar hatte schimmernden Glanz, darauf lag die Krone aus Perlen. Gräfin Mathilde wechselte rasch der Gespräche buntfarbige Fäden, sie, die sonst überall Antwort gab, blieb die Antworten schuldig.

Sie zog sich zurück nach der Tafel und überließ ihrem Marschall, die Gäste noch bis zum Morgen zu feiern. Ritt über den Tiber, schmucklos, in schlichter Tracht, von einem Teil ihrer Ritter und Frauen begleitet, und nahm den Weg zum Palaste des Papstes, an den ragenden Felsen des Aventin und den Trümmern des Zirkus vorbei. Ein unruhiger Wind hörte auf, still standen die Spitzen der Pinien, aus deren Wald es nach Sumpf roch, leise erklirrten die alten Platanen. – Über dem Tor des Palastes hing eine Fahne still und steif in das Mondlicht.

Sie ließ das Gefolge, die Männer und die toscanischen Mägde, in den unteren Räumen zurück. Kämmerer öffneten Türen vor ihr. Sie stand in den Zimmern des Heiligen Vaters.

Dort traf sie Anselm von Lucca, der ihr das Zeichen des Schweigens gab. – Niemand mehr dringe vor, selbst sie nicht! Fast leblos läg er in seinem Zimmer, doch zeige sein Antlitz die Züge des Friedens. Antworten täten ihm

sichtbarlich wohl, die er auf Fragen empfinge, die er zum Himmel gesandt.
Er bat die Gräfin, dem Papst diese Nacht nicht mehr die Fülle seiner Gesichte zu nehmen. – Er spürte den Bund zwischen ihr und dem Freund seiner Jugend, wie sie hier stand, in dem Raum des Heiligen Vaters, spürte den Bund schmerzlich und angstvoll. Er hatte gehört, was bevorstand, ihn drückte der Zweifel: würde der furchtbare Plan nicht den Bau der Kirche erschüttern? Sie riet nicht ab von dem Plan, sie bestärkte ihn nur.
Aber die Gräfin nahm Anselms Hand:
„Herzog Gottfried ist tot!"
Da schwieg er. – Während sich aus den Kerzen nur mühsam das Licht aus den Dochten noch hob, gingen sie auf und ab im weiten Gemach, Anselm und Gräfin Mathilde. Groß war die Stille des großen Palastes, auch die Stadt überfiel jetzt vollkommenes Schweigen.
Unvermutet trat er zu ihnen, wie durch die Wand. Sein schmales Gesicht war noch schmaler; getröstet und dennoch begierig brannte sein Blick. Es war kein Körper an ihm, nur dieser Blick.
Wie Gräfin Mathilde kniete, der Heilige Vater sie aufhob, packte Anselm von Lucca von neuem die Angst vor dem Tag des Konzils: jetzt sind sie zusammen und schrecken vor nichts mehr zurück. Von ihr kam die Mahnung nicht,

heute gewiß nicht, wo sie den Gatten verloren und ihre Herrschaft nun endlich ungefährdet besaß, wo Herzog Gottfried tot war, der Trost und Verlaß des Königs, sein einziger Helfer! – Anselm von Lucca ging in sein Zimmer zur peinvollen Ruh.

Bald war das Licht der Kerzen am Schwinden. Der Heilige Vater vernahm Gottfrieds Tod.

Er legte die Hände über die Hände der Gräfin, die sagte:

„Nach dem Herzog stirbt auch die Mutter Beatrix, sie aber selig!"

Sie sprach mit fester Stimme und ruhig:

„Ich bin noch gekommen in dieser Nacht, um dir Trost und Stärkung zu bringen, denn du bedarfst doch des Trostes; Gott bin ich dankbar, wenn mir die Tröstung nur im geringsten gelingt. Ich kann nun ein sichtbares Zeichen des Dankes dir setzen, heute, in dieser Nacht. – Du hast verlangt, daß die Kirche ein Bollwerk besitzt, daß sie nicht schutzlos mehr vor dem Zugriff des Reiches ist, daß ein Volk und ein Land dich umgürten, daß du gesichert und ruhig die Werke vollendest. – Ich bringe mein Land, all die Burgen und Städte! Mir gehört nichts mehr von dieser Stund an, Toscana gehört nun der Kirche. Darum ist nun der Herzog gestorben, stirbt mir die Mutter! Niemand hat Anspruch mehr!"

Der Heilige Vater hörte die Stimme der Gräfin, er hörte auch Stimmen des Himmels, die mit dem dunklen gebrochenen Klang sich vermischten. War er noch drüben, war er hier auf der Erde? Alle Welt kreiste um ihn!
Er gedachte des Herzogs mit zögerndem Wort: daß ihn die Strafe getroffen, wie ohne Anlaß, mitten im blühenden Leben. Daß er ein Mann gewesen, erhaben unter den Fürsten, abberufen erst dann, als seine Größe zu schwinden drohte, als er für alle Zeiten sein Andenken auslöschen wollte. Er würde beten, die Seele des Herzogs zu retten.
Die Schenkung, der Tod des Herzogs, solcher Ereignisse Gnade rührte ihn schwer und gewaltsam, trieb ihm den Pulsschlag hart an die Kehle. Dennoch traf sie kein anderes Wort; er zog die Hände zurück von den Händen der Gräfin. Nie ist die Grenze des Opfers gesetzt für die Seele, die treu ist! Nie ist die Grenze gesetzt für den Anspruch! Auf wen die Stimmen des Himmels fallen, wessen Ohren sie hören, wenn er sie ruft, dem ist der Mensch nur ein Werkzeug, sei es der Liebste auch.
Mathilde – die kannte er, seit sie ein Kind war, aufgewachsen war sie vor ihm. Sie hatte die ersten Tränen vor ihm vergossen in gläubiger, herzschwerer Beichte. Es war kein Fehl an ihr, sie verging sich in nichts: die Zierde der

christlichen Welt, der Schrecken der Feigen und Lauen. Stark war ihr Leib wie eines Kriegers Leib. Sie war eine Männin über das Wort der Schrift hinaus: sie traute der Schlange nicht.

Wohl gäbe er gern ihr ein Wort, doch er durfte in Briefen nur zeigen, wie sie ihm gehöre. So von Gesicht zu Gesicht, mitten im Schweigen der Nacht, waren sie nur in der Ferne vereint, und was sie anzog, dies schwere Gefühl und der Gleichklang der Herzen, mußte sich lösen zur Klarheit des Geistes. Denn das Gefühl verwirrt und lenkt uns vom Ziel ab.

Die Schenkung des Landes Toscana an Petri heilige Kirche – es sei ein Vertrag darüber höchst sorgsam zu schließen! – Karge Befehle vernahm sie von ihm, mit der äußersten Kargheit der Worte: es solle die Kaiserin Agnes auf dem Konzil erscheinen, doch nicht als Nonne, sondern als Kaiserin und als Mutter des Königs mit allem Prunk ihrer früheren Tage; daß sie Platz nehmen solle neben den Kardinälen, erhöht, allem Volk deutlich sichtbar. – Auch seine Tochter Mathilde wünsche er dort zu sehn.

Sie riefen zusammen die Himmelskönigin an – und als sie schwiegen, rührte ihn tief die Inbrunst der Frage: Werden aus diesem Weib die neuen Geschlechter entstehn, die Gottes Reich strahlend begründen . . das herrliche Reich, darin die Menschheit von Sünden gelöst

ist und ihre Schuld der Begierde endlich erstickt, die Geschlechter, die sich in Eden ergehn, ohne Lust nach dem Baum der Erkenntnis? – Gab es für diese Tochter den Mann, den sie erkannte, ohne die Blätter flechten zu müssen, die ihre Scham ihm verhüllten?
Er ließ es geschehn, daß sie kniete und Petri Ring mit den Lippen berührte.

Zwölftes Kapitel

Dumpf schlugen die Hufe der Pferde Rolands und Massimos das hölzerne, römische Pflaster, der einzige Laut auf den Straßen der Stadt. Heiter und kahl zog der Abend sein letztes Leuchten vom Himmel. In dem lombardischen Viertel standen die Herbergsbesitzer feist vor den Türen, wiesen die Boten des Königs ab: voll seien die Stuben, schon übervoll von Besuchern des großen Konzils.

Alle die Häuser waren erhellt, es sang aus den Schenken und Küchen!

Massimo fluchte: Rom war wie ein Schwert, dessen Griff mit Salbe geschmiert war und den die Hand ohnmächtig packte, der tückisch entschlüpfte. Kleriker griff er auf, die einzigen Leute, die er umherirren sah, und fragte sie nach dem Zustand der Stadt, nach dem Grund der erleuchteten Häuser und nach dem Grund der verödeten Straßen. Die Kleriker lösten nur schwer ihre Zungen.

Erst im lothringischen Viertel, nah bei der Engelsburg,

fand Massimo Unterkunft, dort nahm man sie auf, als man erfuhr, wer sie waren.
Massimo griff sein Geschäft an, ohne sich Rast zu gönnen, behielt von den Klerikern einige bei sich, andere schickte er aus, um Leute zu holen, die lesen könnten und Sprecher wären mit schallenden Stimmen, Ausrufer, Pfarrer und fliegende Händler .. solche auch, die ihr Leben nicht sonderlich liebten!
Er horchte vom Turm seiner Herberge aus in den römischen Abend! Woher dieser singende, untätige Widerstand, als ob eine Falle sich auftät, lockend und breit, die dann um so schwerer und wuchtiger zuschlug? – Gelb stak überm Albanergebirg ein halbvoller Mond, fraß mit schrägem Strahl die Schatten der Dächer und Türme, schmatzte die Hügel an, lag auf dem Fluß.
Roland und Massimo holten aus Säcken den Brief des Königs an das römische Volk; er war schon in Mailand in mehr als in hundert Abschriften fertiggestellt. Es kam die Rotte gelaufen, die Sprecher mit schallenden Stimmen. Sie waren so leicht zu finden gewesen in ihren Buden am Forum und in den unterirdischen Kirchen. Pfarrer waren es meist, die ihr Amt verloren und nur noch versteckt die Messen lasen und tauften und trauten. Nicht alle wurden genommen, so viele meldeten sich.
Massimo teilte die Zettel aus, er entlohnte die Leute zur Hälfte im voraus:

„Blast auf Trompeten und scheucht das Gesindel aus ihren Häusern mit eurem Geschrei! – Stachelt die Neugier an. Sie werden schon kommen, wenn ihr den Speck dieser Schreiben vor ihre Nasen hängt. Der König spricht an die Römer, ihr künftiger Kaiser! Merkt euch das, Menschen, und spannt an die Worte die eigene Wut und die eigene Hoffnung, daß aus dem Herzen quillt, was ihr schreit! Spannt die ganzen Jahre des Leidens und des Hungers an diese Worte!"

Fackeln brannten, als in der Mitte der Stadt, am Kolosseum, der erste aus der geworbenen Schar das Schreiben des Königs an seine römischen Bürger an einen Torpfosten schlug und aus den Häusern das Volk mit Trompetenstoß lockte.

Hohl und gewaltig, vom Wind getragen, schallten die Worte:

„Christus hat uns zum Reich, nicht dich zum Papst gerufen. Zum Ruhm deiner Kutte schufst du mit Geld dir Gunst, mit Gunst dir Waffen, mit Waffen den Friedensstuhl, auf dem du den Frieden zerstört hast. Der Fluch des heiligen Paulus trifft dich, das Urteil all unserer Bischöfe verdammt dich!"

Wenig Volk kam zusammen, steif stand es und mürrisch um den Kleriker, der mit dem Stab auf den Brief wies:

„... rufen euch auf zur Feindschaft gegen den Mönch, weil er erkannt ist als Räuber und Unterdrücker der

Kirche, als hinterlistiger Feind des Römischen Reiches und unserer Krone!"

Windstöße fegten den Staub vom Boden, wirbelten ihn durch die Löcher und Bögen des riesigen Baus. Einzelne fragten, wer das bezahle, daß sie hier stünden? Rufe fuhren den Kleriker an, man wolle den König in eigener Person sehn, warum käm er nicht selbst und teilte das selbst mit?

Der Kleriker schrie weiter den Text aus:

„Wir sagen nicht, daß wir sein Leben wollen, geben sein Blut euch nicht, denn viel härter noch als der Tod wird ihm das Leben in der Verbannung sein! Dieses sagen wir nur: Weigert er sich, den Thron zu verlassen, so zwingt ihn dazu und nehmt den Mann als Heiligen Vater, der nach dem Rat aller Fürsten der Kirche und mit eurem Willen auf den Stuhl des Apostels erhoben wird, als ein Mann, der die Kraft und den Willen hat, alle die Wunden zu heilen, die jener der Kirche geschlagen!"

Nun war der Platz schon lauter, es lärmten die Gassen auf. Man schob sich zu anderen Plätzen, befahl die Verlesung noch einmal, und kühner geworden und schon getragen vom Blut und den Wünschen der Menge, schufen die Kleriker, froh ihres Auftrags, die schärfsten Stellen des Briefes noch klarer und schärfer, müdeten ihre Lungen ab und gaben den Sätzen zündenden Schwung.

Päpstliche Garde erschien und Stadtpolizei; höhnisch reizte man sie, die Schriften von den Säulen und Häusern und Pfosten herunterzureißen und Hand an die Redner zu legen. Aber die Garde und Stadtpolizei griff nicht ein.
Als der Mond aber mitten am Himmel stand, einige Kleriker schon nicht mehr die Worte des Königs verlasen, sondern aus eigenem Antrieb Ansprachen hielten, Bedenken mit schrillen Stimmen aufrissen: man würde in Not geraten, siegte der Lateran, da der Satte nur ungern abgäb, nur wenn Gefahr ihm drohe, der König aber immer und ewig der Gunst des römischen Volkes bedürfe, und, wenn die Verstoßung des Mönches geglückt sei, schneller als man gedacht neues Gold in die Taschen ränne, immer wieder der Strom neuen Goldes – als der Mond immer mehr anschwoll, Rom in silbernem Traum zu geistern begann, kam neuer Stoß in die Gassen und Plätze! Johannes Braczutus und seine Garde durchstoben die Straßen, schnell wie ein Ruck die Hügel hinauf und hinunter. Sie trugen in ihren Händen lange, griff-feste Dolche. Oben im Kapitol stand ein Redner für König Heinrich. Der brach von hinten getroffen lautlos zusammen.
Massimo ging durch die Nacht und prüfte die Wirkung, stellte sich unter das Volk und hörte sein Schwatzen. Diese Römer verrieten am Ende des Satzes, was sie im

Anfang des Satzes beschworen! – War das durch Gold alleine zu kaufen, dies Lumpenpack, diese wuchernde Faulheit? Was reizte sie besser? Ein schneller Genuß, ein schneller Rausch – seht doch die Münder an, weich wie ein Weiberschoß, seht doch die Augen an, wie sie verstumpft sind, wie aus dem Stumpfsinn plötzlich die Lust bricht und wieder in Stumpfsinn versinkt! Was füllte das Pack bis zum Rand und stürzte es um, daß man es wie schwankende Fässer hinab in den Fluß rollen konnte?

Massimo ging nicht zur Ruh. Er wachte die Nacht in Gesprächen mit Roland und in Gesprächen mit sich. Feucht griff eine Hand an sein Herz, das war Angst. Er trank bis zum Morgen. Dann war er ruhig und sicher.

Die Kühle der Luft schlug ihm scharf ins Gesicht. Er trug seinen Staatsrock. Die Reiter glänzten in neuer Rüstung. Sie ritten zur Kirche und zum Konzil.

Sie riefen den Führern und Wachen der Stadtpolizei das Wort zu: „Vom König!" Sie zwängten sich durch die Masse im Vorraum. Massimo rief immer wieder: „Vom König!" und schaffte sich Platz mit der Kraft seiner Arme, durchbrach die Sperre der Garde, stand in dem Hauptschiff der Kirche auf spiegelndem Marmor.

Er riß das Bild der Versammlung in seine Augen, die

krank waren vor Schlaflosigkeit. Die weihrauchgeschwängerte Luft trieb ihm zu und der modrige Truhengeruch des vielen Brokats und der Goldstickereien, das tanzende Licht der tausend Kerzen, und wie es sich an dem Gold und dem Silber brach und dem Marmor der Säulen.
Noch war ein langer Weg bis zum Altar!
Dort saß der Mönch auf dem Thron, erdrückt von der Wucht der Tiara und seinem riesigen Krummstab. Da saß, zu beiden Seiten von ihm, im Prunkgestühl, der Kardinäle lauernde Richterschaft, dickbäuchig, mit gelben und satten Gesichtern. Da saß eine schmale, verdorrte Gestalt und krampfte ihr schwaches Gesicht zu heiligem Hochmut, die Kaiserin Agnes. Da saß, neben ihr, die Hure der Ritter, die Hure des Mönches, die Gräfin Mathilde. Da saßen, vor dem Altar, mit den Rücken ihm zu, der Bischöfe Hundertzahl, feistnackig, die lila Kappen auf ihren Glatzen und über dem Weißhaar.
Jetzt hob sie schwer sich hoch, die ganze Versammlung, mit Seufzern – es schwankten die Lichter der Kerzen durch ihre Bewegung – und kniete sich hin, denn der Mönch stand auf und erteilte den Segen.
Massimo faßte die pergamentenen Rollen der Briefe fest in die Hand. Roland stand bei ihm, sie standen allein. Auch im Vorraum kniete das Volk hin, es kniete die Garde.
Der Mönch rief den Sprecher auf.
Massimo rief durch die säulenbestandene Weite:

„Ich bin der Sprecher!"
Mit Roland drang er zum Altar vor! Zu ihm gewandt waren alle Gesichter. Massimo stand am Thron des Papstes und rief auf das Gold und den Purpur, auf das Brokat und die Seide und über die tausend Kerzen hinweg, er bäte nicht um das Wort, er nähme es sich!
„König Heinrich, der König des Römischen Reiches, und auch die Bischöfe seines Reiches, diesseits und jenseits der Berge, befehlen dem da, dem Mönch, den Thron zu verlassen, auf dem er hier sitzt. Er hat ihn durch Raub sich errafft und durch Meineid!"
Er hielt den Blick des Mönches aus, den Blick eines Tiers auf dem Sprung. Aus Massimos Stimme schrillten die Worte der Briefe:
„Du, der du sitzt auf dem Thron am Grab der Apostel, bist nicht der Papst, du bist ein reißender Wolf!"
Er warf dem Mönch die pergamentenen Rollen zu – und stand nach einer Weile unsäglichen Schweigens in einem Rauschen todängstlicher Rufe zur Mutter Gottes, aus denen die Stimme des Kardinalbischofs Johann von Porto metallisch hervorstach:
„Greift ihn!"
Massimo gab sich nicht preis! Er wandte sich gegen die Garde, die auf ihn eindrang. Doch hielten ihn starke Fäuste von hinten und machten ihn wehrlos, so daß seine einzige Waffe die Zunge blieb:

„Wenn ihr mich schlagt, so schlagt ihr den König!“
Er sah nicht das Schwert des Gardisten, das zu ihm sich aufhob – er wäre wohl niedergehauen, hätte ein schmaler Körper nicht, ein Körper in Gold und Weiß und eine schmale Hand, Gregors Hand, zwischen ihn und das Schwert sich geschoben und eine Stimme gerufen:
„Hier fließt kein Blut, am Grab der Apostel!“
Aus Massimos Hand fiel das entblößte Schwert auf die marmornen Stufen. Ein Zittern lief durch die Riesengestalt des Boten des Königs. – Rührte sich hinten im Vorraum denn nirgend ein Helfer? Waren auch die gekauft, die Senatoren und Grafen?
Noch steifer in ihren Gewändern, noch schwerer in ihrer Fettheit, noch fahler in ihrem Hochmut saß die Versammlung in Gold, in Brokat und in Purpur, saß der wächserne Zwerg wieder auf seinem Thron.
Massimo fuhr ein Befehl an, er solle sich niedersetzen zu Füßen des Thrones, und seinen Begleiter erreichte der gleiche Befehl.
Nicht aufgehoben, nicht unterbrochen erklärte der Mönch die Synode. Es trat die Versammlung in das Gericht ein über die Brüder in Deutschland und die lombardischen Brüder, die Gott vergaßen, auf die der Züchtigung Rute mit Streichen des Hasses fiel.

Das war erst der Anfang der Qualen für die Gesandten des Königs!
Denn nach dem Konzil, nach diesem ersten Tag der Versammlung, wurden sie ausgesetzt auf der Höhe des Laterans, ohne Waffen und Rüstung, man ließ ihnen nur die Schuh und das Hemd. Man stieß sie vor, zu ihrem Quartier. Wies sie dorthin, sie wären frei, und der Weg durch die Stadt wäre frei, auf der Mitte der Straße.
Doch da, wo sonst Wagen fuhren, rührte sich nirgend ein Fahrzeug, da, wo der Strom der Karren sonst trieb, schritten sie tödlich allein. Und das römische Volk stand zum Spalier, endlos ausgedehnt durch die furchtbare Länge der Stadt, vom Oval des riesigen Zirkus, an den Trümmern des Forums entlang, bis zum Pantheon. Es stand auf dem Fußsteig dieser ewigen Gasse des Ruhms und des Hasses und der Vernichtung und war bewaffnet mit Weidenruten und biegsamen Latten. Damit schlugen sie auf die beiden Gesandten, Roland und Massimo, wie sie sie trafen, über den Rücken, in die Gesichter, auf die Waden und Kniee. – Bald hingen die Hemden nur noch in Fetzen vom Leibe herunter. Roland schrie und stöhnte vor Schmerz, er versuchte oft, sich in Seitengassen zu flüchten – man warf ihn zurück auf die Straße, steckte ihm einen Schwamm mit Essig unter die Nase, damit er aushielt.

Massimo aber ging ohne Laut und hocherhobenen Hauptes seine furchtbare Bahn, warf wohl ein höhnendes Wort noch in das Grinsen der Masse. Manchmal nur blieb er stehn und schnaufte gleich einem getroffenen Stier in dem Zirkus. Nun waren die Winde, die er in seiner Brust geborgen, doch zur Unzeit entfesselt, hatten das Schiff und alle Segel zerschmettert; er trieb wie ein Wrack hilflos auf offenem Meer!
Wieder fuhr ihm der Streich einer Rute quer ins Gesicht, er blutete nun aus zahllosen Wunden. – Doch war's getan und gründlich getan, und mochte er dulden, mehr noch dulden als jetzt, es war getan und mochte wohl wirken, wenn es der blöde Tag auch verwischte. Dieser sein Ruf „ein reißender Wolf" war laut geworden! Stieg wohl zum Himmel auf, war der Lärm erst verrauscht, schuf sich erst dann seine Wirkung!
Aber der fette Parmenser fiel um und kam nicht mehr hoch. Weil so der Spaß ausblieb, ihn weiterzuschlagen, schleppte man ihn auf die Seite. Massimo aber schritt vorwärts, hielt sich mit letzter Kraft, und wie ihn nichts anfocht, nicht der härteste Schlag und nicht das niedrigste Schimpfwort, jauchzte man langsam ihm zu, schlug ihn nicht mehr und verlor die Begeisterung.

Dreizehntes Kapitel

Unter ermattenden Sternen im fahlen Dämmerlicht langten vorm Tor des Palastes der Päpste Mitglieder der Pataria aus Mailand an. Männer, die Mißtraun erregten, zumal sie verlangten, um diese Stunde und ohne Verzug den Heiligen Vater zu sprechen.
Man befahl ihnen mürrisch, zu warten, doch eilte die Nachtwache sich, sie zu melden, ein Schrecken ging von ihnen aus, so wild war ihr Wunsch. Sie wurden an Johann von Porto verwiesen, dem gaben sie klarere Auskunft, so daß er erschüttert stand und dann sich getraute, den Heiligen Vater zu wecken.
Er störte ihn nicht, wach lag der Papst und angekleidet auf seinem Bett, befahl die Boten zu sich, und Schreiber befahl er und Kerzen.
„Wer gab euch die Briefe?"
Die Boten sagten:
„Die Bischöfe selbst!"
„Wie lang ist es her?"
„Sieben Tage!"

Der Heilige Vater sah auf die Siegel. Er löste die Siegel, er gab die Briefe den Schreibern.
„Verlest sie!"
Ein Schreiber las vor mit farbloser Stimme. Er füllte den Raum mit eisiger Ruh. Alpdruck der Reue sprach aus den Briefen, suchte sich fortzuwälzen, sich aufzulösen, sich zu befrein.
Bischöfe Deutschlands und diesseits der Alpen gaben die Meldung, daß sie nur gezwungen und vergewaltigt den Brief an den Heiligen Vater gerichtet und ihre Namen vom Augenblick an getilgt hätten mögen, da sie sie gegeben. Verabscheuung ihrer Tat war hinzugefügt und das Flehn um Vergebung!
Den Heiligen Vater rührte die Nachricht nicht. Höchst wunderbar war es den Boten und Schreibern und Johann von Porto, daß er nicht staunte .. als ob er bereits die Reue gewußt, als ob die Stimmen der Qual über alle Entfernung hinaus aus den Herzen der Zweifler längst zu ihm gedrungen, als ob die Wendung ihm längst schon bekannt sei, als ob er den Stoß des Weltengeschehns längst schon vernommen, der nun die schwankende Kugel in eine Richtung vorantrieb, daß sie nicht zaudernd mehr tanzte und irrte.
Er entließ die lombardischen Boten. – Er trug einem Schreiber auf, zum letzten Male die Briefe des Königs an ihn zu verlesen. – Es standen wie stroherne Puppen

und Schreckgespenster und Vogelscheuchen die Stimmen des Rates Othelrich, des Kardinals Hugo Candidus, die Stimme des Königs im Raum! Es wankten die Worte und raschelten leer, wie der schwächste Wind es befahl: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern durch Gottes Weisheit König, an Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch ..."
Der Heilige Vater stieß die Ordnung des zweiten Tags des Konzils um, diktierte den Schreibern die neue.
„So ist denn alles bestimmt!"
Fast ohne Übergang fiel ihn der Schlaf an, er drückte den Kopf in die Kissen zurück.
Nach einer Stunde erwachte er wieder und ließ sich die Rechtslehrer kommen, denen es oblag, die Strafe der Bischöfe, ihre Verstoßung und ihren Bann nach kanonischem Recht zu bestimmen, Mönche des Klosters Monte Cassino.
Das Urteil über den König – es formte kein Sterblicher mit.

Die Sonne stieg höher. Die Kaiserin Agnes lag in dem ärmlichen Zimmer des weiten Palastes auf ihren Knieen: „Er log schon als Kind, doch, wer ihn ansieht, der glaubt ihm. Nirgend ein Zweifel an ihm, an seiner Stimme, dem hohen Wuchs, seinen Augen; die Ruhe der Hände

raubt jeglichen Arg! Darum verführt er so gut. Wie hab ich gelitten, als ich erfuhr, daß er immer noch lügt und sich verstellt! – Geht es ihm nun zum Bösen aus, allmächtiger Gott, muß er völlig verzweifeln? – Alles geschieht, wie Du willst!"

Die Gräfin Mathilde fuhr in die Übung der ersten Gebete, küßte das magre Gesicht und das schüttere Haar.

„Du hast doch, Mutter, noch allen Schmuck der früheren Tage! Leg ihn dir an, denn der Heilige Vater wünscht, mehr noch als gestern, daß du als Kaiserin kommst, nicht als Nonne. Tritt zum letztenmal vor die Welt als Mutter des Königs!"

Die Mutter vernahm es; sie sei bereit, zu gehorchen. Sie legte das Witwenkleid aus schwarzem Brokat an, sie legte den Schmuck an, die Ketten und Ringe. Ihr altes, verblaßtes, zerfurchtes Gesicht gewann verschollenen Reiz.

Sie und die Gräfin nahmen den Weg zur Kirche des heiligen Johannes nicht durch den Wandelgang des inneren Hofs des Palastes, den durfte an diesem Tag sonst niemand betreten als Gregor allein. Sie kamen zum Eingang vom Platz her und fuhren das Stück vom Palast bis zur Kirche im Wagen der Gräfin; den zogen vier Rappen, und die Gesamtheit der Ritter prangte als Vorhut und Nachhut und schloß an den Seiten sich auf.

So kam der zweite Tag des Konzils! Im Gang des Palastes bestieg Papst Gregor den Schausitz. Zwölf Mann der Garde hoben ihn hoch, sie hielten ihn fest auf den Schultern.
Chorknaben gingen mit kleinen Schritten voran, dann folgten Mönche niederer Orden, dann junge Legaten, dann vier Kardinäle, die Erzpriester Roms.
Der Kirche säulenbestandene Weite durchbrausten die Litaneien des Chors, die schimmernden, erzenen Stimmen der Knaben und Bässe der Mönche, jubelten, klagten, erstarben, bis sie des Vorsängers Kraft zu neuer Entfaltung trieb und Zymbeln und Harfen die menschlichen Stimmen um himmlische Klänge vermehrten.
Das Tor vom Palast in die Kirche war noch verschlossen. Der Zug des Papstes hielt an. Die Türhüter harrten auf den Befehl, das Tor aufzustoßen. Papst Gregor rührte sich nicht, saß leblos und in sich versunken. Erst als die Chöre im Innern der Kirche erloschen, hob er die Hand.
Die Menge der Laien war über den Vorraum hinaus weit bis in die Kirche gedrungen. Mensch stand an Mensch! Er sah von der Menge ein Flimmern nur und eine Grauheit, die sich bewegte.
Der Schausitz drang vorwärts zum Altar hin. Die Bischöfe knieten, schwer ließen die Kardinäle sich in die Kniee, es kniete die Menge. Lang mußte sie warten, bis

Gregor den Segen erteilte und seine ausgebreiteten Arme sich zu dem Prunkgestühl wandten, wo auch die Kaiserin Agnes und Gräfin Mathilde mit ihren Knieen die Erde berührten. Der Schausitz senkte sich nieder. Papst Gregor VII. trat auf die Stufen des Thrones neben den Tisch, den Petrus in seinem Gefängnis benutzte, und wo die Häupter der beiden Apostel ruhten in silberner Truhe. Vom Chor hob der Knabengesang zur Hymne an: Dominus resurrexit.

Papst Gregor begann die Messe zu feiern, und wie er die Worte der Konsekration nur leise sprach, drang seine Stimme doch bis zu jedem, der in den äußersten Winkel gedrängt in der Vorhalle stand, und tönte zurück:

Hic est corpus meum!

Christi Leib hob er hoch und zeigte ihn allen.

Hic est calix sanguinis mei!

Dann aber nahm er das Wort, ein anderes Wort, das Wort des irdischen Richters – es trat ihm das Blut in die Wangen zurück – der zweite Tag des Konzils sei eröffnet.

Heute war jede Entrüstung gebannt, es regte sich niemand, als zum Vorklang des Urteils ein Schreiber die Briefe der deutschen und der lombardischen Bischöfe und König Heinrichs verlas. Kein Seufzer regte sich mehr.

Nach der Verlesung gab Gregor Johann von Porto das Wort und ließ, um der Form Genüge zu tun, zur Be-

ratung stellen, was über die treulosen Fürsten der Kirche endgültig zu urteilen sei. Er forderte von der Versammlung, daß einer zu ihrer Verteidigung aufstehen möge. – Doch niemand erhob sich!
Es wurde das Urteil endgültig gefällt aus dem Munde Johann von Portos.
Wer nicht bereue, der sei für immer des Amtes verlustig und bis in den Tod mit dem Bann der Kirche behaftet. Wer aber bereue, der möge als Büßer dem Thron des Papstes sich nahn und dort seine Strafe empfangen: Ausstoßung aus seinem Amt.
Anselm von Lucca trat an den Thron und stellte neben den Papst ein brennendes Licht, eine Kerze, hoch und weiß, allen sichtbar. Dreimal schlug eine Glocke an!
Nach einer Weile erhob sich der Papst und kniete neben dem Tisch des Apostels . . legte die Handflächen dicht aneinander und betete laut:
„Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, verleih mir ein gnädig Gehör und hör mich, den Knecht, den Du von früh an beschützt hast bis auf den heutigen Tag! Du bist mein Zeuge und meine Herrin, die Mutter Gottes, und Paulus, Dein Bruder, daß Deine heilige römische Kirche mich meinem Willen zuwider zu ihrer Leitung berief, daß ich vielmehr weit lieber mein Leben als Pilger beschließen wollte, als weltlichen Ruhm mir mit weltlicher List anzumaßen. Deshalb glaub ich um Deiner

Gnade, nicht meiner Verdienste wegen, daß Du beschlossen hast, mir die Gewalt zu geben, zu binden und lösen im Himmel und auch auf Erden. – Auf diese Zuversicht bau ich und widersage zum Schutz Deiner Kirche, im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohns und des Heiligen Geistes, kraft Deiner Macht und Gewalt, dem König Heinrich, des Kaisers Sohn, der gegen die Kirche mit unerhörtem Hochmut sich reckt, die Herrschaft über sein Reich in Italien und Deutschland. – Ich löse alle, die christlichen Glaubens sind, von dem Bande des Eides, den sie geleistet haben oder noch leisten werden, und untersage jedem, ihm weiter als seinem König zu dienen. Denn es gebührt sich, daß, wer die Ehre der Kirche zu schmälern trachtet, selber die Ehre verliert, weil er es verschmäht hat, uns zu gehorchen. – So binde ich ihn an Deiner Statt mit dem Bande des Fluches und binde ihn dergestalt im Vertrauen auf Dich, daß alle Völker es wissen, daß Du bist Petrus und daß auf Deinen Fels der Sohn des lebendigen Gottes die Kirche gebaut hat!"

Gregor griff zu der Kerze, die neben ihm stand, und senkte das Licht und verlöschte die Flamme am Boden.

Vierter Teil



Vierzehntes Kapitel

Sommertag über dem Dickicht des Schwarzwalds, über den Dörfern, von Wiesen umsäumt, die in Rodungen lagen, an den Gefällen zur Sonne hin. Der Wald stand in Saft, das Unterholz blühte. Abt Georg von Hirsau ging mit Legaten durch die Kühle des Kreuzgangs im Kloster.

„Welch eine Wandlung!

„Nun ist der Friede gekommen, Eifer braucht nicht geweckt zu werden, bald muß ich ihn zügeln! Es stirbt das Verlangen zum brüchigen Reich, zu *einer* Gemeinschaft engt sich die Welt. Arm wird die Menschheit, die Kirche besitzend, die nicht für sich mehr besitzt, nur für Gott.

„Wir müssen bauen! Liegen mir doch in den Zellen schon drei der Brüder statt einem, sind doch die Ställe mit Laien gefüllt. Sie haben Baracken errichtet rings um das Kloster, nur um uns nah zu sein. Die Frauen verlassen die Dörfer und kommen zu uns, lösen sich ab im Dienste der Küchen, wollen nur wohnen, wo das Wort sie erreicht. Ist schon ein Bruder nach Cluny gereist, wo

er den Grundriß des Neubaus erlernt und den Schmuck für die Wände. Kornspeicher müssen wir baun, gewaltige Mauern sollen uns schützen. Da mag dem Herrn unsre Siedlung gefallen! Wie es den Menschen zumut ist, ich könnte die Nacht durch erzählen. Kommen zu mir im Sonntagsrock, mit ruhelosem Mund und brennenden Augen – sind sie dann ledig des Schmucks, ihrer Beutel und Zierden, hüllt sie die Kutte erst ein, dann sind sie vom Wahn befreit. Tränen des Glücks sind so viele vergossen, daß sie gesammelt ein Bächlein ergäben. Wahr ist's: sie gruben im Hofe des Neubaus, aus der Tiefe heraus sprang ihnen ein Quell, der läuft nun zu Tal!"

Auf dünnen zierlichen Säulen ruhten die Bögen des Kreuzgangs, ließen den Blick auf den Rasen des Hofes, auf Beete mit Rosen.

„Geht doch nun endlich die Saat auf, die wir in Cluny gelegt und am Niederrhein und im Schwarzwald! – Muß sich der König doch endlich bekehren!"

Altmann von Passau, einstmals der Kaiserin Agnes Kaplan, gab ihm zur Antwort:

„Des Königs Geschick erfüllt sich von selbst. Strafe waltet allein, es bedarf keines weiteren Wortes aus Rom. – Als der, der sich König noch nennt, von seiner Verfluchung erfuhr, ritt er nach Lüttich; befahl dort dem Erzbischof Wilhelm, von der Kanzel herab dem Heiligen Vater Gleiches mit Gleichem zu zahlen, also

den Bannstrahl zurückzuschleudern, von wo er gekommen – da mahnte, kaum daß die Luft die Worte verschlungen, ein Blitz den Verirrten an Gott, es brannte die Kirche, es mußten die Schar um den König und Heinrich selbst aus den Flammen fliehn und den wankenden Balken. – Kein Laut kam mehr aus des Bischofs Mund, seine Zunge schwoll an, wurde eitrig, der Eiter fraß sich hinab in den Schlund und packte Lunge und Herz an; dunkle Wochen siechte er hin, bis am letzten Tag seines Lebens ihn Reue ergriff, und er widerrief, was er verblendet getan. So starb er, noch eben erlöst. – Der, der sich König nennt, reitet durchs Reich, im Nacken den Tod. Er ruft zu Tagfahrten auf, die Rufe verhallen. Er wollte in Köln einem Papst seiner Wahl zur Herrschaft verhelfen. Die, die er rief, ihn zu krönen, folgten dem Ruf nicht. Über die Hälfte der Bischöfe werfen das Tor zu, wenn er sich naht. Der Herzöge Macht weicht vor ihm aus. Sie hören ihn nicht, sie sehen ihn nicht. Herzog Gottfried ist tot! Sachsen rüstet zu neuem Krieg! – Die Kirche des Reiches ist nicht mehr Kirche des Reiches, ist Gottesreichs Kirche!"

Altmann von Passau fuhr fort:

„Wollen des Siegs uns nicht freun, weder bei Tag noch bei Nacht, denn der Feind kommt zurück und die Trägheit. Rüstet euch, Abt, und haltet die Laien so lang nur bei euch, bis sie gänzlich bekehrt sind, von innen gefestigt.

Schickt sie dann in die Heimat, auf daß sie sämtliche Seelen mit unsrer Lehre durchdringen. Sendet sie weiter, sendet sie über das Reich zu den Fraun, die am Waschtrog stehn, zu den Fischern am Strom, zu den Jägern im Wald, zu den Burgen der Ritter, zu jeglicher Werkstatt. Lehrt sie, die unreinen Priester zum Zweikampf der Rede zu fordern in Dörfern und Städten, daß sich das Volk in Rede und Antwort entscheidet .. zu unserer Antwort! Schärft ihnen ein, das gleiche zu sagen, immer nur wieder das gleiche, daß es auch tief in die Sinne hineinfährt, niemals wieder entweicht! – Wir reisen ins Reich zu den andern Klöstern, werden auch dort die Äbte zu gleicher Ausbildung treiben, daß sich aus allen den Kammern des Glaubens ein Strom übers Land gießt, daß Deutschland von unsrer werbenden Schar überdeckt wird. Immer von neuem wollen wir Seelen aufrütteln, bis denn die Hoffnung der Welt aller Erde vergißt, bis sie der Schweiß der Arbeit nicht mehr gereut, bis der Fluch von ihr weicht, bis jedes Herz sich den Tag seines Aufstiegs ersehnt, da er des himmlischen Reiches gewahr wird!"

Sommer wurde, wie ihn der Bauer ersehnt. Regen wich vor sonniger Glut, sonnige Glut wich vor Regen. Ähren senkten sich schwer, Sattheit quoll aus den Feldern, alles

geriet, Früchte der Bäume, Früchte des Ackers. Beeren trug quellend der Wald. Das Vieh wuchs in glänzendem Fell.

Kardinal Hugo Candidus reiste aus Deutschland, heimlich und unerkannt, durch die schwellende Zeit. Abends stand er am Fluß, wenn nackende Knechte Pferde zur Schwemme ritten, tief in die Strömung. Hielt nachts an Feldern an, wo in Haufen von Heu Magd schlief beim Knecht und ein heißes Gestöhn und der Dampf des Schlafs aus dem duftenden Gras stieg. Sternklarer Himmel! Mittags sah er in Dörfern den Mahlzeiten zu, und wie aus Krügen schäumenden Bieres Mund trank nach Mund.

Stockte der Kampf? – Er stockte nur bei der Ernte. War die Ernte geschafft, in die Scheunen verstaut, brach er von neuem aus, gewaltiger noch, wie denn Gott selber Sommer und Winter gab, Dunkel und Licht.

Fünfzehntes Kapitel

Adalbert, Rat aus dem Stoßtrupp der Schreiber, neu der Kanzlei zugeteilt, jung noch, mager, mit wissendem Blick, nahm Abschied von Königin Bertha. Es litt ihn nicht länger in Köln. Er wollte zum Heer, seinem Herrn nach, zum düsteren Kampf, fern in der Meißener Mark, urplötzlich entfacht von der Jäheit des Königs.

Die Königin ahnte nur noch die Taten des Königs, das schwere Geschick, das dumpfer wurde und dumpfer. Sie blieb in der Pfalz, sie betrat nicht die Gassen. Sie hatte den König seit Frühjahrsbeginnen kaum mehr gesehn.

„Wo ist König Heinrich?"

„In Böhmen!"

„Was will er in Böhmen?"

„Von unten die Sachsen anfallen."

„Die Sachsen, immer die Sachsen!"

„Gott hat ihn erleuchtet, sich dorthin zu wenden, weg aus dem brennenden Reich. Er bückt sich hinweg und strebt einem kleineren Ziel zu; weiß, daß die Flammen

Nahrung suchen; packen sie ihn nicht, verzehren sie die, die das Feuer gelegt!"
„So hofft er?"
„Nie war er so stark, von innen so stark! In ihm ist Freude, seltsame Freude! Niemand tut auf, wenn er anklopft; Freunde lädt er zu Gast, er bleibt allein an der Tafel. Dicht fallen die Schläge, Fürsten und Volk und der Bischöfe Unrat schlagen die Ehre ihm ab. Er trägt das Bild eines Sieges in sich, dem er nacheilen muß. Er ist nicht gedrückt, sorglos ist sein Gesicht. – Er wendet sich ab von feindlichen Männern und Orten, nicht weil die Angst ihn packt, weil er das Bild eines Sieges in sich trägt. Als er vernahm, daß Sachsens adlige Jugend in Meißen einfiel, trieb es ihn hin, er ließ das brennende Reich und streckte die Hand nach dem schwächesten Brand aus. Da winkt ihm ein Sieg; er braucht den Sieg, ist er auch nutzlos. Immer heftet an einen Sieg sich der andre. Bald kommt er zurück!"
„Was reist du ihm nach?"
„Ich reise ihm nach, nicht um Botschaften halber, noch ihm ein Bild der trägen Seelen zu bringen, die durch die Furcht vor dem Bann das Reich verraten, bei ihrer Habe liegen, die Habe umklammern und nur bedacht sind, sicher die Habe aus diesem trostlosen Kampf zu erretten. Ich will das Gnadengeschenk seiner Siegessehnsucht ihm nochmals verstärken. Es kommen Stunden, wo er

ermattet, wo er die Fragen stellt: ‚Warum besitzt jedes Wort zwei Gesichter, warum verliert jede Rede die Kraft?' Dann geb ich zur Antwort: ‚Niemand ist mehr er selbst, schwer ist die Sucht, sich selbst zu vertauschen mit dem unirdischen Geist, den er ersehnt, Frevel zu tun, seinem Fleisch. Nie warst du heller erleuchtet, als wie du Raum gabst der Sammlung, als wie du auswichst!' – Das werde ich sagen. Immer soll ihn das Bild eines Sieges beseelen. Königin Bertha, wo immer er ist, da ist das Reich. Das Reich geht nicht unter!"

Wolken verfärbten sich schwarz um die sinkende Sonne. Eicheln brachen durch welkendes Laub. Abend wurde. Unter dem König wogte die Meißener Mark, sein Zelt stand auf halber Höhe der böhmischen Berge; geborgen fühlte er sich, Soldaten um ihn, Erholung strömte ihm zu!

Othelrich, der bäurische Freund und mannhafte Rat, war seit gestern im Tal mit dem Drittel des Heers, nach den sächsischen Truppen zu fahnden, auch auf der Burg zu verweilen, die er als Lohn seiner Dienste erhielt. Bald würde er wieder zurück sein, hier, an der Biegung des Weges auftauchen, sein breites Gesicht. Noch genoß er wohl seinen Besitz, der Ruhelose, sässig gewordene, forderte Auskunft über die Ernte, verjagte plündernde Hor-

den, ging, auf dem Rücken die Hände verschränkt, durch sein Gut, die Spätfrucht wachsen zu sehn.
Der König sann innig ihm nach. Versäumte sich wohl über Büchern, las wohl in alter Geschichte? Oft sprach der Freund davon auf den Reisen, bevor er zur Ruhe ging, schon gegen den Morgen, nach langer Beratung; rief die alte Ordnung zurück, wie unter den Kaisern Karl und Otto und unter Konrads, des Großvaters Kraft, das Reich in Gevierte geteilt war: jedes Geviert gab sein Maß an Korn, an Wolle und Früchten, an Vieh und an Flachs, jedes Geviert von dem, was am besten dort wuchs und gedieh. Die Kaiser verteilten die Schätze des Reiches: Bauer, Städter, Soldat – jeder wurde bedacht, wie es ihm zukam.
Dunkler wurde der Abend!
„Bist du so schwach, König Heinrich, daß dir sich diese Ordnung verwehrt, die geprüft ist, die den Jahrhunderten Glück gab und Ruh? Was stößt aus dem dunklen Schoße des Bodens, daß es die Ordnung verwirrt? Ist das Gott und das christliche Reich?"
Träg rann die Mulde zu Tal. Über die Steine des Flusses tanzten die Kinder, schmal war die Rinne des Wassers im breiten Gebett, Schreie tönten durchs Zwielicht. Lang ohne Regen schon dorrte das Land.
„Bist du so schwach?"
Feuer ging auf im Tal, wo Othelrichs Burg lag, und

wie ein Zeichen, wie ein Befehl, auf den die Landschaft gewartet, flackerte überall Brand auf, nah beieinander und weiter entfernt; wie Irrlichter schweifen und taumeln, so zuckten die Feuer.
Kühl und funkelnd setzte die Nacht ein! König Heinrich rief einen Mann, der von der Gegend war, fragte ihn nach den plötzlichen Bränden, ob es ein Fest sei oder ob Bauern nur die Reste der Ernte vertilgten? – Weder von Fest noch Vertilgung der Ernte wußte der Mann. – Noch sei die Ernte im Anfang.
König Heinrich ging an die Biegung des Wegs, der ins Tal lief, spähte nach unten, kam denn Othelrich nicht? – Auf den Seiten des Wegs rissen die Pferde das kurze fahlgelbe Gras ab. Nebel senkten sich leise herab. In den Zelten des Lagers sangen die Krieger fremdländische Lieder, fast nur noch Truppen des böhmischen Herzogs um König Heinrich, denn seine Franken waren im Tal mit dem Rat.

Aber ein Reiter kam über den Weg, kam aus den Schleiern des Nebels, schwang sich vom Pferd. – Nein, das war Othelrich nicht. Dürr kam der Mensch und schwarz wie ein Schatten zu König Heinrich, plötzlich und drängend. Adalbert war es. Feucht fuhr ein Windstoß durch die Kronen des Walds.

„Adalbert! Was ist geschehn?"
Angst packte den König, daß dieser Plan, aus dem brennenden Reich zu fliehn und die Sachsen zu überfallen, tief im Mißglücken stand. – Adalbert gab sein Pferd einem Knecht.
„Ruhig ist das Reich! Unruhig ist es nur dann, wenn der König schwankt!"
Der König atmete schwer:
„Ich schwanke nicht! – Othelrich ist seit gestern im Tal, versprach die Rückkehr für heute, ist nicht gekommen. Sieh auf die Mark, Brand neben Brand! Wo ist der Herzog? – Ruft mir den Herzog!"
Auch auf den Hügeln jenseits des Flusses stiegen die Feuer auf, kleinere Flammen krochen zu Tal.
Der König fragte:
„Hast du im Tal nichts gesehn?"
Adalbert gab ihm zur Antwort:
„Ich ritt durch die Pässe, ich war nicht im Tal."
Der König rief:
„Othelrich ist nicht zurück! Wären die Feuer nicht, wärst du nicht so plötzlich gekommen, hätte mich nie ein Bedenken gepackt. – Wo ist der Herzog? Schickt doch den Herzog zu Tal, sendet Kundschafter aus!"
Wrateslaw kam, der Herzog der Böhmen. Einzeln begannen Tropfen zu fallen, dichte nässende Tropfen, schlugen in hellem Klang auf die Steine, fielen dumpf auf

das Gras, hart auf die Blätter des Waldes. Wind kam pfeifend und jäh, wirbelte Staub auf, trieb ihn in wandernder Säule durch die Zelte hindurch.
Der Herzog prüfte das Wetter. – Unmöglich sei es, ins Tal vorzudringen, die Wege würden sich lösen, Pferd und Mann mit sich ziehn! Othelrich säß mit den Rittern gesichert dort unten, wetterkundiger Mann, der er sei; er hätte den Aufstieg nicht erst versucht.
König, Herzog und Rat gingen ins Lager zurück, noch auf dem Weg schwoll das Naß. Bald stürzte es prall vom tief-schwarzen Himmel. Aus dem Wald und den Wiesen liefen Soldaten unter die Zelte. Einige warfen sich Säcke über, lösten den Pferden die Fesseln der Hufe, trieben die Tiere zusammen, denen die Mähnen vor Nässe schon tropften. Hoch vom Gebirg stürzten Bäche herab, wuschen die Kieseln blank. Bald war nichts mehr zu sehn, nur der Schein von den Feuern der Herde, der aus den Zelten brach.
Sie aßen das Wild und tranken glühenden Wein mit Gewürz. Sie saßen lang in der Runde. – Othelrich kam nicht von unten! Donnernd sauste der Fluß, er wälzte die Steine im Grundbett, war nun ein Strom. Brücken zerbrachen, niemand konnte herüber.
Immer dichter hing das Gehäng des Regens und weißer Nebelschwall um die Zelte, trennte den König und seine Gefährten von aller Welt ab. – Wochen zuvor, da waren

die Tore der heiligen, treuen Stadt Mainz vor dem König verschlossen, als er sich nahte; Wochen zuvor war der Reichstag der Fürsten jäh unterblieben, weil sie dem Ruf nicht mehr folgten; Wochen zuvor war das Bischofskonzil jäh abgesagt; Wochen zuvor war aus dem Herzen des Harzes der Zorn auf den salischen König neu wie am ersten Tag ausgebrochen; Wochen zuvor hatte selbst das fränkische Heer ihm Gefolgschaft zu weigern versucht!

Auf halber Höhe der böhmischen Berge saß König Heinrich mit seinen Genossen. Abgetrennt saß er vom Reich, um ihn die schwere Musik des silbernen Regens. Geborgen fühlte er sich, beschützt von den Nebeln, dem schwellenden Fluß.

Aber als eben die Helle begann und sie noch schliefen, hörte der Regen auf. Licht kam auf weißliche Wolken, die um die Spitzen des Böhmergebirgs wie festliche Kränze hingen. Alles Gezweig der Tannen und Buchen und Eichen hing nieder. Würzig und voll von Gerüchen des nahenden Herbstes strich die gesättigte Luft.

Unten im Tal, in der Meißener Mark, braute noch Nebel; kroch über atmenden Boden, in Schwaden und grau. Aber das Auge der Sonne brachte den Nordwind. Nordwind trieb das Geball vor sich her, fegte das Tal aus.

Der Mesner weckte die Glocke. Adalbert kam aus dem Zelt, ging zu dem Felsen vor, zur Sicht auf das Tal.

Mächtig und braun trieb die Mulde und rann einem Strom gleich längs durch die Meißener Mark. Jenseits von ihm – was lag dort, was rauchten Feuer aus zahllosen Zelten, was trieb eine Herde von Pferden über das satte Gras, was zeigten die Zelte Standarten? – Das war ein Heer! Das war kein Haufe plündernden Adels, das war ein Volk!

Frierend und blaß stand der Rat. Das war das sächsische Volk, zu einer Heermacht vereinigt, aufgebrochen, den König zu fangen – endlich gescheitert am Bach, der durch den Regen zum Strom schwoll. Das war über Begreifen und doch die Wahrheit! Gefahr und Rettung zugleich, während sie ruhend das Bild des Siegs in sich trugen! Und der Rat stand erschüttert, trennte sich nicht von dem Bild, das Gott dort unten geschaffen, Güte spendend und Zorn.

Flucht! – Mit dem Teil der Soldaten, der ihm verblieb, und dem Herzog von Böhmen ritt König Heinrich in böhmisches Land. Sie mußten die Spuren verwischen, mußten den Feind in Sicherheit wiegen, mußten auf Umwegen wieder zurück in das Reich. – Trafen ver-

sprengt die Ritterschaft Othelrichs an, als Bauern verkleidet – empfingen die Meldung:
„Als die Leute des Rates, die Leute des eignen Hofes, das sächsische Heer herankommen sahn, bedrohten sie ihren Herrn, sie wollten ihn nicht als Eigner der sächsischen Herrschaft! War eine Hintertür offen im Hof, Othelrich hätte wohl Zeit gehabt, zu entfliehn, ein Roß stand gesattelt. Er stieg auf das Pferd und spornte es an. Aber es wich nicht von dannen, es stand wie am Boden gewachsen. Othelrich schlug es, es rührte sich nicht. Da brachen durchs Haupttor die Bauern herein und schlugen ihn tot und steckten die Burg an!"
Othelrich tot! – Auf böhmischer Seite ritt König Heinrich unter den Kämmen der Berge. Ihm waren die Augen verglast. Leerheit grub ihm die Gruben des Herzens aus, darin versank ihm die Kraft. Doch er war nicht gebeugt, die Kraft brach nicht von ihm weg, verzehrte sich nicht in Weinen, in Angst und in Zorn und in tobender Kühnheit und übergewaltigen Plänen: die Kraft versank in die Gruben des Herzens, in eine Leerheit.
Er wollte sich mit den Heiden jenseits der Elbe verbünden. Sie hatten schon Boten gesandt, die trugen ihm an gegen kärglichen Lohn, die Schlachtfront zu rüsten gegen das Thüringer Land und das sächsische Volk. – Er verwarf den Verrat, gab keine Antwort, er ließ den Plan im Sande verrinnen und seiner Leerheit.

Wie starb Othelrich? Auf dem Pferd, das die Sporen nicht fühlte, das sich nicht rührte, das vor den Mördern nicht fortstob? Durch ein Pferd, durch ein launisches Pferd! – Was sollte das Zeichen? Dieses flandrische Pferd, gelbbrauner Hengst, ausdauernd und schnell, war König Heinrich von Herzog Gottfried vererbt, war dem Rat dann geschenkt.
Gottfried tot, Othelrich tot, wer war der nächste? Gaben die Schatten sich Zeichen, daß sie die nächsten schon riefen, daß die Runde des Königs über den Wolken sich sammle? Lenkten sie da die Geschicke, heiter und groß, da im Wust der Welt sie verkamen?

Alle Gespinste der großen Kanzlei, alle die weithin wirkenden Pläne, Aufrufe, Botschaften wirkten nicht mehr. Meldungen trafen nicht ein, Meldungen gingen nicht aus. Wußte wohl keiner im Reich, wo König Heinrich war.
Ein Heer war wieder zu sammeln! Sie zogen zur Donau, kamen zu Dörfern, die atmeten schwer von der Ernte. Scheunen und Keller waren gefüllt vom Korn, vom Spelz, vom braunen Buchweizenkraut. Wasser der Bäche und günstiger Wind trieben die Mühlen.
Frosthauch zog übers Land, das war nicht der erste Griff des kommenden Winters, das war König Heinrich und

seiner Werber Trompeten. Der Bauern sonnrote Gesichter verblaßten wie Früchte im Frost, als er kam. Man kroch in die Wälder, verbarg sich.
An den Portalen der Kirchen und an den Bannbäumen, die in den Sälen der Richter als Pfosten der Häuser standen, klebten die Zettel der Mönche und ihrer Helfer und jener Seelen, die sie bezwungen. Nur noch die Pfarrer des häuslichen Glaubens boten dem König Willkommen, konnten nichts bringen, weder Verpflegung, weder Geschenk, sie bettelten noch im Reichtum des endenden Sommers.
In Passau fand König Heinrich nicht mehr versteckten Widerstand vor. Altmann, Legat aus Rom, vom Schwarzwald in seine Heimat geeilt, sperrte die Tore vor ihm, die Stadt fiel in lastendes Schweigen. König Heinrich schaute vom Hügel auf die Dreiflüssestadt. Im Dom verstummte das Abendgeläut. Das Leben der Gassen stand still. Kein Mensch kam zum Lager, Verpflegung zu bringen. Geschrei der Kinder erstarb.
Bann! – Feindseligkeit schrie den König nicht an, die Scheu vor Berührung, stumm stand sie und fremd, als ob die Pest bei ihm wüte. Er ließ davon ab, die Stadt zu berennen, das Heer war zu schwach. Die Krieger wurden ringsum in die Dörfer gesandt, daß sie gewaltsam sich holten, was sie zur Stillung des Hungers brauchten.

Sein Lager bezog er im Zelt. – Verblendung die Stummheit des Volkes! Nur eine Zeitlang, nur eine Zeit noch! Brüderlich war ihm das Volk. Auch ihm, seinem König, wuchs Wunsch doch nach Wandlung. Volk und König machten dem Frieden die Bahn, nicht nach außen, sondern in sich. Keine Gewalt mehr! Stummes Verharren gegen die Stummheit.
Auf nächtlichen Ritten sann er dem Frieden nach und vermischte sein eignes Tun mit dem Tun seines Volkes. Stünde das vierfache Heer zur Verfügung, er hätte das Volk auch dann nicht gestraft.
Adalbert wies auf das Wühlen der Mönche, wünschte den Gegenstoß. Der König wich aus. In den Terrassen der Berge und Wiesen der Donau fing sich ein heftiger Wind, der Sand mit sich trieb. Vom schwarzen Wasser des Flusses, von manchen Gefällen zerstäubt, stieg eisiger Hauch auf; scharf war das Grau, das den Himmel bedeckte.
Befehle erließ König Heinrich, so den, der den Herzog von Bayern, Welf, in die Stadt Regensburg, so den, der Rudolf von Schwaben nach Würzburg berief. Befehle, um zu befehlen, die Zukunft zu fordern!
Bekanntes Bild schon: in Regensburg lagen die Gassen still. So grüßt man den Tod, wenn er einzieht. Die Stadt schloß die Mauern nicht, sie verschloß sich nach innen. Adalbert fragte nach Herzog Welf, doch den

Hünen, sein braunes Gesicht mit dem schwarzen Bart, die Adlerfedern auf seinem Hut, hatte niemand gesehn. Adalbert fragte, wo man ihn wähne, den Herrn des Landes, erhielt zur Antwort:
„Was fragst du? Wißt ihr denn nichts? Glaubt ihr denn selbst noch an euch? Der König noch an den König?"
Der Stadtvogt rührte sich nicht, die Tore der Burg aufzusperren, keiner der Bürger erbot sich, Quartier dem Hofe zu geben. – Sollte Gewalt sie zerschlagen? Sollte der König die Burg berennen, die eigene Burg, die Pfalz seiner Väter? Schnell sank ihm das Zürnen zusammen: um einer Nachtruhe willen, wo doch die Ruhe eines Jahrhunderts bevorstand?
Vor den Mauern nahm er Quartier, in seinem Zelt. Bauernfrauen kamen vom Land und brachten Brot für die Krieger, Eier und Schinken. Als sie den König sahn, der vor sein Zelt trat, kreischten sie auf und bekreuzigten sich und flohn in die Dämmerung hin.

So staunte er sehr, als er am Morgen die Meldung empfing, daß mit einem Hilfsheer gewaltiger Stärke der Vorstand der aquilejischen Herrschaft, der Patriarch selbst, dicht vor Regensburg läge und ihm seine Hilfe antrüge!

Der Bote, der solches besagte, hob seine Hand zum Eid, sehr seltsamer Bote, in einer Kleidung, halb wie ein Mönch, halb wie ein Ritter: ein lederner Panzer umschloß den Talar, geschürzt über Stiefel und Sporen. Hatte ein Schreiben mit sich an den König, das ein Entwurf war zu neuer Gestaltung des Reiches, das die Erlösung aller Menschen verhieß. Das Schreiben lud König Heinrich ein, in das befestigte Lager zu kommen, unweit der Stadt. Doch möchte der König nicht gleich enttäuscht sein, säh er die Stärke des Heeres: zwölfhundert Ritter seien im Anzug, Fußvolk von sechsfacher Stärke triebe vom Mittelmeer her mit heiligem Wunsch, das Schwert für den König zu ziehn.

Der König zog Bedeckung um sich und ritt durch die Stadt, ließ Adalbert in den Zelten zurück. Er wollte Bedenken nicht hören. Bettelnde Kinder liefen mit ihm.

Ein Stück Wegs aus der Stadt über Hügel hinaus, da, wo sie zum Fluß wieder langsam sich senkten, lagen die Ställe fürs weidende Vieh, Widder, Hammel und Schafe. Dorthin ritt König Heinrich, vom Boten geführt, dort läge das Heer.

„Wann bracht ihr denn auf?"

„Am Pfingstfest .. da war eine Predigt, so hell und so wahr, daß alle die Mönche und Ritter auf Gottes Befehl den Aufbruch zu dir beschlossen!"

Weiß war des Boten Gesicht, die Stimme war hohl.
Auf den Kämmen der Hügel, welche die Landschaft verbargen, die jenseits zum Fluß fiel, wuchs eine Herde von Schafen, schwoll immer mehr und trieb dem König entgegen, lief ohne Hunde und Hirten, verängstigt hinter dem Leittier. Das drängte sich zwischen die Pferde des Zuges, und alle die Schafe drängten ihm nach, so daß König Heinrich und seine Begleiter ein weiß-brauner See plötzlich umschloß. Sie konnten nicht vorwärts, noch rückwärts, sie hörten die Schreie des Viehs, die heiseren Rufe der Mütter, das Plärren der Kleinen.
Endlich verrauschte die wimmelnde Schar. Der König ritt vorwärts. – Da aber trat ein gewaltiger Mensch vor den blauenden Himmel. Hell schrie er auf und winkte dem Zug. Er war wie der Bote gekleidet, halb Ritter, halb Mönch, und war sein Gesicht, wie sie schaudernd erkannten, ganz voller Blut, sein Panzer und sein Talar mit geronnenem Blut unsäglich bespritzt.
Der Bote rief ihm zurück, er bringe den König, und wie sie vorritten, Heinrich und seine Bedeckung, mehr, um zu helfen, und auf die Höhe der Kuppe gelangten zu dem schreienden Mensch in der blutigen Tracht, hielten sie vor den Ställen der Schafe, dehnte weit sich die Landschaft, vom Flusse durchschnitten, dehnten sich endlos Felder und Wiesen. Und sie zogen die Zügel an, saßen starr in den Sätteln. – Herzwürgender Anblick! – Rings um

die Ställe lag ein Gewirr erschlagener Männer, furchtbar verstümmelt, Leichen von Mönchen und Rittern. Unter den reglosen Leichen wütete wüst der Mensch von der Kuppe, hieb auf die Arme noch ein, die gebrochenen Augen und blutenden Leiber – und der Bote ritt zu ihm, schwang sich vom Sattel, zog sein Schwert und wollte ihm helfen.

Man überwältigte sie. Der König ritt näher. Brodem des Bluts trieb ihm zu.

Wie er gefesselt stand, der Mann mit dem wütenden Schwert, dem Gesicht von Wunden zerrissen, rief er zum König:

„Dies ist mein Heer, der Kampf ist schon überstanden und siegreich beendet. Von Aquileja sind wir, brachen auf, um das Reich der Reiche zu suchen. – Da liegen sie, Mönche und Ritter, im Tode vereint, selig sind sie, sie fanden das Reich!"

Zwei Tote fügte der König hinzu, den schreienden Mensch und den Boten. So lagen fast fünfzig Mann entsetzlich verendet.

Der König befahl seinen Leuten, die Bretter der Ställe über die Leichen zu werfen und Feuer zu legen, daß alles verbrenne. – Er fand den Grund des Wahnsinns nicht, kam nicht auf den Grund des Gemetzels. Schriften fand man, die trugen Siegel des Patriarchen, Aufrufe waren es, solche, die warben für König Heinrich, und

solche, die flehten zum Herrn des Himmels um Hilfe für Gregor.
Er fand nicht den Grund des Gemetzels. Was fuhr in die Schar dieser Männer – halb waren sie Ritter, halb Mönche?
Die Bretter und Leichen verbrannten. Der Wind trieb die Dünste zum Fluß.

Sechzehntes Kapitel

Sie kamen nach Speyer schon sehr geschwächt. Sie hatten wohl Zuwachs erhalten durch Friedrich von Staufen, der schon einmal im Krieg mit den Sachsen die Sache der Kirche und Fürsten verlassen. Er gab sich nach inneren Zweifeln nun gänzlich dem König. Er brachte nur wenige Mann mit und schwachen Trost, doch war er noch einer, der glaubte. Sonst waren nur noch die fränkischen Ritter im Zug und einige Söldner, kaum zweihundert Mann, kein Königszug mehr, das Aufgebot eines Grafen nach einer verlorenen Schlacht.

Es stockte die Arbeit am Dom, die Steinmetze waren verzogen, halb nur der Türme Schmuck, der Kuppel Lisenen auf einer Seite nur fertiggestellt. Die Meister hatten den Lohn nicht erhalten und waren anderm Auftrag gefolgt, nach Dänemark hin.

Der König befahl eine Messe im Dom für seine Ahnen und sich, befahl sie den Brüdergemeinden, die morgens und abends im wechselnden Dienst die himmlische Ruh für die Kaiser erflehten.

Als er den Dom betrat, hörten die Hymnen auf; als er die Krypta betrat, wandten die Brüder sich weg. Als er den Bischof rief, Huzmann, den vieltreuen Boten, den er vor Frist eines halben Jahrs erst von Worms nach Mailand gesandt als Abgesandten der Majestät und des Bischofsgerichts, Huzmann, dem er vertraut und der einst sich das Amt mit schweren Schätzen gekauft – als König Heinrich ihn rief, die Messe zu feiern, schickte der Bischof die Botschaft: krank und gebrechlich läg er zu Bett.

Der König wollte die Messe! Er setzte die Krieger ins Chorgestühl, er nahm sich die Schlüssel zum Buch, zu den heiligen Gewändern und zu den Kerzen und Glocken und Klingeln. Adalbert sprach die Worte der Wandlung und die Gebete des Kanons, sprach „Unser Vater im Himmel", brach das Brot mit dem Friedensgebet „Agnus Dei". Die sein Gebet aufnahmen, die Chöre der Krieger und Friedrich von Staufen, verloren sich schwach in der Weite, der riesenhaften des Raums. Sie beteten dann für die Kaiser, beteten dann für das Heil des lebenden Königs.

Noch in derselben Nacht gab er Befehl zum Aufbruch nach Worms. Die müden Pferde wurden bei Fackellicht aus den Ställen gezogen. Knecht und Soldat und Ritter halfen sich seufzend in ihre Panzer. Adalbert, und was noch an Räten dem König verblieb, und die Führer

der Ritter fühlten sich müd und verdrossen, die Spannkraft verließ sie. Doch sie gehorchten.
Während der Bursche das Pferd des Königs vorführte und während das speyrische Volk zusammenlief – Frauen mit Kindern auf ihren Armen und Männer, die elend aussahn und hungrig, schattenhaft standen sie, wortlos und scheu – während der Juden kaftangekleidete Schar in den Winkeln des Platzes stand, der Zug schon geschirrt war, der Wagen der Kanzlei auffuhr –, bestürzte ein Unglücksfall die heftig erregten und von dem Schweigen, dem Ungehorsam, dem sinkenden Mut entzündeten Seelen. Dem Pferd, das zu lahmen schien, hob Odebald, Stallmeister des Königs, den Hinterhuf auf, um nach dem Eisen zu sehn; das Pferd aber, unwillig nur durch die Ahnung auf Nachtritt und ganz ermüdet von allen den Ritten, schlug mit dem Eisen aus und traf den Stallmeister unter dem Haar vor die Stirn. Der Stallmeister griff in die Luft, er taumelte schwer, er sackte zu Boden. Es hatte die Menge den Schrei gehört und drängte sich vor. Fackeln neigten sich tief auf den Boden hinab, ihr Schein traf gebrochene Augen. Blau war die Wunde und schwarz von geronnenem Blut.
„Schafft ihn hinweg und gebt ihn den Mönchen!"
Aber da rief ein Mann aus der Menge:
„Kein Mönch rührt ihn an! Selbst von Verstorbenen weicht nicht der Bann!"

Rief es und wandte sich fort, drängte sich durch das Volk und verschwand in der Stadt.
„Ein anderes Pferd!“
Der Bursche führte es vor. Es war ein flandrischer Hengst, gelb-braun mit weißlicher Mähne. – Das zweite aus dem Gestüt Herzog Gottfrieds! Auf dem ersten des Erbtums des Herzogs fiel der Rat Othelrich. Der König bestieg dennoch das Pferd. Ihm galt das Geschick seiner Freunde nicht!
Die Tore der Stadt sprangen auf und schlossen sich wieder mit Krachen. In dieser Nacht, auf dem Ritt nach Worms, schlug sich die Hälfte der Söldner seitwärts von dannen, floh von der Fahne und nahm die Pferde und Waffen mit sich.
Wald nahm den Königszug auf. – Wind strich durch die Kronen der Bäume, beugte sie oft so tief, daß der samtene Himmel, sternebedeckt, auf den Weg sah. Adalbert ritt an der Seite des Königs. Kaum sahn sie über die Köpfe der Pferde hinweg. – Dunkler wurde der Wald.
Nur rasch nach Worms, nur rasch zu dem treuesten Stamm, zum Rhein, zur Quelle der Kraft!
Aber vom Vortrupp kam Nachricht, Stimmen sagten sie durch, man verfehle den Weg, man hab sich verritten, fürchte, sich tief in den Wald zu verirren. Besser sei es, den Tag zu erwarten. Verstimmende Nachricht! Doch es

bedrängte sie gleich die Sehnsucht nach Ruhe, gleichviel, wo es war.

Man saß ab. Feuchtes schwammiges Moos wuchs über dem Boden, über dem Unterholz Dornengestrüpp. Wachen stellten die Ritter aus und gaben Befehl, jeden Soldaten, der jetzt noch versuche, von der Fahne zu fliehn, niederzuhaun.

Nirgend war Raum für das Zelt, noch Zeit, noch Wille, die Teile aus den Wagen zu holen und wieder und wieder zusammenzurichten. Decken legte man aus für den König. Aber die andern, Ritter und Räte, fielen in Schlaf auf der Feuchte des Bodens, auf schwammigem Moos. Von einem Feuer aus grünem Holz trieb beizender Rauch. Nur der König schlief nicht.

Spott hielt ihn wach! Hatte beim Ritt noch ein schales, wehleidiges Dämmern ihn angefallen, eine erschlaffende Frage gequält, ob es denn Strafe sei, was jetzt ihn träfe, Strafe für alle Verbrechen, die er von seiner Jugend begangen bis auf den heutigen Tag – so hetzte er jetzt die Frage zurück mit den Geißelschnüren des Spottes.

Saß an den Stamm einer Eiche gelehnt, nah am rauchenden Feuer. – „All die Gebote, die jeder sich aufpflanzt, auf die er getauft wird, die er auf seinem Sterbebett noch beschwören muß, jeder sich aufpflanzt, der mich verfolgt, seit ich ein Kind war, seit mir die Ahnung von Herrschaft nur um die Stirne lag – hätte ich je sie

befolgt, ich wäre längst schon vermodert; ausgelöscht wäre das Reich, ein Raub für jeden, der die Gebote mir vorhält und die Männer beschwört, die sie erließen, und Christus und Gott.

„‚Du sollst nicht töten!' – Das war wohl ein Mörder, der es befahl, weil ihm so oftmals vergossenes Blut widerstand.

„‚Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider den Nächsten!' – Das war wohl ein Lügner, der mit der Wahrheit zu raschem Erfolg kam.

„‚Du sollst nicht ehebrechen!' – Das war wohl ein Mann, der sonst nirgend Genuß fand.

„‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren'!" – König Heinrich saß starr, ihn erstickte der Spott.

„Strafe? Straft man mich, weil ich mit klügerem Sinn die Worte zerschlug? Sind die Gebote stärker, oder bin ich es? – Kommt her, ihr Gebote, und plündert mich aus! Dann zerbrecht ihr das Reich! Soll ich den Mörder nicht töten? Soll ich den Wahnsinn nicht täuschen? Soll ich der Frau, die mir aufgehalst ist, mit Ekel der Mann sein? Soll ich die Mutter, diese Mutter, soll ich die ehren?"

Sie fanden am Morgen den Saum des Waldes, gleich als es hell ward, hatten nur wenige Schritte vom Saum des Waldes gelegen.

In Worms, der treuen, der heißersehnten der Städte, sprach ihm der Bischof nicht nur die Messe ab, sondern er schloß die Pforten vor ihm. König Heinrich raffte die letzten seiner Soldaten zusammen, trieb den Bischof aus seiner Burg und der Stadt. Ein Blutbad entstand, es kamen hundert Mann um, Graf Friedrich von Staufen wurde verwundet, lag halb schon für tot.
Nachts heulten Stimmen vorm Königsgemach in der Pfalz, Stimmen der Wormser, die ihren Bischof zurück haben wollten. Die Stimmen schrieen:
„Verpeste nicht mehr das Reich durch dein Leben!"
„Kriech auf den Knieen nach Rom!"
„Büße!"
Krankheit fiel Heinrich an, Fieber, Sprengung der Leere in ihm, weichende Starrheit. Aus ihm riefen die Stimmen der Not.
Eiskalte Bäder kühlten den Leib, und Kräuter beruhigten das fliegende Herz. Bei ihm saß Königin Bertha, hielt ihm die Hand, er erkannte sie nicht. Als aber das Fieber wich und das Auge den Schleier verlor, war er getröstet, daß sie dort saß, still ihr Gesicht, ohne Frage, ohne ein Zeichen der Sorge. Gottschalk, der Hauskaplan, löste sie ab im Dienste der Wachen. – Früh kam der Morgen; wie fiel dem genesenden Mann leicht dann der Schlaf ab, daß sich der ganze Leib wie erwachend fühlte, wie sich erneuernd, daß auch die Gedanken ihm zarter

wurden, daß ihm das Leid, das er trug, schon wie ein Stolz war.

Gottschalk kannte das Schweben zwischen Tod und Genesung, wußte, daß jetzt die Worte des Trostes mit der Genesung verwebt sein würden, untrennbar im Blute des Königs ruhn. Darum, gegen den Abend, als keine Glut mehr den König befiel, als er wie schwebend und still in den Kissen lag, sprach Kaplan Gottschalk das Wort:

„König Heinrich, der Aufstand gegen den König ist darum entfesselt, weil man nicht wagt und nicht wagen will, die Natur zu ergründen, sich ihrer zu freuen und in aller Natur die Offenbarung Gottes zu sehn."

Gottschalk sprach in dem Tonfall seiner rheinischen Heimat:

„Wenn ich in Schriften und von der Kanzel herab die Dinge der großen und kleinen Natur beim rechten Namen nenne, wenn ich vom Drang der Menschen spreche zu schlafen, zu essen, beim Weibe zu liegen und auch die Notdurft des Körpers zu stillen, wenn ich selbst einen Engel nach dem Bild eines Kindleins darstelle, nackt, wie Gott es erschuf, nehm ich den Dingen die Unzüchtigkeit, die das Verhüllen bewirkt. Wer den Trieb der Natur nicht erkennt als Gottoffenbarung, tötet ihn ab und schafft die Angst vor dem Trieb, der weiter wuchert im Blut. Angst aber zwingt ihn, sein Denken und Flehn

um die himmlische Gnade hemmungslos auszudehnen. Und so gewaltig, so hemmungslos, so zermürbt ist sein Flehn, daß die Dummheit ihn heilig nennt, die Dummheit ihn anstaunt, wenn er sich anmaßt, zu herrschen dadurch, daß er verhüllt und abtötet und Wünsche erstickt. – Du bist, König Heinrich, von der Natur des Königtums aus, dazu berufen, Feind dieser Denkart zu sein."
Gottschalk hob seine Hand:
„Wer die Gräfin Mathilde, wer den Mönch Hildebrand anklagt, daß sie in schandvoller Ehe lebten – Lügen nenne ich solch ein Gerücht, denn nur durch die Bändigung ihrer Gelüste ist ihr Machttraum erwacht. Sie besitzen sich nicht, so wollen die Welt sie besitzen! Sie verhüllen das Leben, weil sie den Drang zu sich mit unendlichen Kräften ersticken! – Dein göttlicher Auftrag ist es, geschehn zu lassen, was Gott uns gegeben, es nennen, es ansehn, wie immer es ist, nichts zu zerstören! – Der Kampf, der entbrannt ist, geht darum, ob wir es glauben, daß Mutter Maria Jesum, den Sohn, ohne Berührung des Mannes Joseph der Welt geschenkt hat oder ob sie, wie jede der Mütter, ihr Kind in den Armen des Mannes empfing!"

Siebzehntes Kapitel

Rudolf, Herzog von Schwaben, der sprach im Kreise der Fürsten Berthold und Welf und des Bischofs von Worms und des Bischofs von Würzburg in Ulm, in der Donaustadt:

„Ihr Fürsten, vor Gott ist ein Eidschwur geschworen! Gott wacht darüber, was recht ist, was unrecht. Wendet sich Gott von dem ab, dem wir schwuren, zeigt Er mit allen Zeichen des Himmels, und wie Er Not auf das Land häuft, daß Er den Menschen verwandelt hat, dem wir schwuren – dann ist der Eid von neuem zu prüfen. Denn das ist doch der Sinn des Eides, daß wir dem Recht treu bleiben; darum rufen wir Gott an. – Bindet uns Gott noch, erfüllt den Eid noch der Sinn? – Als wir ihn schwuren, da knieten wir hin vor dem Kind, das aller Glanz des salischen Hauses umgab und der Glanz des künftigen Kaisers. Das war ein Eidschwur der Treue, wie wir auf immer dem Reich treu sein werden. Nun ist der Knabe ein Mann und von Sünden befleckt, von Sünden des Bluts, der Gedanken und schändlicher

Taten, und wir brechen den Eid, wenn wir ihm weiterhin treu sind. Nie wird unser Gewissen, das das Gewissen des Volks und der Stämme und Länder ist, ruhig mehr sein, wenn wir die Treue halten, die Untreue ist!"

Die Fürsten erwogen durch Tage hindurch den Sinn ihres Eides, sie rangen zur Klarheit sich durch, daß der Eid dem Manne nicht, sondern dem Reich gält, dem Heiligen Römischen Reich, das Gott in die Mitte der Länder gesetzt und dessen Grenzen sich immer weiter zu dehnen hätten, bis sie verschmölzen mit allen Grenzen, bis einst der Kaiser des Weltenreichs vor Petri Stuhl stünd, beugend ein Knie: Nun ist das Reich vollendet, verfüge darüber! – Aber der Herzöge Länder sollten vor Zugriff bis in die Ewigkeit sicher sein.

Das sei der Sinn ihres Eides; es möge ein jeder, der jetzt noch zweifle, erkennen, daß sie gewissenhaft, nicht ohne Begründung und lange Beratung den Eid verließen, wo sie der Heilige Vater doch selbst aller Eide entbunden.

Und sie beschlossen, keinerlei Untreue mehr am Reich zu begehn und gegen die Mitte des Monats Oktober alle am Rheinstrom zusammenzustoßen, in der Stadt Trebur, dorthin sämtliche Fürsten des Reiches zu laden.

Plötzlich standen sie alle geheiligt, plötzlich mit reinen Händen vor der fernen Gestalt des Königs, hatten ihr Urteil bereit:

Er hätte die Hüter der Scholle und der urtümlichen Kräfte, die Schlagadern des Reiches, fast zum Verbluten gebracht, des Gottesdienstes Sorge in Sorge gewandelt für die Bewaffnung seiner Raubhorden und die Erbauung von Burgen, nicht um der Heiden Angriffe wegen, nur um das Vaterland selbst zu zerrütten. Oftmals und kaum mehr zu zählen, hab er die gottgewollte Grundlage allen staatlichen Lebens, die Ehe, gebrochen. Er, der Entwurzelte, wolle alles entwurzeln, was fest in die Erde sich füge, damit ihm kein Widerstand wüchse; so stünde ihm auch der Sinn danach, an die Stelle des christlichen Glaubens sich selber zu setzen. So wurde geredet, so wurde beschlossen, so wurde der König selbst nach Trebur geladen vor ihr Gericht.

Mangel an Stolz hieß es wohl einer, daß er zu den Verrätern ging, anstatt zu versuchen, ihre Eintracht zu stören, diese kurzlebige Eintracht! Doch König Heinrich entzog sich dem Ruf nicht, ritt zu den Fürsten von Worms aus, von seiner Krankheit geheilt. Stolz war er, zu ihnen zu reiten und eine Botschaft zu senden, daß er gekommen sei, daß sie ihm melden sollten, was sie verlangten. An einem Morgen von rauschender Buntheit des Herbstes, erhabener Fülle des Lichtes langte er an, jenseits von Trebur, in Oppenheim, sah auf der andern Seite die Zelt-

stadt der Gegner. – Nun wog die Richterschaft nicht mehr so schwer, nun wußte der König, daß es den einen Richter nur gab und zwischen Ihm und dem König sonst nichts gestellt war. Strafte Er ihn, so erhöhte Er ihn, rächte Verrat am Gesalbten. Was war die Macht in den Händen der andern – trug, vom Gesalbten gelöst, keine Frucht! Dies auch bedachte der König: es wandelt sich ja der Entschluß, der im stillen gefaßt wird, wenn er ins Freie tritt.

Eberhard war mit ihm, Graf von Nellenburg, der Kanzler Italiens, der auf die Nachricht vom wankenden Thron nach Deutschland geeilt war; mit ihm die Räte Gottschalk und Adalbert und vier Bischöfe noch, Erzbischof Udo von Trier und die fränkischen Ritter und Königin Bertha.

Über den Strom lief der Botschaften Unzahl, schwierig, gehemmt. Denn, was der König den Fürsten zu sagen begehrte, mußte durch viele Münder gehn, bevor sie's erreichte; fuhr doch keiner über den Fluß, und keiner hörte persönlich ihn an, weil es verboten, mit dem Gebannten ein Wort nur zu wechseln. Was er zu sagen begehrte, erfuhren die Räte Gottschalk und Adalbert; die gaben es Klerikern weiter, niederen Mönchen der rheinischen Klöster, welche aus Sucht nach Buße die Strafe nicht scheuten.

Allmächtiger Gott! – Knieen vor Heuchlern, Räubern,

Mördern! Knieen wurde gefordert! – Wie überwand es ein Mann?
Er war noch blaß von der Krankheit, mager und ausgezehrt, das Haar ungepflegt, die königliche Gewandung hing ohne Sorgfalt ihm um.
Würde die Seele es nicht überwinden, sie stürzte den Körper bald in den Tod, trieb den Leib in die Flucht. Also gab sie dem Leib das Geschenk, halb im Schlaf zu sein, halb im Traum, dies Geschenk, das den Mann erhält, wenn er die Frau, die Mutter, wenn sie die Kinder verliert.
Was sie auch immer verlangten, die Fürsten jenseits des Stromes – er nahm es an, König Heinrich, bestätigte es; verzichtete auf die Verwaltung des Reiches, versprach, seine Laster zu sühnen, versprach, gute Werke zu tun, Stiftung von Klöstern und Kirchen, versprach die Schleifung der Burgen ringsum im Reich.
Das versprach er! Wesenlos war es, unglaublich, schwanger von Lügen. Alles brach ein, wie einer Treppe Stufe durchbricht, die man hinaufeilen will, so man ein Stürmer des Schlosses, Erstürmer der Freiheit, ein Stürmer gegen die Königsmacht ist: die Treppe war frei, die Stufe brach ein.

Aus dichten Oktobernebeln stieg strahlend die Mitte des Tags. Nah beieinander rauchten die Lagerfeuer der

Fürsten und standen die Krieger aus Sachsen und Schwaben und Bayern friedfertig beisammen. Sie umarmten sich nun und vergaben, was einer dem andern getan.

Des Papstes Legaten, in modischer Amtstracht und von einer Schar von Rittern umgeben, Jünglingen ältesten Adels aus Rom, unberührbar und hart, standen mit Rudolf und Berthold und Welf vor dem Boten des Königs, dem niederen Mönch. Sie hatten die Antwort auf die Geständnisse, auf die Verzichte, auf die schlafenden Worte des Königs:

Er habe immer, sobald die drängende Not für ihn vorbei, immer gleich alle Bande wie Spinneweben zerrissen, immer noch schlechter die Laufbahn der bösen Tat wie ein grimmiger Hengst von neuem zu stürmen begonnen. Diese veraltete und schon in den innersten Teilen des Leibes sitzende Krankheit ließ kein Mittel mehr zu, sie zu heilen, spotte der Kunst und aller Sorgfalt der Ärzte. Die Fürsten hätten, obwohl unerträglich für Männer, doch seine Verbrechen ertragen, damit es nicht schiene, als brächen den Eid sie ohne Bedenken. Jetzt aber, da König Heinrich vom Leibe der Kirche abgetrennt sei durch das Schwert des Päpstlichen Stuhls, wär es wahrhaftig die größte Tollheit, nicht mit beiden Händen die Rettung zu packen und nun endlich alles zu tun, was Gottes Gunst zur Vollendung des Werkes verhieße.

Deswegen seien die Schleichwege höchst leerer Vorwände, höchst leerer Versprechungen zuzuschütten; sie unterstützten die Fürsten, ohne Verzug sich den Mann zu wählen, der sie als König anführe, als der wahrhaftige König!

Der Bote wandte zum Strom sich zurück, um den Kahn zu besteigen.

Über die Breite des Flusses war eine Flotte von Kriegsschiffen ausgeschwärmt, gen Mittag hin sowohl wie gen Mitternacht hin, dicht nebeneinander wie Brücken. Und wie ein Biber von einem Ufer zum andern sich rettet, hastig, schnell und verfolgt, so schnitt der Kahn des Mönches zwischen den Brücken hindurch zum jenseitigen Ufer.

Die Königin Bertha sah über den Strom.

„Die Fürsten, eben die Fürsten, die jetzt ihn so quälen, rief er damals zuhauf nach unserer Hochzeit und wollte ihr Einverständnis, sich von mir scheiden zu lassen. Ich saß in Worms und war die Beklagte, der Kläger war Heinrich, als Richter saßen die Fürsten!"

Sie ging im schmalen Geviert der Zeltstadt und sah, wie die Sonne die reifenden Trauben beglänzte.

„Da kam aus Rom Damiani, der Geißler Damiani! Wie er den Wunsch nur zu hören begehrte, wie er nur

fragte und seine Stimme anschwoll, als gälte es, die Festen der Welt zu erschüttern – kam Heinrichs Antrag nur still noch heraus. Schon damals siegten die Fürsten und saßen gesichert in ihrer christlichen Ehe, die keiner bewahrte, die jeder gebrochen; sie lebten mit Huren vor allem Volk. – Jetzt hab ich den Sohn, jetzt verlier ich die Krone. Beatrix erhält sie, die Schwester. Auch Rudolf stieß die Gemahlin von sich, doch wagte er niemals von Scheidung zu sprechen. – Heinrich bereut seine Tat, seit der Krankheit in Worms, kommt zu mir, als mein Mann!"

Einmal noch, schwer und gewaltig, stieg Zorn in ihm auf, glühender, tobender Zorn, nach dieser Botschaft: sie würden ohne Verzug sich den Mann erwählen, der sie als König anführe und als wahrhaftiger König! Da wich aller Halbschlaf, da wachte er auf und befahl, mit heiserer Stimme schreiend, in alle die nahen Dörfer zu sprengen und seine Freunde, das also hieße, was es an Bettlern gäb, an Lumpen, Landstreichern, was es an solchem Gesindel gäb, an Kranken, aussätzigen Männern zusammenzutreiben und sie mit Harnischen zu versehn und mit Schwertern und Lanzen. Die fränkischen Ritter sollten Felstrümmer an die Böschung des Ufers hinwälzen, um zu zerschmettern, wen es gelüste, zu landen.
So währte es denn nicht lang, noch war die Nacht nicht

gekommen, als eine Horde sich an die Zeltstadt heranschob: magere Männer mit Schorfen in den Gesichtern, Einäugige, Krüppel; kaum deckten zerrissene Hemden das graue Weiß ihrer Körper, etwa fünfhundert rückten heran und brüllten: Es lebe der König!
Doch trat ein einzelner Mann aus der Brandung hervor, es dämmerte schon, er kam langsam heran, und war, wie man eben erkannte, ein Mönch. Trat vor den König. – War Hugo von Cluny, dessen Stimme wie Orgelton alle Kirchen durchrauschte. Nun kam er her wie ein Geist aus diesem Gesindel.
König Heinrich traf die Erscheinung wie einen, der einen Schlag auf die linke Wange erwartet, eben sich schützen will, nun aber den Schlag auf die rechte erhält. So erschüttert fühlte er sich, daß es ihn trieb, sich dem Abte zu Füßen zu werfen, daß er ihn rette – war es doch sichtbar die Rettung, die hier in Gestalt kam. Hugo von Cluny, er war ohne Feinde rings auf der Welt, zu ihm kamen alle, die Trost begehrten; in frühster Jugend schon war er gereift, und strahlte ein Leuchten von ihm. War die Erfüllung des Kampfes, nicht Niederlage, nicht Sieg, war geeinigtes Wollen. War die Bescheidenheit und die Kraft, war Freund der Kaiser und Päpste; er hatte kein Alter, man zählte die Jahre nicht mehr, seit er dem Kloster von Cluny vorstand. Der trat aus dem Haufen dieses Gesindels, das König Heinrich gerufen.

Hugo von Cluny kam jetzt, wie immer er kam, wenn im Eifer der Welt, an der Waage der Welt eine Schale zu hoch stieg, allzu leichten Gewichts, dann fiel seine Hand auf die Waage.. er, der den König zur Taufe gehalten, einstmals in Goslar, an dem die Päpste vorübergeglitten, sechs an der Zahl, vor dessen Augen der Kaiser gestorben und der das Straucheln des Sohnes gesehn. Es glitt diese Welt vor ihm hin, er eiferte nicht, griff nicht ein und hatte das eine: den Glauben.
Was kam er zum König? Kam auch er wieder, um zu ermahnen, um diese todwunden Worte: Buße und Strafe, Reue, Erlösung zu sprechen, diese gehetzten, schon in sich selbst zerfallenden Worte? Kam er, um König Heinrich, wie es schon jeder getan, seine Mutter, seine Gesandten und Freunde – die Laster der Jugend und seine Verbrechen einzeln ihm in das Gedächtnis zu rufen?
Er kam nicht darum! Es stand keine Mahnung dem Abt auf der Stirn, er war der verkörperte Sinn des Jahrhunderts und seines trostlosen, wohl nur in fernster Zukunft trostreichen Kampfes.
Er stand vor dem König und sagte:
„Nun kommt die Hoffnung, Heinrich, für dich! Daß du so fehltest, daß du dein Leben selbst voller Ekel ansiehst, wird dir zur Kraft. Denn wer durch die Niederungen schleift und an faulen Gerüchen vorbei, dem wird erst die Sehnsucht nach Höhe geweckt. – Denkst du an

Quedlinburg, denkst du an Adelheid? An die erschlagenen Freunde und an die Fraun, denen für immer die Seelen du schundest? Hast du doch, Heinrich, uns alle verwirrt, wie du das Gottesgeschenk lustvoller Zeugung in den alltäglichen Rausch und die zwecklose Gier so trübselig umschufst. Wahrlich, dein Aufstieg und die Loslösung aus all dieser Untat wird leicht sein, leicht vor dem sehenden Gott, der schlimmere Strafen bereit hält. Aber bedachtest du wohl, wie dein Beispiel die Völker verdarb und wie sie nun leiden müssen, um wieder gereinigt zu sein? So hast du Strafe verdient, und ich preise die Strafe!"

Abt Hugo sagte:

„Fällt die Erniedrigung einst von dir ab, und bist du gereinigt, wirst du die Krone des Kaisers gewinnen! Papst Gregor wartet auf dich. Er, der Gerechtigkeit will, braucht einen Arm, der die Rebellen bezwingt. Er braucht einen Kaiser, der auf der höchsten Stufe des Thrones der Welt steht und nicht mit Haß herabsieht, sondern mit Mitleid auf die, vor denen er jetzt so jämmerlich knieen muß!"

Abt Hugo von Cluny machte das Zeichen des Segens über den König. Er wandte sich fort, er hatte sonst nichts zu sagen.

Achtzehntes Kapitel

Gespenstiges Handeln fiel über die Räte, sie waren sich klar über alles, als nun vom andern Ufer das Schreiben ankam, das sämtliche Fürsten und Altmann von Passau dem König zu zeichnen befahlen. Es stand an der Spitze die Formel voraus, die kurz war, aber schon sämtliche Folgen in sich barg, nämlich das Eingeständnis: Er allein sei es gewesen, durch den die Wirren entstanden, nur seine Schuld sei es gewesen! Aus dieser Formel fielen die weiteren Punkte des Schreibens wie Kerne aus einer Frucht: So geständig der Schuld, gäb er das Recht auf, weiter zu herrschen, entlasse die Räte und Freunde, verzichte auf Einspruch gegen die neue Regierung des Reichs durch die Fürsten, verpflichte sich, keinerlei Bündnisse mehr mit fremden Mächten zu schließen, keinen Versuch mehr zu wagen, Aufstand zu schüren; sondern verspräche, müßig zu sein und tatenlos und im Dienste Gottes die Zeit zu verbringen. – Punkt folgte auf Punkt, und war keiner vergessen bis auf die Auslieferung der Krönungsgewänder.

Gespenstiges Handeln der Räte begann, denn im Gestrüpp der Verbote tat sich eine Pforte auf, schmal wohl, dennoch ein Ausweg.
Wie es in der Vorlage hieß des vom König zu zeichnenden Schreibens, war eine Frist ihm gesetzt für die Lösung vom Bann, und diese Frist lief ab ein Jahr nach jener Synode in Rom, da im Gebet zum Apostel Petrus der Bann über Heinrich verhängt ward, also im Februar des Jahrs 77, also fünf Monate noch. Geläng ihm die Lösung vom Banne bis dorthin, so solle ein Reichstag zusammentreten vor Anfang des Frühlings – und weiter beschließen. Aber dem Reichstag solle der Papst vorsitzen, und seien die Meinungen uneins, solle der Papst entscheiden.
Wieder war Mittag! Aber da lang schon kein Regen gefallen und ein peitschender Wind, in den Nächten ein dorrender Frost den Sand von der Erde abhob, wirbelten Massen von Staub von den Feldern, bitteres Wetter trotz blau-klarem Himmel. Die Wärme der Sonne zersetzte der Sturm.
Drohend verlangte der Bote der Fürsten die Auslieferung des vollzogenen Pakts. Rat Adalbert stellte den Mann und gab ihm zu wissen, in einer Stunde sei es so weit. Rat Adalbert kehrte ins Zelt zurück und rief die Stilisten und Schreiber und ließ sie sich setzen, befahl eine Abschrift des Briefes.
Unruhig ging er im Zelt auf und ab, als die Schreiber

sich an die Urkunden machten. – Ihm waren doch aller Kanzleien und Schreiber Schliche bekannt, und wie nur das galt, was man verzeichnet fand, wie sich ein Satz aufblähen konnte, ein andrer vernichten, wie aus dem Schatten eines verschnörkelten Satzes Unheil oder Frieden erwuchs, vieldeutiger wurde durch seine Verschlingung und die Bedingtheit des Baus. Er wußte, wie man dem klarsten Sinn Unsicherheit gab, indem man Vergleiche zur Hilfe nahm, scheinbar, um deutlich zu sein, in Wirklichkeit aber, zu täuschen; wie sich Anklage umlesen ließ zu einem Lob und Lob zu vernichtender Klage; wie im Schmeicheln die Drohung schon steckte und wie die Beichte noch wie Herausforderung klang.

So also sollte die Abschrift dieses Verzichtes zur Fälschung werden, so sollte noch heute die Abschrift durch Erzbischof Udo von Trier nach Rom, doch nicht die wahrhaftige Abschrift, sondern die Abschrift mit Lücken und einem Ende, das einen Strich durch den Sinn zog. – Später, viel später, würden die Schreiben verglichen. Wen traf dann die Schuld? Traf nicht die Fürsten die Schuld, die Unersättlichen?

Das Ende des Schreibens.. war es denn nicht gestattet, am Ende des Schreibens zu fragen, ob denn der Heilige Vater sich selbst nicht in der Bekehrung vereinigen wolle mit dem Bekehrten, ob nicht auch er sich bereit zeigen wolle, von seinen Sünden zu lassen, ein Leben zu

führen, das ohne Verdacht sei? Fiel diese Frage doch aus den Sätzen der Reue des Königs ganz von selber heraus und erhob sich von selbst! Mochte auch jenseits des Stroms schon erhoben sein! – So war's kein Betrug, leibhaftig die Frage zu stellen.

Adalbert ging langsam ans Werk und meinte zu den Stilisten, daß manche der Sätze des Schreibens Fehler enthielten, wie immer die Sprache mangelhaft sei, wenn der Haß sie diktiere. Darum sei es erlaubt, die Abschrift nicht wörtlich zu nehmen, daß nicht dort unten in Rom Gespött umging über holprige Worte, daß die Berater des Heiligen Vaters nicht Anstoß nähmen an dem, was so unvollkommen geformt sei, wohl es als Lüge und Hinterhalt deuten. Und wenn schon nichts mehr erlaubt sei, dies sei wohl noch erlaubt, die Abschrift selber nach Rom zu schicken, durch eigene Boten. Und ein Brief gehöre dazu mit dem Inhalt, daß der König höchstselbst die Abschriften sende.

Dies vernahm König Heinrich und ließ es geschehn. Es sollte die Abschrift nicht nur nach Rom, sie sollte vervielfältigt auch in allen Städten des Reichs und Italiens verlesen und an die Pfosten der Kirchen geschlagen werden. So hörten die Menschen noch einmal, wer fehlte und wer der Störer des Friedens war.

Über die Brücke der Schiffe kamen die Fürsten und der Legat, denn sie wollten den Vollzug des Verzichtes mit eigenen Augen bewachen und hatten sich Absolution schon vorher erbeten. Die war bewilligt.
Fremdes Kommando befahl in den Zelten! Abgesondert wurden die Räte, von Wachen umringt. Dem König wurde bedeutet, sich vor die Reste des Heeres zu stellen, vor die fränkischen Ritter, sie zu entlassen mit eignem Befehl, keine Hoffnung den Leuten zu wecken auf Wiedereinstellung. Den Räten mußte er gleiches verkünden, Gottschalk und Adalbert und sämtlichen Schreibern, den Bischöfen um ihn, dem Grafen von Nellenburg. Nur Udo von Trier war es erlaubt, noch eine Weile im Dienste des Königs zu bleiben, bis er in Rom die Briefe des Königs, die Abschriften seines Verzichts überbracht. Befehle wurden befohlen, auch der an die Kaiserstadt Worms, daß sie den Bischof dort wieder empfangen und daß die Besatzung entfernt werden solle. – Er mußte vor sächsischen Rittern erklären, die spät am Nachmittag vor ihm erschienen, daß er die blutigen Wirren bereue, in die er das Land seit Jahren gestürzt, daß wider Recht es geschehn sei. Er mußte versprechen, nie wieder die Hand gegen Sachsen zu rühren.
Protokolle wurden verfertigt und, unterschrieben, mit Siegeln versehn.
König Heinrich erbat sich, nicht auf dem Platz vor dem

Zelt, wo denn schon allerlei Volk aus Oppenheim lüstern herbeilief, sondern drinnen im Zelt den andern Befehlen zu folgen, nämlich: die Zeichen der Königswürde nur dort auszuliefern, die Krönungsgewänder, Karls des Großen Schwert, den uralten Becher aus Gold und die Standarten des Königs, die Blutfahne und das Banner, das Erzengel Michaels Bild trug. Er führte die Fürsten ins Zelt und Altmann von Passau, einzeln traten sie ein; im Dämmer des Zeltes legte der Kämmerer Würden und Waffen und Schmuck vor sie hin, die Zeichen, die nur die Kaiser besaßen.

Herzog Rudolf befahl das Zepter, den goldenen Apfel des Reichs, überdies – die Krone.

Der König sprach zu den andern Fürsten:

„Was bleibt ihr noch länger? Scheut ihr die Strafe nicht, oder wie lang dürft ihr bei mir sein, mit mir in einem Zelt? Ich möchte euch ungern schuldiger sehn!"

Das dunkle Gesicht Herzog Rudolfs war stumpf. Das Zepter, die Krone, der Apfel des Reichs – es stand nicht geschrieben, sie auszuliefern! Von Hugo von Cluny war dieser Frevel zuletzt noch getilgt.

Es stand nicht geschrieben, da sann Herzog Rudolf, man solle an künftiger Kronen Schmuck die Zeichen der schwäbischen Herkunft gewahren.

Altmann von Passau bestimmte den künftigen Hofstaat des Königs, bewilligte ihm noch einige Diener, denn er

sah König Heinrich und Erkenbold, seinen Kämmerer, die Königin Bertha, die Amme des Kindes, die Gräfin von Nellenburg höchst jämmerlich stehn. Die Diener wurden gerufen und vom Legaten befragt, ob sie bereit seien, den Dienst zu verrichten. Die gaben zur Antwort, sie hätten nur zu gehorchen und nichts sich zu wählen.
Endlich trat noch ein Bischof dem König zur Seite, Dietrich von Verdun, damit König Heinrich der geistliche Zuspruch nicht mangle. Es wurde dem Bischof Dietrich durch Altmann von Passau gestattet, ihm täglich die Messe zu lesen und an den Feiern des Jahres mit ihm zu beten – doch nicht im Dom! Er solle vermeiden, daß König Heinrich in Reden mit ihm sein Herz erleichtre. Er wurde verwarnt, es sei doch nur Täuschung.
Gegen Abend war das Gericht zu Ende; sie kehrten zurück, die Fürsten und der Legat, sie wuschen sich mit geweihtem Wasser, sie legten sich andre Gewandung an, sie beteten vor der Mahlzeit zusammen, daß sie nicht leiden müßten ob ihrer Taten.

Noch in der Nacht ritt der König mit Königin Bertha und seinem Sohn nach Speyer, ebenfalls über Befehl. In dieser leicht zu bewachenden Stadt, die fern lag von Lothringen, Böhmen und Franken, sollten sie Aufenthalt nehmen über den Winter, Gefangne der Fürsten.

kamen schon gegen Morgen zur Grenze des Bistums. Da aber rasteten sie. Der Führer der Wache ritt in die Stadt, um die Ankunft zu melden und das Quartier zu besorgen und der Besatzung der Stadt Verhaltungsmaßregeln zu geben. Alles war vorher bestimmt. Die Befehle hießen: niemals ihn aus den Mauern zu lassen, auch auf den Domplatz nicht und die Gassen zum Rhein. Wünschte er, sich zu ergehn, so sei der Kreuzgang genug des Bischofspalastes, und zwar des alten Palastes, der zum Quartier ihm bestimmt sei.

Dann ritt der Führer der Wache zurück an die Grenze und gab den Befehl zum Einzug in Speyer. Und die Stadt nahm den König auf, und der König und seine Gemahlin nahmen Besitz von ihrem Quartier, fern vom Herzen des Reiches, fern von den treuen Provinzen. – Anfang November war es, die Zeit, da vor siebenundzwanzig Jahren sein Leben begann und alle Glocken im Reich die Geburt des Erben begrüßten.



Fünfter Teil



Neunzehntes Kapitel

Schon kamen die letzten Tage des letzten Sommers des Jahrs, Sankt Martins Sommer. Es grünte noch draußen, es schreckte noch niemand der Winter in Rom, noch staubten die Weiber in losem Gewand ihre Stuben und zeigten im Bücken die Brüste.

Die Gräfin Mathilde ritt mit den Rittern über die Hügel der Stadt. Sie trug ihr priesterlich Kleid. Sie kamen durchs Marsfeld, beim Stand der Wachslichtmacher vorbei und bei den Ruinen des Turmes der Cenci, der selbst die Ruine eines Theaters gewesen.

Schwer war die Luft, Schirokko hauchte von Süden!

Beim Zirkus Flaminius rauchten der Kalkbrenner Öfen; die Kalkbrenner standen nah bei der Glut, halbnackt, und brannten den Marmor zu Mörtel, sie brannten die Säulen und Götter und alten Altäre zum Hausbau. Das Rom der Kaiser versank vor dem dürftigsten Wunsch und in Schmutz und in Schlick und in Schlamm; man pflanzte Gemüse auf schweren Kompost. Augusti Grabmal ragte aus Schuttbergen vor.

Die Gräfin ritt durch den Garten des Forums, wo Sumpfblumen wuchsen und aus den Ritzen der Steine die Juka hervorschoß, einst vielglockige, weißgelbe Blüten, schon alle zu Früchten erstarrt wie ein Traubengehäng. Die Katzen schrieen, sie wimmelten dicht in den Tempeln, grauschwarz und mager.

Sie ritt zum Heiligen Vater, am Kolosseum vorbei, dem leeren, wahnsinnigen Bau.

Sie fand Papst Gregor im Lateranhof, dicht vor den Stufen zum Vorraum der Kirche, da, wo sonst niemand die Kirche betrat. Es trieben noch schwach die Astern und späte Nelken, verzehrten die letzte Kraft in dem sommerlich atmenden Tag.

Die Gräfin, vom Föhn bedrückt und vom Unrat der Stadt und vom Zwiespalt bedrückt, wie gering dieses Rom in der Welt dieses Willens.. bedrückt von der Frage, ob diese Welt der Gedanken nicht mit dem Tod des Heiligen Vaters versänke und dann doch nirgend ein Bau und nirgend ein Sinnbild mehr für ihn zeuge.. die Gräfin fragte:

„Willst du nicht in der zerfallenden Stadt die Festungen ausbaun und Kirchen errichten und einen Dom, der gemahnt an den Kampf? Steine sind doch genug aus der heidnischen Zeit!"

Sie sagte mühsam:

„Die Städte sind alle am Werk, Verona, Pisa, Ve-

nedig; auch Soana, wo du geboren, rüstet den Dom, und im Reich stehn die Dome von Worms und von Speyer!"
Papst Gregor saß still und gequält:
„Zu bauen und mit den Bauten zu prahlen, ist keine Stufe für uns! Denn dem Glanz kriecht das Öde voraus. Es ist öde um uns! Wenn ich zum Künstler geh und ihm sage, schaff mir ein Bild der Mutter Maria, wenn ich zum Baumeister geh und ihm sage, bau mir den Dom, wo ich beten kann, liefern sie Bild mir und Dom – und es sind nicht die meinen. Noch ist die Öde! – Einst wird ein anderer baun, ein Geringerer, wird sich von uns den Sinn entleihn, von unsern Gedanken die Formen."

Mathilde ging in das dreißigste Jahr, der Heilige Vater stand an der Schwelle des Alters.
Sie planten die Werke der Welt, es schwanden die Tage im Flug, da von morgens bis abends und noch in die Nacht hin Herr und Gehilfin sich in Gedanken verzehrten, und wo sie die Ahnung befiel, sie wären doch nicht, was die Menschheit von ihnen erhoffte, weil sie zuviel am Strom der Gedanken säßen, unendlichem Strom und die Ufer gefährlich, und weil die Tat, die befreiende Tat, noch immer zurückhielt. – Still war wohl Lombardien,

es herrschten dort ihre Männer und unterdrückten die Wünsche der Grafen und Kapitäne; still auch Apulien, es baute dort Robert Guiscard Burgen und Wege und hatte gelobt, für die Kirche zu bauen; sein Arm griff nach Ostrom; was dort ihm die Zukunft erschlösse, das wurde ebenfalls Lehnsland. Spanien war still, der König von Frankreich endlich aus einem erbärmlichen Leben des Ehebruchs gescheucht, ein Sohn der Kirche geworden durch bitteren Zwang. Hell lief der Ruhm Herzog Wilhelms, Königs von England, über die Lande; der herrschte als treuester Fürst und entrollte das Banner des Kreuzes. Es war eine Mauer der Ruhe und Stille um König Heinrich errichtet. Aber des Weltenreichs Kraft kam noch nicht zum Sieg.

Mitte Dezember! Da kamen die Boten der Fürsten und legten Bericht vor über die Treburger Tage; da kam auch Udo von Trier, der Gesandte des Königs, mit seinen Begleitern. Da kam auch Hugo von Cluny nach Rom.

Den Abt empfing Papst Gregor zuerst. Als er vernahm, daß jener bei Heinrich gewesen, bei ihm allein, verfiel Abt Hugo in Strafe und wurde verurteilt, durch dreißig Tage, in dreißig verschiedenen Kapellen, die Schuld durch Gebete von sich zu wälzen:

„Ich habe die andern Männer, die mit dem König seit Anfang des Jahres verkehrten und nun mit Tränen die

Schuld bereuen, in Klöstern einsperren lassen. Dort werden sie bleiben, zeit ihres Lebens. Dich, Hugo von Cluny, will ich verschonen und überwinde den Abscheu, mit dir im gleichen Raume zu sein, der du das Zelt des Königs betratest!"

Abt Hugo gab ihm zur Antwort:

„Der Strafe entzieh ich mich nicht, ich verbüße sie willig und will für den König mitbeten. Denn daß ihm das Heil wird, ist doch dein Wunsch!"

Nun war Sankt Martins Sommer auch abgeklungen, es grünte nicht mehr, und Scheite lagen in den Kaminen des Laterans. Es stürmte vom Meer her.

In Anwesenheit der fürstlichen Boten, in Anwesenheit der Gräfin Mathilde wurde das Schreiben des Königs vorm Heiligen Vater verlesen, die Abschrift seines Verzichtes auf die Regierung des Reichs. Auch Udo von Trier hörte zu. Sie hörten die Stellen, wo die Verbrechen des Königs verdunkelt waren, wo die Verzichte noch eine Drohung enthielten, wo seine Beichte noch als Herausforderung klang.

Sie hörten den Zusatz zur Abschrift:

„Willst du nicht selber die Steine des Anstoßes forträumen, die noch den Aufblick zu dir so erschweren? Willst du nicht selbst dein eigenes Leben gestalten, wie du es deinen Priestern befiehlst? Willst du dich selbst nicht bekehren, Heiliger Vater?"

Der Vorleser schwieg.
Papst Gregor fragte und saß auf dem Thron, hinter dem an Stangen zwei weiße Fahnen zu beiden Seiten herunterfielen, so daß er war wie ein großer Vogel, der vom Himmel herabstößt, Papst Gregor fragte nach einer Weile des Staunens, und als der Verdacht nicht mehr länger erstickt werden konnte:
„Udo von Trier, wer fälschte die Abschrift?"
Udo von Trier stand umringt von Feindschaft. Er gab zur Antwort:
„Fälschung? – Wo ist das Schreiben der Fürsten?"
Man wies ihm das Schreiben der Fürsten, man hielt ihm die Stellen entgegen, die von der Abschrift abwichen, zeigte die Zusatzstelle, die nirgendwo bei der Urschrift stand, die niemand zu schreiben geheißen.
Udo von Trier, dicht über den Schriften, fragte den Papst:
„Wo steht, daß die Fürsten nicht fälschten?"
Da drangen die Boten der Fürsten vor:
„Wir waren zu sieben und Altmann von Passau als Zeuge und Hugo von Cluny. – Wer hat die Fälschung begangen?"
Papst Gregor saß klein und zerbrechlich auf seinem goldenen Thron. Die weißlichen Lider der Augen verschlossen wie Klappen ruckweise den eisigen Blick. Er hielt die Augen geschlossen und fragte:

„Wer fälschte die Abschrift? – Gottschalk, Adalbert oder der König?"
Udo von Trier stand mit zitternden Händen.
„Ich habe den Inhalt der Abschrift hier erst vernommen!"
Der Papst sah auf Gräfin Mathilde. Sie stand inmitten der Männer, gab ihm den Blick zurück. Er sprach zu den Boten:
„Verlaßt mich! – Nur Udo soll bleiben!"
Die Schatten der Pinien schwankten von draußen herein. Der Bote des Königs sprach dicht vorm Throne des Papstes:
„Ich weiß nicht, wer fälschte, ich weiß nicht, ob es der König tat. Ich weiß nur, daß er zu dir will, nach Rom, um Buße zu tun! Er will dich anflehn, ihm wieder die Gnade der Kirche zu schenken!"
Papst Gregor sagte:
„So schwankt nicht ein Rohr im Wind wie der König. – Ist doch mein Herz voller Trauer um ihn!"
Die Stimme drang hart durch den Raum:
„Er mag sich die Stufen meines Palastes emporknieen und sich auf den Knieen mir nahn, ich nehme die Buße nicht an, hier in Rom! Ich nehme sie nur in Deutschland an, inmitten der Fürsten! – Du, Udo, geh! Die Strafe wird schwer sein, der du verfällst, die Strafe wird selig dir sein, wenn du glaubst!"

Man müßte doch alle Güte und alle Milde der Menschen zusammenraffen und Christi Barmherzigkeit .. und könnte Verzeihung nicht geben. – Der Plan an den Kreuzzug zum Grabe des Herrn stürzte zusammen.

Wer königstreu war, der verfiel der Verfolgung; es wurde in den Gebeten der Name des Königs nicht mehr genannt. Man rührte die Kaiserin Agnes nicht, die hatte längst keine Tränen mehr für den Sohn, er war völlig verstoßen.

Es wurde Verschärfung aller Gesetze beschlossen. Gemeinden, die an starrsinnigen Pfarrern festhielten und deren Familien, sollte der Bannfluch treffen, Männer, Frauen und Kinder! Es sollte der Feldzug gegen die Sünde noch einmal und noch um vieles verstärkt die Gaue durchstoßen und alle Habe derer, die sich noch wehrten, enteignet werden. Es sollten die Länder des Glaubens von dieser tiefinneren Lüge des Königs Heinrich erfahren, alle, daß niemand ihm Hilfe lieh, daß um ihn alles erstürbe, daß sein Gewissen ihn endlich ersticke.

Dies wurde von Gregor bestimmt: das Weihnachtsfest in Canossa zu feiern, der deutschen Fürsten Geleit nach Verona zu rufen, dort selbst zu erscheinen zu Anfang des

Jahrs und mit dem Geleit nach Augsburg zu reiten, die Täler des Etsch und des Eisack hinauf und über den Brenner. Auf keinerlei Briefe zu hören, sie nicht mehr zu lesen und keine Gesandten mehr vorzulassen. Sie trügen doch alle die Lüge mit sich.

Wie duldete Gott diesen König, wie schenkte er ihm noch Atem und Leben!

Zwanzigstes Kapitel

In Deutschland war früh schon der härteste Winter gekommen! Seit Anfang November starrte der Rheinstrom in Eis, der Frost fraß die Wurzeln der Reben.

Die Juden in Speyer kamen zusammen, in Pelze und Felle gehüllt, und wisperten rasch und wisperten klamm. Sie sannen über den König, sie wogen die Aussichten ab, sie staunten darüber, wie sich der christliche Adel selber bekämpfte, wie den Erlauchten die Fürsten herzlos verstießen. Sie staunten, daß keine Einigkeit war, wo doch die Welt dieser Herren Besitztum, die nicht mehr zu hoffen brauchten und warten wie das hebräische Volk .. was beschmutzte sich dieser Adel, indem es den Höchsten verstieß?

Die Juden fragten:

„Was sinnt in Rom der gefährliche Mann? Wer ist er, wer hat ihn gerufen, und welche Sage lief ihm voraus?"

Sie fragten:

„Glaubt er denn der zu sein, der mit Liebe das Reich uns errichtet, daß jeder Mensch ihm tränenden Auges gehorcht? – Hält er Soldaten sich nicht, gebraucht nicht die Listen, die man beim Roßtausch gebraucht, beim Verhandeln des Viehs?"

Es mochte nützen, Verkehr und Anschluß zu suchen mit dem Gestürzten. So sammelte sich vor dem Bischofspalast, vorm Gefängnis des Königs, das Judenvolk an und zeigte ausländische Ware als Zeichen dafür, wie weit die Beziehungen reichten. War auch ein Händler dabei, der hatte Geschäfte in Menschen, die er verkaufte, die er auf Landstraßen aufgriff, unfreie Bauern und Bettler – und sie nach Besançon schickte, zum Bischof der Stadt. Der ließ sie entmannen und in die Harems ins Türkenland schleppen. Das war ein weithin gereister, ein vielerfahrener Mann, dieser Händler, und hatte Verwandte in Pisa und in Venedig und kannte die Orte neu blühenden Handels und künftigen Reichtums.

Der Diener des Königs trat auf den lärmenden Markt. Der Händler deutete an, daß wohl bald wieder ein Trupp zum Mittelmeer reise, daß von den Kellern der Stadt verborgene Gänge die Mauern durchstießen, durch die man hinausschlüpfen könne. Er stellte nach Tagen zögernde Fragen, ob denn der König später einmal die Juden begünstigen würde; er stellte dreistere Fragen, ob König

Heinrich mit den Normannen ein Bündnis wohl plane, den widrigen Menschen.. denn man ersehne so sehr gesicherte Durchfahrt durch deren Gewässer!

Immer war Königin Bertha um Heinrich! Oft ertrug er sie nicht, die ihn wehleidig machte, Mitleid mit sich und der tapferen Frau schuf, die so still war und grübellos, die breit und mit kurzem Schritt durch den Raum ging. Er hätte am Abend gern ihre Hand gefaßt, gerne sich angeschmiegt – er durfte es nicht.. ein Absturz würde es sein und der einzige Schatz ihm verbröckeln. Den konnte er mit keines Menschen innigster Hilfe bewahren. Der Schatz war die Härte und Unbeugsamkeit zu jeder Stunde des Tages. Der Schatz war sein Herz, das die Schutzhülle war für das Königtum und hart bleiben mußte und undurchdringlich; der Schatz war der Graben um dieses Herz, jenseits dessen das Unholde lag. Der Schatz war, daß er sich aufrecht erhielt, nie bis zur Tiefe Reue zu zeigen, sondern auf Rettung zu sinnen.

Was fragten die Juden? Was drängte sich ihr Geschrei immer lauter vor seinem Palast? Was sagte der Diener? Geld böten sie an, sie wüßten Gänge unter den Mauern? Er ließ den Juden befehlen, sie sollten sich packen! Er

hätte an sie nur den Auftrag, den Rat Adalbert nach Speyer zu schaffen.
Die Juden machten sich fort, sie drängten noch einmal zurück, sie faßten den Diener am Rock, sie zischten ihm zu: es sei Papst Gregor aus Rom aufgebrochen, nach Augsburg hin, gedächte das Weihnachtsfest in Canossa zu feiern. Dann sei Verona sein Ziel, wo, zum Empfang an der Klause, Geleit der Fürsten sich rüste. Sämtliche Pässe der Alpen wären durch doppelte Wachen besetzt.
Düstrer Dezember! Rat Adalbert kam, im Kaftan mit spitzen Schuhn. Er warf die Verkleidung ab vor dem König. Er brachte nur spärliche Nachricht. Der furchtbare Frost hielt Mensch und Getier in den Häusern und Ställen, die Boten kamen nicht weiter auf hartgefrorenen Wegen, es stockten alle Entschlüsse.
Da zweifelten König und Rat, ob die Flucht denn gelänge?
Ob es nicht würdiger wäre, Rom wissen zu lassen, daß König Heinrich nicht hoffnungslos sei, daß der Plan für den Frühling bestünde: durchzubrechen bis nach Italien, das Volk dort unten zu wecken und über die Alpen mit Jubel zu führen, daß sich das italische Volk mit dem Flehen des Reiches vereinigen könne, so daß die Feinde in diesen vereinigten Strömen ertränken!

Plan, von Gefangenen erdacht, Plan voller Ohnmacht!
Oder vom Rat wohl erdacht!
Der König beriet sich nicht mehr, verlangte nicht weiter
Adalberts Rat und keinen der Räte.

Doch über den Graben, der um sein Herz lag, trat am Abend ein Mann. Zum drittenmal kam Friedrich von Staufen unvermutet zu ihm; kam verkleidet nach Speyer, von seinen Wunden geheilt.
„Ich schäm mich des Volkes, das dich verläßt, und schäm mich der Fürsten, die dich verraten. Brauchst du den Mann, der zur Flucht dir verhilft, verfüg über mich und die Burg Hohenstaufen! – Wir können von meiner Burg aus das Volk wieder sammeln. Die Burg ist klein, aber fest, sie trotzt dem gewaltigsten Angriff!"
Der Ritter stand vor ihm, stark, breitschultrig, mit offenem Blick.
Der König erschrak, nicht vor dem Mut und der Zuversicht Friedrichs, sondern wie ein Gedanke ihn ansprang, lautlos vom Himmel fiel. Den wehrte er ab, gleich als er gekommen, doch ließ der Gedanke ihn nicht. Der König nahm Friedrichs Hand:
„Ich bin müde, muß schlafen!"
Aus der Erstarrung gelöst und Unbeugsamkeit, schlief er wie lange nicht, ruhig und tief.

Und als das Morgenlicht kam, war jener Abendgedanke mit ihm verwachsen, nahm unverrückbar Gestalt an: der Aufbruch von Speyer, nicht nach der Burg Hohenstaufen, sondern nach Rom, dem Gott der Gesetze entgegen, wenn der in des Papstes Gestalt sich verhülle – und ihn zu stellen, nicht in den Grenzen des Reiches und nicht nach Ablauf der Frist.
Dies trug er den Juden auf: in die Städte des Rheins und nach Bamberg und unterhalb Sachsens den Bischöfen, Räten und Äbten zu melden, heimlich und mündlich nur, daß er von Speyer hinweg nach Burgund fliehen würde! Dort aber erwarte er sie.

Der König rief Bischof Dietrich, der ihn bewachte.
„Drei Tage bin ich noch hier! – Schweig still, mein Vater! Ruf keine Hilfe von auswärts!"
Der Bischof suchte nach Antwort und fand nicht die Antwort, die seine Pflicht ihm gebot.
Schon war ihm das Bildnis zerstört, das in den Klöstern vom König gemalt war, dies lüsterne Haupt des Tyrannen, des Schänders und Mörders, dies Bild der Gewalttat und roher Zerstörung. Schon stand Bischof Dietrich in Schuld. Er hatte den Wünschen der Fürsten und Altmann von Passaus Befehlen zuwider oft im Gespräch mit dem König verweilt, oft nach der Messe, wo dessen

Gebet und Andacht immer so starr waren und fremd, so niederzwingend, ihn selbst tief erschütternd. – Er sagte:

„Der Heilige Vater kommt doch ins Reich! Du hast doch im März schon die Gnade, vor ihm zu stehn; welch Wahnsinn ist diese Flucht, wo alle Pässe besetzt sind, wo doch kein Tier mehr die Berge erklimmt, wo dieser furchtbare Frost die Menschen mit Krallen anpackt!"

Der König hörte nicht hin:

„Es gibt keinen Frieden, bis die Versöhnung noch vor den Fasten erfolgt ist, sonst bin ich entrechtet, und die Versöhnung ist nur die Versöhnung, die noch ein Mörder mit dem Erschlagnen vollzieht. Ich scheue den Winter nicht, noch die nackendste Not, ich scheue die tiefste Erniedrigung nicht."

Der Bischof sagte und gab sich selbst in die Hände der Fürsten, er sagte es mühsam:

„Es ist meine Pflicht, die Wache aufziehn zu lassen, die kommenden Nächte, so wie zuvor.. ich werde die Wachen mit trunkenen Männern beschicken, die schlafen!"

Der König hielt ihn noch bei sich.

„Ich verlange noch mehr! Du öffnest den Dom mir zu einem Gebet am Grab meiner Väter. Du läßt die Brüdergemeinden in meine Gebete einfallen, daß sich dort oben die längst gesponnenen Kreise nicht stören. Ich verlange

noch mehr: daß du niemandem Nachricht gibst von der Flucht. Du sagst es ja selbst: die Pässe sind zugesperrt, der Winter grausam, die Staubstürme eisig, du sagst es ja selbst, die Flucht muß leichtsinnig verderben; also laß Gott die Entscheidung, du Diener Gottes, also geh mit, mit den andern, und reinige dich!"

Er lag in der Krypta des Doms auf den Knieen: „Großvater Konrad und Du, Vater Heinrich, die Ihr den Dom gebaut habt, seht gnädig auf mich und stehet mir bei! – Was schuft Ihr das Reich so prächtig und glänzend und schobt die Grenzen hinaus und häuftet die Schätze, und fiel doch das Reich dem Erben nicht zu, den Kräften verfiel es, die Ihr gerufen, die Ihr in großem Erbarmen aus dunkelstem Staub hobt! Habt Ihr darum gekämpft? Ihr habt unterlassen, die Königsgesetze und Königsrecht auf eherne Tafeln zu schreiben! Ihr habt allein an den Rechtssinn der Menschheit geglaubt, der Euch erhob mit der Sehnsucht zu Euch, und habt ein Verblassen niemals bedacht. – Leer und wie Federn leicht schwebt nun der Name des Königs über dem Reich, und wer danach bläst, der schickt ihn schwankend dahin und dorthin. Und es blasen gar viel, ich schwanke und taumle! – Hab ich so tief denn gefehlt, daß ich vom Kind bis zum Mann, in dieser armseligen Spanne von

Zeit, zerstören konnte, was Ihr errichtet und die Kaiser zuvor? – Saht Ihr denn niemals vordem, daß das Dunkle gegen den Glanz ist, nur weil es dunkel ist, selber ans Licht will? Warum – klagt mich nicht an, daß ich frage – war Euer Vertrauen so groß? – Nun steht mir zur Seite auf diesem Ritt und ruft mir zur Seite die himmlischen Helfer, seht gnädig auf mich!"

Einundzwanzigstes Kapitel

Speyer war bald hinter ihm und der Dom. Die Nacht lag noch tief auf den Feldern. Graf Friedrich von Staufen barg unter den Decken die Krone, das Zepter, den Apfel, führte das Siegel Heinrichs mit sich: dort saß er, im Siegel, auf seinem Thron und hob den Finger zur Mahnung. Die Gräfin von Nellenburg hatte zuletzt die Begleitung versagt, zu schwächlich sei sie; es fand sich im Zug dieser Flucht keine Dienerin mehr für das Kind. Sie waren zu viert: der König, Graf Friedrich von Staufen, die Königin Bertha und Konrad, der Sohn. Sie waren unkenntlich, auch vor die Gesichter hatten sie Tücher gelegt, es blieben die Augen nur frei. Sie ritten an Bäumen vorbei, die hatte der Frost gespalten, sie ritten langsam, damit nicht die Fesseln der Pferde auf diesen steinharten Wegen zerbrächen.

Bald mußten sie Nahrung bei Bauern suchen, Brot Fleisch und Wein, und hatten nur wenige Münzen bei sich. Sie schliefen in Lagern über den Ställen, da, wo es warm war, das Kind im Arme der Mutter.

Wilhelm von Hochburgund, der Vetter der Kaiserin Agnes, sah von der Burg Besançon den in Pelzen vermummten Zug, wie er den Toren sich nahte.
Laut pochte es an. Er schickte den Pförtner, er hörte, daß es der König sei. Er ging an das Tor. Er war an den Wirren der Zeit unbeteiligt, und er verachtete sie. Weihnachten war es, und er war Witwer. Er ließ die Flüchtlinge ein.
Er fragte nicht viel, es brauchte niemand zu fragen.
Sie legten die dicke Vermummung ab ihrer Pelze und Decken und setzten sich alle vor den Kamin. Graf Wilhelm bediente sie so, wie er die andern Fremden bediente, wenn sie zur Winterszeit Quartier bei ihm suchten.
Zwischen den Bergen, wo seine Burg lag, zog eine schmaleste, niedrigste Sonne die Bahn. Nun verstand König Heinrich, daß dieser Tag der Geburtstag des Kinds war; es fiel die Sonne nicht mehr, sie stand am tiefsten, wuchs wieder hoch.
Sie pflegten sich reichlich und hielten um Mitternacht im Saale der Burg eine Andacht. Graf Wilhelm ging in die Kirche hinunter und hatte dem König in Ruhe bedeutet, ihn nicht zu begleiten.
Noch in der Nacht kam der Bischof, der das Geschäft mit dem jüdischen Händler betrieb, war ein feister, ein narbenzerfressener Mann, ihn stützten zwei Diener. Er

bot dem König Silber und Gold an und ungeschliffene Steine, die er in einem Sack mit sich trug, verlangte dafür die Fahne des Königs für seine Schiffe. Der König war wie aus trübem Glas, undurchsichtig und wesenlos und wies den Bischof hinaus.
Am andern Morgen kam zu den Toren der Burg ein weiterer Zug, den Gottschalk und Adalbert führten. Zehn Bischöfe waren mit ihnen und mancherlei Äbte und Schreiber des Königs, die von der Flucht ihres Herrn durch die Juden gehört, die aufgebrochen, kaum daß sie es hörten. Der König bestimmte den Dienst, eine Art wohl von Hofstaat. Es wollte ein jeder nur den bescheidensten Platz, es kostete Müh, sie zu wählen, die nun Verantwortung trügen.
Die so am Christtag ankamen, sagten, daß ein viel größerer Teil der Gebannten selbständig versuche, zur Lombardei zu gelangen und an den Wachen der Fürsten vorbeizuschlüpfen, die hätten viel Silber und Gold mit sich, ein jeder trüge daran. – Selbst hatten sie einiges Geld und die Reliquien aus ihren Kirchen.
Gottschalk, Gottschalk war da! Er nahm König Heinrich die Sorge um Königin Bertha, die sich nach Trost verzehrte und die er doch selbst nicht trösten konnte. Es kam ja der schlimmste Teil der Reise erst jetzt.

Man konnte nicht länger in Besançon rasten, schon am zweiten Weihnachtstag zog der Zug, nun um vieles verstärkt, wieder weiter. Trotzdem war es ein kläglicher Zug, gleich einem Orchester, dem Trommel fehlte, Trompete und Pauke. Er bog von der Heerstraße ab, nach Mittelburgund, von dort den einzigen Paß zu gewinnen, den Wachen der Fürsten noch nicht besetzten, den Mont Cenis.

Vom Genfer See bis Lyon war Brückenwerk über die Rhone gespannt: Eisschollen, dicht aufeinandergetürmt. Sie querten den Fluß, kurz unterhalb Genfs. Erreichten von da aus Niederburgund, wo der Königin Mutter, Markgräfin Adelheid, herrschte, die Herrin Turins. Die hatte den Schlüssel zum Mont Cenis.

Wie waren sie anfangs verwundert: von fern war's ein großer Empfang. Die Fürstin stand mit dem Sohn Amadeus, mit Kriegern und großem Gefolge an ihrer Grenze, als ob noch die Macht um den König sei. Doch war es kein Gruß, den sie bot!

War eine Drohung! Sie rief ihm vom Pferd zu, mit kreischender Stimme, sie würde den Durchzug durch ihr Gebiet nicht ohne Gegengabe gestatten. – Sie hatte die Krieger mit sich gebracht, um zu zeigen, daß sie nicht leer diese Drohung aussprach.

Dicht ritt sie heran:

„Die Bistümer um mein Gebiet, Sohn Heinrich, die

haben das geistliche Aufsichtsrecht über mein Land; es steht ihnen frei, mich mit Zöllen und Steuern um den Ertrag meines Landes zu bringen. Ich wünsche, dies Aufsichtsrecht fehle in Zukunft, schlag mir die Bistümer zu! Sonst werd ich den Durchzug durch mein Gebiet nicht gestatten!"

Hart blieb sie in ihrem Verlangen, sie nahm sich des Enkelkinds an und der Tochter, sie wies dem König nur kärglich Quartier und den geistlichen Herren und Räten. Sie warf König Heinrich noch einmal der Prüfungen innersten Kern vor; war aus der Schar jener Frauen, die, früh verwitwet oder vom Manne getrennt, das Heil ihrer Seele bei Hildebrand suchten und ihr unstillbares Weibtum ihm gaben .. den innersten Kern: was man dem König bestritt, die Vergabung kirchlicher Güter, das sann sie ihm an und tat es unter Erpressung.

Perlengeschmückt, mit Juwelen die Finger besteckt, den Sohn ihr zur Seite, der schwachsinnig war, ein spätgeborenes Kind, vom kranken Vater gezeugt, stand sie vorm König. Der kannte den Kampf: planloses Denken der Weiber, sein Kampf, ein Kampf gegen Weiber. – Wie hieß es im Brief an den Papst, den die Bischöfe schrieben: ‚Durch einen Weibersenat hast du die Herrschaft der Kirche errichtet!'

Er konnte es ihr nicht verweigern. Er tat, wie als Kind er's getan, er verlieh, er begabte, es stand der Zwang ihm

zur Seite: und was er getan unter Zwang, das gereichte ihm dann zum Verderben.
Doch fand er noch Kraft zum Verhandeln, jetzt noch, wo alles so drängte. Die Räte sorgten, es sei eine Falle. Er kannte es besser, dies planlose Denken der Weiber. Fünf Bistümer waren's, die Adelheids Machtgier begehrte. Er gab ihr nur eine Provinz in Burgund.
Der Gräfin gefiel seine Kraft und sein Spott, sie zeigte auch Freude am Zuwachs der Macht. Denn für die Tochter war es geschehn, die erhielt nun ein größeres Erbe. Beider Eidame Zukunft erschien ihr dunkel, Heinrichs und Rudolfs.
So nach Erfüllung des Wunsches gewährte sie reichlich und über Erwartung ortskundige Führer, Pferde, Verpflegung und Pelze und Felle. Doch nahm sie der Hilfe des Leibes die Hilfe des Herzens: sie stellte den Plan, den verschneiten Paß des Mont Cenis zu bezwingen, als leicht dar – und hörte doch von den Führern und Bauern, wie sie die Weigerung schon erwogen, dem König zu folgen.

Doch er bezwang sie, indem er sie ansprach:
„Leute, wir wollten das Recht und wurden verhöhnt. Wir trauten dem Freund, er wurde zur Natter; wir speisten die Armen, sie raubten uns aus. – Wir müssen von einem

Pesthauch befreit sein, der unsere Seelen zerfrißt. – Wir müssen über den Berg! Ich sorge für eure Weiber und Kinder, solltet ihr Schaden nehmen. Ich sorge für euch zeit eures Lebens, wenn ihr das Werk vollbringt!"

Er gab den Befehl, in der kommenden Nacht Quartier im höchstgelegenen Dorf zu beziehn, das dicht vor dem Paß lag.

Sie langten dort an, es brannten die Sterne auf blauweißem Schnee. Über Walnußgezweig drang Licht aus den Stuben der Bauern.

Sie richteten ihre Geräte, die Schneeschuh und die Gespanne, die Decken und Felle, sie ölten die Schuh. Sie sahen ihre Gewandung durch. Es holten die Frauen aus ihren Truhen viel wollene Tücher.

War das der König des Heiligen Reichs?

Die Bauern fragten sich stumm.

Sie legten sich hin, spät in der Nacht. Der König wachte, und mit ihm wachten die Herren aus Deutschland, die Holzfäller auch und die Bauern, unruhig, die Stunde erwartend, da auf den Gipfeln das erste Frührot sich zeigte.

Der Aufstieg zur Höhe ging leise und leicht. Vom Tage zuvor lag manche Strecke des Wegs bis auf die Steine

entblößt von heruntergeschleiften Stämmen, und sicher faßten die Hufe den Grund mit scharfgeschmiedeten Eisen. Es prallte die Sonne von Schneemassen ab und wärmte die Reiter. Zeitweilig ruhte der Wind.
Bald war der Sattel erreicht, ein Bild des Friedens bot sich dem Zug, und nirgend die Ahnung von Sturz und Gefahr. Die Holzfäller-Kinder liefen auf Schlittschuhn über den See dicht unter dem Paß. Man breitete Felle über den Schnee und legte sich hin und verteilte die Mahlzeit. Das Fleisch und das Brot und der Wein erquickten die Männer, und mancher legte sich wohlig zurück, als er satt war, und ließ die Wärme des strahlenden Lichtes den ganzen Körper betasten.
In dieser Höhe, am leuchtenden Mittag, erwachten die Geister zu großer Kraft. Da unten, im drüberen Land, da sollten die Sträucher schon grünen, da wich wohl der Winter schon, da wehte ein wärmender Wind und machte die harte Erde gefügig der ersten Bestellung. Wenn erst den braun-schwarzen Schollen, in Wellen gepflügt, die ersten Halme entsprössen, dann würde Trost auch bei ihnen sein.
Die Führer, Holzfäller und Bauern gingen zum Paß vor, die Straße nach unten zu suchen. Sie fanden sie nicht, sie lag unter hoher Verwehung, durch nichts mehr erkennbar, durch keinen Fels. Die weiße Decke fiel unterschiedslos und reglos hinab. Fern stand nur ein Wald aus

der Weiße hervor; die Weite des toten Gebietes schwieg lastend. Und hinter dem Wald fiel der Berg schroff wieder ab, dort starrten – die Holzfäller wußten es von selbst sanfteren Wintern – dort starrten die breiten Bäche in Stürzen von Eis, dort schichtete sich die blauglatte Masse über den einzigen Weg, den auch im Sommer nur Kundige kannten.

Die Bergleute wußten um Wanderer genug, die früher der Berg erschlagen, sie hatten genug auf blühenden Wiesen im Frühling Gepäck und Gerippe gefunden. So standen sie zögernd, bedachten sich dumpf. So kam schon die Stunde nach Mittag, und in drei Stunden liefen die blauen Schatten über die Felder von Schnee, ertrank die Sonne fern in Burgund.

Sie gingen zum König zurück, sie meldeten ihm die Bedenken.

Der König bestimmte den Weitermarsch, er befahl ihn.

So wurde ein Floß aus dicken Balken zusammengehämmert und wurde mit Steinen beschwert. Das zogen sechs Pferde, die kräftigsten, denen die Peitsche des rauhesten Knechts an die Flanken schlug. Männer folgten und traten die Bahn fest. Auf dieser Bahn schritt der Zug. Er wollte den Wald erreichen vor Dunkelheit. Dort sollte man Feuer anzünden, in Felle sich wickeln und schlafen. – Dann gab's kein Zurück mehr! Man mußte am andern Tag den Abhang hinunter.

Es sprach kaum einer bei diesem Gang, nur Flüche der Bergleute rissen die Stille der gläsernen Luft ein, wenn eines der Pferde mit schnaubenden Nüstern nicht weiter kam und schlaff den Bauch in den Schnee warf, der unter ihm einsank. Sie fluchten, wenn noch ein anders die Beine brach. Dann wurde es ausgespannt, Ersatz an die Stelle getrieben.

Der Schneeschuhe Tritt ging auf knisterndem Pulver. Der Atem gefror in den Bärten.

Und kam doch ein Ende des Marsches, und kam doch der Wald, und fand man das Lager erträglich! Es wurden Tannen geschlagen und Feuer entfacht aus trockenen Spänen. Es wurden Wächter bestimmt, die Feuer dauernd zu schüren; die Pferde suchten einander und schmiegten die Nüstern beim Nachbartier dicht an den Hals, wo die Schlagader strömte.

Gegen den Morgen kam neuer Schnee. Der beizende Rauch trieb unter die Tücher und Felle und raubte gar bald die Erquickung des todnahen Schlafs. Es flockte ein weißliches Grau ob dem Abhang. Wie Riffe, an denen ein Meer zerschellt, so ragten Felstrümmer hoch. Nur zaghaft keimte die Sonne, von Wolkentüchern verhängt; die Flocken, jede ein Stern, verloren die Form nicht im Fallen. Sie standen auf leichter, zierlicher Spitze, dicht über dicht, auf der Masse des Eises, gefroren zu zarten Kristallen.

Ein Abhang von Eis! Kein Schneeschuh, kein Eisen konnte vorm Fallen bewahren, und wer gefallen, der fand keinen Halt mehr und mußte zerschellen. So nahmen die Bauern die Felle, die Felle von Ochsen mit stumpf-kurzem Haar, und breiteten sie auf dem Eis aus und schnürten einzeln die Körper hinein und stießen sie ab. Es schmiegte das Fell sich ans Eis, das Eis hielt das Fell und ließ es nur zögernd los. Doch war solche Fahrt ein verzweifelter Rutsch, man erstrebte verzweifelt die Richtung zum nächsten Halt, den ragenden Trümmern der Felsen. Die Felle, darauf die Königin lag, band man an Seile, oben und unten. Sie kam als vorletzte ab, man lenkte die Fahrt. Der Pferde Rettung gelang nicht. Sie trieben allein auf den Fellen hinab, ihre Hufe verschnürt. Schwarz schleiften die Mähnen die glatte Bahn; sie warfen sich hoch, sie strauchelten nieder, zerschellten am Felsstück.

Mit wachsendem Tag wuchs vor der Sonne Gewölk. Die Halde unten am Abhang, die sie nun alle erreicht, durchpfiffen die Winde. Doch fiel die Halde schon sanfter hinab und senkte sich langsam der Ebene zu, der menschen-bewohnten. Nur wurde es kälter und kälter, nur klammte der Frost die Gesichter, fuhr durch die Decken und wollenen Kleider. Tief war der Schnee und so weich! Nun wollten viele der Pilger noch einmal die Rast für die Kniee und die zerschundenen Hände verbinden.

Weich war der Schnee wie ein Bett. Sank man ein, fand man Schutz vor dem Wind, konnte schlafen, süß zog ein Schmerz von den Füßen herauf bis zum Hirn.

Die Holzfäller flehten sie an, nicht müde zu werden, und sahn auf den Himmel; dort ballten sich neue Massen von Schnee in träg-schweren Wolken. Sie sagten, da hänge das Tuch, das würde sie alle bedecken.

Der König und Friedrich von Staufen zogen die Schwerter, bedrohten die Müden, die lächelnd sich in die lockende Weichheit gestreckt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Wie staunten sie aber, die eben dem Tode entronnen, als sie zu den ersten Siedlungen kamen. Es fielen die Bauern und Jäger ins Knie vor dem König! Unfaßliches Wunder, daß er erschien, der geheiligte Name.

Kaum lebte noch einer im Dorf, der sich eines Königs entsann, fast vierzig Jahre war glanzlos das Land, ohne Zucht, ohne Herren geblieben. Es hatte der Handel gelitten, es hatten die Völker gedarbt, die Grafschaften sich in erbitterten Kämpfen verblutet. Nun blühte die Hoffnung auf, alles würde sich wenden!

Wie sie ihn pflegten und alle, die mit ihm gekommen, wie sie ihm kochten und brieten und Salben strichen auf die erfrorenen Glieder!

So schlief der König, so schlief der gesamte Zug wie auf Flügeln, in Bauernstuben, so warm, von Flüstern bewacht, schliefen traumlos und tief; wachten auf unter reinerem Himmel, als schon mit goldenem Schlag die Sonne die Dächer beschien.

Trunken war Heinrich mitten am Tag. Um ihn schwirrte

der Dank und Liebe und Ehrfurcht. Bote auf Bote stob in die Siedlung im Tal. Grafen, Bischöfe, Heerführer und Städte boten ihm an, was er auch immer begehre, heiße Treue goß sich auf ihn.
Weiter ritt König Heinrich ins Land, kam zu der ersten der Städte. Da stand das Volk vor den Mauern und schrie und schwenkte die Fahnen und winkte mit Tüchern. Sie schleppten aus Küche und Keller das Hundertfache, was denn verzehrt werden konnte. Gaben's mit heißen Händen, weinten und lachten, und niemand glaubte daran, was im Reiche geschehn.
Sie sahn nicht die kargen Gesichter der Männer um König Heinrich, die sorgenzerfressenen Gesichter und die zur Buße bereiten; sie nahmen die Sorge für inneren Zorn. Sie vermißten nicht Waffen und Heer, sie hatten die Waffen und hatten das Heer. Es fehlte der Führer; nun war er gekommen gleich himmlischem Glück!
Da verlor sich die Zeit, wo jeder mit jedem im Kampf gelegen, sie hatten die hundert Feinde nicht mehr, nur noch den einen, in Rom. Man schloß sich zusammen und wandte sich dem zu, saß in der Stube bei Weib und Kind und lobte den Herrn.

Der Pfarrer von Reggio, nun in Pavia, reiste dem König entgegen und trat vor Adalbert hin.

„Der Bund ist geschlossen, ein Blutsbund. Wir sind vereinigt, wir Pfarrer, wir lassen nicht voneinander. Was immer der König befiehlt, wir führen es aus, denn wir wurden geschunden. Wir glauben nicht mehr an das Wort: ‚Mein ist die Rache!' – Die Rache ist unser!"

Der stattliche Mann war ein hagerer Hasser geworden, er konnte die Härte der Gräfin nicht mehr vergessen, er wachte auf mit dem Wunsch nach ihrer Vernichtung und schlief mit ihm ein. Er hatte den Bund der Rache gegründet. Sie waren bewaffnet, junge Männer und Frauen.

Adalbert hörte ihn an, die Klage gegen die Gräfin, daß sie das Kind getötet.. das sei auf der Flucht, im Kastell am Po, zur Welt gekommen und habe nur eine Stunde gelebt.

Der Rat hielt ihm vor, daß dieser Bund auch im Reich in vielhundert Bünden verteilt sei, aber er wirke dort nicht, denn es käme zu keiner Schlacht, nur zum Morden. – Sie hätten genug im Reiche gemordet.

Der Pfarrer rief:

„Wir ziehn in die Schlacht als ein Haufe allein, man mag uns den Angriff befehlen, wir werden der Vortrupp sein, man mag unsre Leiber als Bresche benutzen, wir achten das Leben gering, weil wir die Zukunft lebendig

sehn wollen! Wir haben Weiber, wir hoffen auf unsere Kinder. Wir haben Kinder geopfert. Es sind vieltausend Keime zerstört."

Je größer die Städte, Turin, Vercelli, Pavia, je höher die Herren, die Kapitäne und Grafen, je stürmischer wurde die Liebe. Es schuf sich von selber ein Heer und drängte zusammen, die Waffenkammern wurden gestürmt. Inmitten von Lanzen und Schwertern stand König Heinrich, die waren zum Schlagen bereit und harrten des Winkes, sie harrten gebieterisch, daß er sie brauche und daß die Sehnsucht Lombardiens sich endlich erfülle, den Mönch dort unten zu strafen, der so viel Verderben und so viele Tränen über die Menschheit gebracht, der dem König die Krone bestritten und über ihn und die Heimat den Bannstrahl verhängt.

König! Es war ein Rausch um den König, um diesen geheiligten Namen, um diesen Sohn seiner Väter, um diesen Erben der Kaiser. Es sangen die Städte im Taumel des Glücks, es liefen die Bürger vor seinen Burgen zusammen und huldigten ihm. Es war ein einziger Aufschrei!

Doch König Heinrich rief die Lombarden zusammen, es war in Pavia. Da standen die Führer des Volkes dicht aneinandergedrängt in der Kirche, die einfach und schmucklos und keusch war.

Er tat ihnen Schwereres an, als den Verzicht auf den Kampf von ihnen zu fordern: er stellte den Sieg mit Waffengewalt als verderblich hin, verlangte das Schwerste, Begeisterung zu bewahren im Nichtstun. Schwer ist's, dem Gedanken zu folgen, der einen Mann einsam erleuchtet! Der Bischof von Piacenza erhob sich: „Hast du nicht, König, durch uns und die Fürsten des Reiches dem Papst anbefohlen, den Thron zu verlassen, den er sich angemaßt hat? Stell dich vor uns und reite mit uns in das Land Toscana, vertilge die Plage der Welt!"

Der König gab ihm zur Antwort:

„Dämmt euren Eifer, ihr meine Freunde! Man hat den Gerichtstag schon festgesetzt, um den König zu richten. Ich kann es nicht wehren, weil denn die ganze Menschheit gefehlt hat, hüben und drüben, in jeglichem Lager. Ich muß Versöhnung durch Demut erzwingen und nicht durch Gewalt. Stellt eure Waffen beiseit und wartet mit mir, eint euch mit mir in dem Wunsch, daß aus der Nacht der Tag des Königs von neuem hervorbricht, des Königs, der selbst sich gereinigt hat: dem Glauben zum Heil und den Völkern. Laßt mich allein für euch kämpfen!"

Der König stand hager im blassen Lichte der Kirche. Er stand bald allein mit den Räten. Es gingen die Führer des Volkes mit Fluchen von ihm.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Die Zelte Gregors waren unkenntlich auf seiner Reise zum Deutschen Reich; schmucklos und braun auch die Zeltstadt seiner Begleiter, der Erzpriester Roms, der Kardinaldiakone. Es wehten keinerlei Fahnen als Zeichen der gottnahen Macht. Das hatte die Gräfin bestimmt für die Fahrt durch Lombardiens Gefahren, beim Abschied in Mantua.

Ein Abschied für mehr als ein Jahr! Als Stellvertreterin Gregors, als Herrin Italiens, blieb sie zurück.

Nun trennte ihn schon ein Tag von Mathilde. Sie ritt gen Mittag, er ritt gen Mitternacht hin!

Der Frost hörte auf, und dicht überm Land braute Nebel. Kein Wind zerstreute die Ballen und Schwaden. So dicht stand die Luft, daß einer wandern konnte und niemand ihn sah, daß einer leicht um Zollschranken schlich, daß jedes Licht der Gehöfte nur noch die Stube erhellte, nach draußen drang es nicht mehr. Dumpfdunstige Welt!

Es gab keinen Hinterhalt mehr, der gestellt werden

könnte, die Welt war ein einziges Grau, die Aufsicht der Turmwächter ruhte, sie konnten nicht künden, ob jemand kam. Papst Gregor reiste im Schutz der Unkenntlichkeit, es lagen die Waffen gegen ihn lahm.
Als sie den schmalen, den oberen Teil des Gardasees erreichten und nun gegen Morgen sich wandten, um nach Verona zu kommen, blinkte der Tag aus den Wassern zum erstenmal auf, inmitten der Berge voll Schnee, war wie ein Auge, das müde sich auftat. Dort stieß man auf Wanderer, die kamen von Mailand und wollten aufs Schiff nach Venedig.
Die Wachsoldaten schwatzten mit ihnen. Die Wanderer fragten, wer denn ihr Herr sei; erhielten zur Antwort:
„Ein geistlicher Herr!"
Die Wanderer fragten, wem er denn anhing – dem König oder dem Papste?
Die Wachen sagten:
„Dem Heiligen Vater!"
Da riefen die Wanderer den Wachen zu:
„Schlecht ist die Zeit für den Heiligen Vater! Man nennt ihn ‚Untergang', man nennt den König ‚Versöhnung'. Der Papst stört den Handel, er engt die Welt, er schafft kein Bedürfnis, er läßt den Menschen sonst nichts als das Brot: das ist naß und verdirbt ihren Leib. – Bald wird er gefangengesetzt und vertilgt! – Was steht ihr und staunt? – Ihr wißt nicht, daß König Heinrich bei

uns ist, entflohn aus dem Reich und schon nach Pavia gekommen? Da schafft er ein Heer, um Rom zu erobern!"
Die Wachen riefen den Wanderern zu:
„Schwätzer, Geschwätz! Der König ist ein Gefangner!"
Die Wanderer schlugen sich auf die Brust:
„Dummköpfe ihr und Gerede! Wir haben mit eignen Augen den König gesehn auf italischem Boden, noch vor drei Tagen, und waren froh, ihn zu sehn – in solcher Macht!"
Die Wachen nahmen die Wanderer fest, sie fragten sie nochmals aus und erfuhren nichts anders; sie wurden einzeln verhört; man verglich, was sie sagten. – Es stimmte bis auf die Farbe des Kleids, das der König trug, bis auf die Rasse des Pferdes, und daß die Königin ihn mit dem Kinde begleite.
Da kehrte der Vortrupp auch heim, der zur Klause vorausgesandt war. Der überbrachte die Meldung, daß nirgend Geleit der Fürsten den Heiligen Vater erwarte, sie niemand getroffen, wie es versprochen. Das Bistum Brixen sei von der Krankheit des Königswahns angesteckt. Dort engten sich Pässe und Klausen, von wenigen Männern leicht zu verriegeln, und mochte dort wohl die Gefangenschaft drohn. Es hätten die Fürsten die Flucht längst vernommen, die Flucht König Heinrichs mit Zaudern bedacht.

Es kam diese Meldung mit Nordwind zugleich, der furchtbaren Staub vor sich hertrieb, das Wetter klarte mit grausamem Frost auf, schob übers Land einen fahlblauen, milchigen Himmel.
Papst Gregor beugte sich nicht. Er ließ das Gefolge nicht einen Tag aus dem Willen zum Kampf zur Erreichung des Zieles. Er kehrte die harte Enttäuschung zum Anfang des Siegs um. Denn vor die Fülle des Siegs sei noch die letzte Hemmung gesetzt, weise, tiefer gedacht, als der Mensch es ermesse, die letzte Hemmung, daß man den Sieg erkennen, daß man wahrhaftig ihn feiern könne.
Engel der Jungfrau Maria spannten die Flügel aus, flogen ihm zu. Verließ doch niemals die Gebenedeite den ernstesten Sohn und den niedrigsten Diener!
Es langten mathildische Reiter an! Die gaben den Reden der Wanderer hellste Bekräftigung; die überbrachten das Flehn der Gräfin, zurückzukehren und hinter Canossas Mauern zu eilen.

Als sie nun quer durch die Ebene ritten, zurück nach Canossa, wuchs ihnen Schutz zum andernmal gegen Feinde und streunende Haufen. So packte die Kälte das Land, daß alles Leben erstarrte, daß auf den steinharten Wegen die Pferde die Fesseln zerbrachen, als man zum Traben

sie antrieb. Man mußte die Hufe der Tiere mit Lumpen und Fellen umwickeln. Zum andernmal zog der päpstliche Zug durch das Land, unbeachtet, von niemand verfolgt. Wem noch sein Leben lieb, der hielt sich im Haus, der heizte den Ofen und legte sich dicht bei ihm hin, auf die Bank.

Unweit von Reggio trafen sie Leute, unbewaffnet, verhärmt, halb schon erstarrt. Die zogen den Weg mühselig und mühsam. Es fragten die päpstlichen Reiter:

„Wo wollt ihr hin?"

Die Pilger riefen:

„Zum Heiligen Vater, Buße zu tun!"

Die Reiter fragten:

„Wer seid ihr?"

Der Zug hielt an: das waren doch geistliche Herren, das waren Gesichter von Männern in Amt und in Würde!

Gottschalk trat vor, war der Führer der Schar, er hielt sie zusammen.

„Bischöfe sind wir aus Deutschland und Äbte aus Deutschland und Räte des Königs!"

Er trug noch die Worte mit sich, die er von der Kanzel im Rheinland gerufen, das Lob der Natur, das Lob Gotteswebens in aller Natur. Noch waren die Worte tief innen, verdarben auch nicht vor dieser Zerstörung. Er ging nicht zum Papst, ging nicht zu Hildebrand, sondern er ging zum Gott der Gesetze, wie König Heinrich.

Die Reiter riefen:
„So tretet beiseit! Wir sagen euch: Kommt nach Canossa!"
Die Pilger traten beiseit. Der Zug glitt langsam vorbei: die Reiter, die Erzpriester Roms, die Kardinäle und Kardinaldiakone und Gregor selbst, inmitten von Wachen.

Papst Gregor sann:
So kam man mit Eisen nicht, so kam man mit härterer Waffe, mit Klugheit; deutete wohl schon als Angst, daß er zurück nach Canossa floh; daß er die Fahrt nicht beschloß, wie sie mit Aufwand und großer Hoffnung begonnen und wie sie in Briefen festgesetzt war und wie schon alles vorher bestimmt war, auch der Gerichtstag in Augsburg! – Höhnte man ihn, und dachte man schon, daß sein eigenes Leid das Gewicht der Schuld König Heinrichs und seiner Gefährten herabmindern könne? Daß wohl ein Ausgleich käm ohne Sieger und ohne Besiegte? – Der Papst verhärtete sich.
Er hielt in Reggio an. Des Pfarrhauses Tür tat sich auf, heraustrat Hugo von Cluny. Der sagte:
„Er reitet heran! Heinrich kommt, kommt nach Canossa – zu dir!"
Papst Gregor fragte:

„Was wißt ihr mehr, als ich weiß? Jedermann weiß, daß Heinrich im Land ist und zu mir will. Ich weiß es nicht! Hab keine Meldung von ihm. Man soll den Namen vor mir verschweigen, selbst du ihn verschweigen, Abt Hugo!"

Er wollte nur rasten zu kurzer Erholung. Doch war es schon dunkel geworden, man hörte, der Weg nach Canossa sei in der Nacht ganz vereist; man könne nur tagsüber reiten. – So gab es die Probe, die Nacht zu durchwachen, von tausend Gesichtern bedroht, leibhaftig vor sich die Rute des göttlichen Herrschers zu sehn, die dahin und dorthin fuhr. Traf sie wahllos die Menschen? Und traf sie den, den sie züchtigen sollte, oder rührte ihr Stachel Unschuldige an?

Abermals kam ein gläserner Tag. Um das Pfarrhaus klirrten die Ritter der Gräfin. Sie nahmen den Heiligen Vater in Schutz.

Es führte der Weg, nachdem schon die Höhe erreicht war, gradaus, als ging's in die türmigen Berge, und nichts von der Burg war im wogenden Vorgebirge zu sehn; kahl fielen die Hänge hinab, so steil, daß der Schnee nicht blieb. Doch mit eins kam die Biegung des Weges, er bog sich zur Rechten: da stand, ungeheuer gewachsen auf einem Riff, steil mit dem spitzen Türmegewirr in den Himmel ragend: Canossa. Da wartete an der Krümmung des Weges die Gräfin mit ihren Frauen.

Die Tore durch die drei Mauern – sie standen geöffnet
Es spielten die Hörner der Wächter, es fielen auf die an
Stricken hangenden Balken die Schläge der Hammer,
ihr Klang sprang an alle die Hügel und tönte zurück.
Auf einem Tragstuhl wurde Papst Gregor nach oben gehoben; er teilte den Segen nicht aus an die, die überall
knieten, saß hart und in sich versunken, ein steinernes
Bild ohne Gnade.

Am Abend trafen die Büßer ein, die Gottschalk anführte.
Kurz vor der Biegung des Weges, im Anblick des Schlosses
Canossa, wechselten sie ihr Gewand, sie streiften die Kleider
des Bischofs ab und des Abtes und Rates. Zogen sich wollene Hemden über den nackenden Leib, schmucklos, bar jeder
Zier. Ihre Zierde waren die blassen Gesichter und brennenden Augen. Zogen die Schuhe aus und die Strümpfe und
standen barfuß auf eisigem felsigem Grund. So nahten
sie sich und hatten die Hände gefaltet.
Gottschalk schritt ihnen voran. Sein Herz sprach: wir
sind der Vortrupp, wir werden die Burg des Papstes
berennen, gefügig machen dem Angriff des Königs. Wir
werden leiden, mehr als ein Mensch je litt. Wir werden
wie Christen die Menschheit durchdringen mit unserm
Leid und durch die Jahrhunderte hin die Menschen vom
Leide befrein!

Sie standen dicht vor der Burg, vor den dreifachen Mauern, die sich in Windungen bis nach oben, zum Schloß, um das Felsenriff zogen, daß niemand es jemals einnehmen konnte, kein Heer aller Völker der Erde.
Aus hunderten Augen sah Schloß Canossa auf diese Büßer.
Anselm von Lucca empfing den Rat Gottschalk, dem jetzt ein bloßes Schwert um den Hals hing, das dringlichste Zeichen der Buße. Sie warteten lang, es kam keine Antwort, die Nacht kam. Die Büßenden suchten sich Schutz in der Nähe der Ställe, ertrugen der Knechte Gespött. Die Ritter erbarmten sich ihrer und ließen sie halb die Wärme genießen, die von den Leibern der Pferde auswich. Zu essen und trinken erhielten sie nichts.
Es kam ein Bescheid, spät in der Nacht, durch Anselm von Lucca gebracht. Es hieß: der Rost solcher Sünden könne allein durch schwere Bestrafung, nur durch das Feuer langwieriger Buße getilgt und ausgeglüht werden; sie müßten darum auf jede Schonung verzichten und voller Bereitschaft, so sie in Wahrheit bereuten, die kirchliche Strafe erdulden, das brennende Eisen, das das Geschwür in der Tiefe erfaßte .. damit nicht die Leichtigkeit der Verzeihung die schwere Schuld ihrer Auflehnung gegen den Päpstlichen Stuhl gering oder nichtig hinstelle.
Da alle von ihren Ämtern die Sprache der Kirche ver-

standen und selbst die Strafen verhängt, die sie erdulden sollten – es stockten die Herzen: nicht diese furchtbare Strafe, es war ja alles nur Milde und Leichtigkeit vorher gewesen, was sie verhängt und was sie erduldet.. darum und dennoch sprach niemand die Weigerung aus, erteilte Gottschalk die Einwilligung.
Da kamen Mönche über die Treppen herunter, so viele Mönche wie Büßer, und jeder nahm einen und führte ihn mit sich hinauf in das Kloster. Dort schloß man sie ein in einzelne Zellen. Dort teilte man Wasser und Brot aus. Wer aber alt war und über Gebühr schon entkräftet, bekam eine Decke zum Schlafen.
Die Kälte packte sie an. Zwei Tage lagen sie dort ohne Nahrung. Sie krampften die Worte in sich, die sie nicht ausschreien durften. Sie hörten die Glocken, sie hörten die Litaneien der Mönche und die Gesänge, mit schwindelnden Rhythmen verziert, sie hörten, wie keine Stunde am Tag das Gebet der Mönche verstummte. Es wuchs wie ein Turm in ihnen, der sie erdrückte, der sie zersprengte, die Macht dieser Kirche, die sie versucht, mit schwachen Händen zu stürzen.
Gottschalk blieb stark! Es war wie ein Wachstum von Pflanzen zu sehn, daß vor diesem Leid auch jenseits der Zellen Barmherzigkeit wuchs. Dann war nichts umsonst, keine Tat, keine Sünde und kein Verbrechen. Dann hatten sie alle mit Gottes Willen gefehlt. Denn Gott

weckt aus Bösem das Gute, so daß es vor Seinen Augen nichts Böses mehr gibt.
Man ließ sie heraus am dritten Tag, geleitete sie ins Schloß, zum Saal der Geschäfte. Dort saß Papst Gregor, und ihm zur Seite saßen die Kardinäle und Erzpriester Roms und Kardinaldiakone. Er prüfte die Mienen der Büßer, die jämmerlich vor ihm erschienen, frierend und hungernd. Er kannte manches Gesicht; sein Blick fiel auf Gottschalk.
„Bist du am Rand deiner Kraft, oder sinnst schon auf neues Verderben, wenn du vom Banne befreit bist? – Antworte nicht!"
Er sprach zu den andern:
„Ich werde euch niemals mehr Antwort gestatten! Ich geb euch das Leben, ich nehme den Bannfluch zurück, doch ihr werdet nie wieder ein Amt ausüben können, nie wieder werden die Menschen von euch Befehle vernehmen, nie wieder könnt ihr den Dienst am Altar versehn. Nie wird mehr geduldet, daß ihr das Antlitz des Königs, der euer Herr war, noch seht!
„Doch will ich euch wieder den Altar erschließen, daß euch im Herzen der Born des Verlangens aufquillt, meines Reiches Jünger zu werden. Dann werdet ihr, still und zufrieden, nach einer Stunde des Dienstes gleich um die nächste besorgt sein. Um diese Gnade für euch will ich beten! – Nun kommt zu mir her!"

Vor der Gewalt seiner Worte und der Gewalt dieser Stunde knieten die Büßer. Er streckte die Hände über sie aus und sprach die Formel, die seinem Mund allein auf Erden zustand: er nahm den Bannfluch zurück und ließ sie zur Kirche zurück, ihrer Mutter – und sparte das „Nein" in sich für das Beispiel auf, das sie verführt, den Inbegriff ihres Strauchelns und ihrer Verderbtheit. Das sparte er auf, er vergab nicht das „Nein", es wurde ihm leicht, die Verführten zu lösen.
Er ging mit den Männern hinüber zur Kirche. Die Mönche des Klosters schlossen sich an und das Gefolge des Papstes und Gräfin Mathilde. Er teilte vom Altar das Abendmahl aus und nahm es mit Gottschalk und nahm es mit allen, die er gelöst.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Noch war des Königs Gefolge groß, als er nach Reggio ritt. Die Fürsten und Grafen der Lombardei verließen ihn nicht, stumm ritten sie mit ihm; trat er des Morgens aus seinem Quartier, so standen sie dort als lebendiger Vorwurf. Auch war, unantastbarer Mann, von beiden Parteien geachtet, Erzbischof Limar von Bremen gekommen, die Bischöfe auch von Vercelli und Osnabrück, die niemand beleidigen konnte und die um Jugend und Alter wußten und beider Torheit. Und Friedrich von Staufen blieb ihm zur Seite und Königin Bertha.

Unter den Tieren hauste der Tod, großer Mangel machte sich fühlbar, es waren nicht Decken genug, um die Ställe nachts zu verhängen. Bis in das innerste Mauerwerk fraß sich der Frost. Kein ältester Mensch sah je solchen Winter.

Der König sagte zu Friedrich von Staufen auf seinem Ritt nach Toscana hinein:

„Oft sind wie weggewischt zehn Jahre des Lebens, wie man die Krume Brotes vom Tisch wischt. Dann rührt

mich das Leben von damals sehnsüchtig an, so daß ich's greifen möchte, mich selber antasten, den jungen Körper, den reinen, wie er von keiner Tat noch beschmutzt war!"
Sie saßen auf einsamer Burg, vor den Toren der Stadt, dort hatte ein Ritter Quartier gegeben und Wärme und Nahrung, das letzte Quartier vor Canossa; es hatte die Stadt, wie vom Reich es gewohnt war, die Tore vorm König geschlossen.
Der lag ohne Schlaf auf dem Lager:
„Die Leerheit, schützt mich die Leerheit noch? – Mit solch einer Leere in sich – hat ein Mann da Macht über Menschen; fällt ihn, den Leeren, nicht jeder an, dem er Güte geschenkt hat, am andern Tag, hinterrücks? – Entsteht dieser Leere wegen die Wut, solch erbärmliches Schreien gegen den König, als ob es nicht anders ging, als gegen ihn anschrein und toben und wüten? – Darum, weil er leer ist und keine Güte besitzt und kein Herzensgefühl?"

Auch war der Königin Mutter in seinem Gefolge mit ihrem Sohn Amadeus; die hatten den Paß überquert bei günstigem Wetter, auf ausgetretener Bahn, und glaubten, sie könnten das Erbteil der Tochter und Schwestern noch größer gestalten. Sie hofften, er käme als König zurück von Canossa, daß sie ihn weiter aus-

pressen könnten. Sie machten sich ohne Verständigung auf, in dicke Pelze gehüllt, und trafen die Gräfin im Hof von Canossa, im obersten Hof, vorm Eingang zum Schloß, und sagten, daß sie als Unterhändler vor ihr erschienen.

Die Gräfin lud sie nicht ein, in die Wärme des Hauses zu treten.

„Was gibt es hier zu verhandeln? Dem Eidam wird angeraten, nach Augsburg zu gehn und sich dem Urteil zu stellen. Hier hilft keine List mehr!"

In allen Ecken des Hofs standen eiserne Kessel mit Feuern aus Harz und aus Öl, und beizender Rauch trieb an die Mauern. – Die Fürstin Turins rieb sich die Hände über dem Feuer:

„Seid klug! Laßt ihn verzichten auf jeden Anspruch, laßt euch beschenken, legt ihm Verträge vor, die er unterzeichnet, dann kann auch ein späterer König nicht davon ab, sei es, wer immer, sei es mein anderer Sohn, Herzog Rudolf. – Bin ich nicht geschaffen, um hier zu verhandeln? Ich gebe Gewähr durch die Töchter!"

Sie drängte:

„Wir können nicht hindern, daß Heinrich hierherkommt, daß er schon morgen vor diesen Mauern steht und um Einlaß fleht, daß er bettelt um Gnade und kriechend die Reue aus sich herausschreit! – Wirst du, Mathilde, ihn abweisen können, und wird der Heilige Vater ihn ab-

weisen dürfen als Christ . . und seid ihr gewiß, daß er am Tag seines Freispruchs nicht neu zu wüten beginnt? Dann steht ihr da, betrogen und leer, und seid betrogen vom Mitleid! – Bereitet die Urkunden vor, die Schenkung der Länder an unsere Kirche, die Schenkung der Länder an unsere Fürstenschaft, daß auch die Erben die Länder besitzen; zügelt die Wünsche nicht! Jetzt könnt ihr alles verlangen. Laßt ihn auch weiterhin König sein, doch euren König, der nur noch bewacht, was euer Besitztum!"

Die Fürstin drängte noch weiter. Der Sohn Amadeus stand lächelnd dabei.

„Gnade auf Zusicherung hin, auf Versprechen und auf Gelöbnisse hin? Gelöbnisse gar, den Menschen inwendig zu bessern? – Das wollt ihr verlangen und glaubt wohl daran? – Schafft euch den Besitz, dann wird der König durch Armut gebessert!"

Die Gräfin machte ein Ende:

„Er wird nicht empfangen; sagt ihm in Reggio, wie er's auch treibe, es sei vergebens!"

Da rief ihr die Fürstin noch nach:

„So hör denn die Botschaft, die er uns auftrug: er bittet dich zu sich nach Reggio. Abt Hugo von Cluny ist bei ihm, und viele Fürsten sind um ihn, da hat sein Wort vor so vielen Zeugen Gewicht. Komm zu ihm nach Reggio und nütze die Lage!"

Die Gräfin sagte nicht zu. Sie wollte mit dieser Fürstin nicht unterhandeln; da setzte sich schon ein fressender Rost an den eisernen Block dieser Schuld.

Man ließ Papst Gregor nicht ahnen, daß Hugo von Cluny beim König die Hälfte des Tages verbrachte und Gräfin Mathilde nach Reggio einlud .. daß sie diese Einladung annahm. Denn plötzlich befiel sie die Angst vor der Sünde, eine doch nicht zu zähmende Tat zu versäumen. Dunkel wuchs der Befehl, den König zu sehn – und sprach der Befehl: Gott will es!
So ritt sie am Abend, der einzigen Stunde, wo Gregor erschlaffte und, um die Zeit des Zwielichts, in Halbschlaf versank, von der Burg. Ritt nur von drei Rittern begleitet ins dorrende, starrende, staubige Tal.
Abt Hugo empfing sie und drückte die Lippen auf ihre Hand und küßte sie auf die Stirn, weil sie den ersten Schritt zur Versöhnung getan. Er nahm sie zum König. Stand still dabei, und konnte ein jeder sich stärken an seinem Anblick, darin war kein Haß, keine Vorbedacht, kein unter Listen versteckter Wunsch, darin war der Glaube.
War die Begegnung doch seltsam zwischen Mathilde und Heinrich, nachdem sie zum letztenmal miteinander als Kinder gespielt, im Garten der Goslarer Pfalz. Sie hätten wohl noch eines Sturzes gedacht und eines er-

bärmlichen Weinens, auch noch gewußt, wie ein Kleid aussah und wie das Gewissen geschlagen, nach einer Lüge, aber die Jugendgemeinschaft und die Erinnerung daran drang nicht auf die bleichen Gesichter. Es war ein stiller und blasser Empfang, als der König der Gräfin dankte, daß sie gekommen.

„Magst du doch glauben, daß die Gerüchte, die um mich gehn und durch die ich entstellt bin, mehr durch den Stachel des Neids als aus Eifer für göttliches Recht erweckt worden sind!"

Der Raum war heiß von übermäßig geschürten Kaminen. Mathilde streifte die Handschuh ab; mit Perlenringen und mit smaragdnen Ringen waren die Finger besteckt. Des Königs Hand zierte einzig der Ring, den Adalbert sterbend ihm gab, Erzbischof von Bremen, der einst das Reich mit ihm lenkte.

Mathilde suchte in seinem Gesicht nach Spuren der früheren Tage und schloß die Jugend für immer in sich ab:

„Es ist den Gesetzen der Kirche fremd, daß der Fall des Beklagten in Abwesenheit der Männer, die ihn anklagten, erörtert wird! Was stellst du dich nicht, Vetter Heinrich, in Augsburg, und findest dich dort nicht mit Zuversicht ein, wenn du deiner Unschuld vertraust? Bist du unschuldig, dann hast du den Spruch nicht zu fürchten!"

Der König dachte: was zieht sie sich priesterlich an, da atmet ein blühender Leib doch unter dem düstern Ge-

wand? Wie ist nun das Kind, das ich kannte, mit dem gewaltigen Namen verschmolzen, den sie besitzt.. um den, wie um mich, der Erde Gerüchte laufen! Was ist ihr Gesicht so hart und mühn sich die Lippen, gestrenge zu sein? Dient dieser Mund zu nichts als Befehlen? –
Er sprach:
„Die Fürsten lauern darauf, daß der Tag verstreicht, bis zu dem ich mich reinigen kann; sie haben auch darum nicht dem Heiligen Vater Geleit nach Verona geschickt. Sie haben den Heiligen Vater getäuscht so wie mich. – Ich will mich dem Spruch nicht entziehn des Beschützers der Unschuld, Mathilde. – Verschaff mir den Spruch!"
Abt Hugo von Clunys Blick traf die Gräfin, fiel voll und klar in die sinnenden Augen. Sie wehrte den Blick ab.
„Ich hab keine Meinung, kein Recht zu einem Bescheid!"
Da fragte der König sie heftig:
„Was bist du denn zu mir gekommen?"
Es war so heiß in dem Raum, die Luft war so stickig, daß auf die Stirnen Schweißperlen traten. Die Gräfin rang um den Sieg, den sie durch die Frage des Vetters schon beinah verloren. Sie war ohne Auftrag. Sie hatte die Bahn einer halben Verhandlung beschritten. Sie konnte den Sieg nur erringen durch Demütigung:
„Weil du mich dauerst, bin ich gekommen!"
Der König rief hastig:

„Was dauere ich dich, und du bist's, die mir das Leid schafft! Ihr Diener Gottes, ihr dient nicht!"
Es ging nicht um Sieg und um Fall. Abt Hugo scheuchte die Wünsche nach einer Entscheidung, nach dem, was jene Verderben nannten, die andern Entstehung. Er sprach zu der Gräfin:
„Wenn König Heinrich dich dauert, so sprich für ihn wahrhaft. Weiß ich doch sonst nicht, warum du gekommen, und weiß nicht, warum ich dich rief!"

Sie ritt mit dem Abt nach Canossa zurück, tief in der Nacht, es knirschte der frisch gefallene Schnee, um die Pferde war eine Wolke von Dampf. Zu feinen Kristallen gefror der Schaum, der aus den Mäulern troff bei den Kandaren.
Sie saßen zu Tisch. Vielhundert Wachslichter brannten im Saal, und tanzte ihr Schein an den balkigen Wänden, verschlang durch die Weichheit die Härte der Farben. Es roch nach Wein und roch nach dem schieren Dufte des Fleisches.
Mathilde, der Abt, die Kardinäle und Erzpriester Roms, der Hauptmann der Ritter und Anselm von Lucca warteten alle umsonst, daß Gregor erschiene.
Der sandte den Diener und ließ sich die Mahlzeit im Zimmer reichen, die karge, aus Milch und aus Früchten.

Da rührte die Gräfin die Speisen nicht an. – Spät trat sie bei Gregor ein, in tiefschwarzer Seide und mit der Fülle des Schmucks. Das Zimmer war arm. Der Heilige Vater saß über Schriften gebeugt. Sie konnte dem Blick nicht begegnen, der vorwurfsvoll ihre Gestalt traf, denn von der Seide und von der Fülle des Schmucks, den sie trug, kam eine Schwachheit. Papst Gregor wandte sich von ihr ab, sie wollte ihn wankend machen, er spürte es schmerzvoll.

Er legte die Hände über den Schriften zusammen:

„Wir müssen nach Rom zurück, es dulden die Handlungen keinen Verschub mehr, es leiden der Kirche Geschäfte zuviel schon um Heinrich!

„Er führt die Krone mit sich und das Zepter, er trägt noch die Kleidung, wie sie der König trägt, wenn er abends durch Reggio reitet, er hat noch den Schmuck, den sein Vater getragen. – Schickt er die Krone mir zu und das Zepter – dann wird ihm vergeben, dann löse ich ihn!

„Ist noch der Keim eines Wunsches in ihm, zu herrschen, und noch der Hauch einer Hoffnung, je wieder Gehorsam zu finden, wenn er befiehlt, ihm wird nicht vergeben."

Da klagte die Gräfin auf:

„Ist Rudolf denn besser? Dieser ist durch ein Meer von Leiden gegangen!"

Über des Papstes Stirn lag ein Schreck. Er hatte nicht jede Tat dieser Tage selbst überwacht. Es durchfuhr ihn:

„Du hast ihn aufgesucht! Er hat dich wankend gemacht!“
Es kam keine Antwort. Schwer war seine Trauer.
„Dich konnte er beugen, Mathilde, dein grades Herz! Welch Leid schaffst du mir, meine Tochter! Immer noch wächst die Gefahr aus ihm. Wir müßten zu Staub zerfallen, gäben wir nach, wo Gott die Tore so weit gemacht hat, daß wir Sein Reich schon erblickten. Er würde die Tore zuschlagen, gäben wir nach, daß wir zurücktaumeln müßten. Nie dacht ich dich schwach, jetzt bist du doch nur ein Weib und bist nicht gewachsen der Tat.“

Es drängten sich Sterne, als ob es zu viele seien, und glitzerten feindlich am Himmel mit bösem, wechselndem Glanz und Gewirr des Geleuchtes. Sie strahlten die Kälte aus und priesen die Kälte und funkelten aus der Qual ihrer Herrschaft.
Der Raum in der Burg dicht vor Reggio war warm, wo König Heinrich schlief mit Königin Bertha. Die war gebräunt von der Luft und dem rauhen Atem des Winters; die Mühen der Reisen hatten den Leib fester, gedrungener gemacht. Sie wachte über den Schlaf ihres Mannes, die Öllampe brannte, sie sah die verschlungnen Linien, die rings die Wände mit bunten Farben bedeckten. Die zeigten ein ruhiges Gesicht. Es wuchsen viele Gesichter daraus, begütigten sie.

Sie hatte das Rätsel all dessen gelöst, was um sie geschah: blieb dem Manne zur Seite und wartete still und bedachte kein Wort. Von der Mutter Irrheit und Rauheit war nichts zu erhoffen, vom Bruder nichts, nichts von der Schwester. Sie pflegte das Kind, harrte aus, sie blieb da.

Und unter demselben Geleucht und den drängenden Sternen mattete Gräfin Mathilde den Heiligen Vater zur Milde, beugte sich nah zu ihm hin, damit sie sein Flüstern vernähme:

„Wenn vor dem Tor dein Vetter erscheint, der salische Heinrich, so mag es geschehn, daß ich ihn empfange. Doch ist es nicht sicher zu sagen, nichts Sicheres meldet ein Zuruf, niemand trug es mir auf. Ich werde warten, ob wer es befiehlt, eine Stimme von oben!"

Mathilde hielt seine Hände.

„Wirst du denn darum flehn, daß dir der Befehl kommt?"

Er sagte zu ihr:

„Was bin ich denn anders als Werkzeug?"

Die Burg erwachte, und langsamer wurden die Schritte der Wachen, die über den Hof und über die Gänge und zwischen den Ringen der Mauern im bitteren Frost und tief verhüllt und mit klobigem Schuhwerk die Nacht durchstampften.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Den König weckte ein Ruf, die heimliche Botschaft Hugo von Clunys. Nun kam der Tag, nun kam die Stunde der Prüfung! Es wurde das ganze Gefolge geweckt, Erzbischof Limar und Friedrich von Staufen und alle, die noch mit ihm waren.

Die Stunde war vorher bedacht und nichts unterlassen, um sich dem Ruf gewappnet zu finden.

Die Königin sah auf die Füße des Königs; die waren mit wollenen Binden umwickelt, Sandalen aus Leder schuhten sie ein. Er trug ein farbloses Hemd, das bis auf die Erde herabfiel. Er trug keinen Schmuck, und der Kopf war bloß.

Sie saßen zu Pferd und ritten Canossa zu.

Als aber der Weg bis zum Schloß noch vier Steinwürfe weit war, wandten die Königin und ihre Mutter und die lombardischen Grafen, die jetzt noch nicht wichen, und Erzbischof Limar sich in die Richtung nach Reggio zurück. Bald hielten sie an, bezogen ein Zelt, das flüchtig den kahlen Acker bespannte. Die Sonne ging auf, ging auf ohne Kraft.

König Heinrich schritt über die Straße zum Schloß, die Türmer meldeten ihn, die Zinnen bevölkerten sich, auf den Mauern wurden Bewaffnete sichtbar.
Vorm untersten Tor stand über die Straße in doppelter Kette Absperrung der Ritter. Die wichen zurück. Die wollten die hohe Gestalt nicht berühren, doch als sie den Durchlaß befahl, da brachen die Ritter den Ring und ließen den König vorbei.
Das unterste Tor stand weit auf, er schritt in den ersten der Höfe, er wandte sich über die Treppen steil aufwärts. So klimmt ein Wild, das die Fährte verfolgt, bar allen andern Eindrucks, dem Ziel zu. Das Lärmen erstarb auf der Felsenburg. Er kam zu dem zweiten der Höfe. Dort blieb er stehn, ringsum von Mauern umgeben, vor sich ein dreifach gesichertes Tor, das letzte, das eiserne Riegel verschloß.
Hier stand er und zog die Sandalen aus und streifte die wollenen Binden ab, so daß die Füße das Felsgestein fühlten. – Jäh rief er aus:
„Öffnet mir!"
Das Auf und Ab des Schlosses, längst auf den Fahrweg geleitet, lief an dem Steig durch die Mauern vorbei und führte jenseits der Mauern zum obersten Hof. Der König war gänzlich allein. Er hörte die Hämmer auf Balken, sie schlugen den Nachmittag an.
Es brannten Feuer in eisernen Kesseln. Der König trat

nah an die Glut und stand unterm Vorsprung des Tors, so daß auch ihn niemand sah, daß auch denen oben des Hammerschlags Dauer wie Stunden abrann.
Um Mittag rief König Heinrich noch einmal. Die Stille verschlang seinen Ruf, und es kam kein Bescheid.

In den erstarrten Füßen begann es zu brennen. Er stellte sich auf die wollenen Binden. Es währte der Januartag schon so lang zu Ende des Monats, und nirgendwo ging ein Licht auf als Künder des Abends.
„Was stehe ich hier?"
Er sann zurück zu dem Ritt von Speyer nach Worms durch den Wald, wo sie den Pfad verloren, wo einst der Trotz ihm nach seinem Spotte gebrochen und wo die alten Gebote mit eisernen Augen die Häupter erhoben.
Quoll nun der Strom des Blutes hinein in die Kammer des Herzens, die bisher leer blieb, überschritt er so in der tiefsten Gefahr die Schwelle, die von der Jugend hinführt zum Mann?
„Was stehe ich hier?
„Es ist kein Jammer! Es ist ein Freudentag!
„Ich rette durch meine Füße, die nackt sind, und durch das wollene Hemd, das ich trage, und durch meinen Stolz, hier zu stehn, das Heilige Reich. Ihr .. öffnet die Tore noch lang nicht!"

Nun hörten die Glocken auch auf, die Gesänge der Mönche verschollen; die Stille erstürmte den Fels und alle Gebäude, die Burg und die Kirche, die Türme, das Kloster, die Zinnen.

„Ich löse mich selbst, groß und heilig vor mir. Gott löst mich, braucht nicht das menschliche Wort.

„Lang kann ich ausharren! Wie lang erträgt es die Welt, daß ich so ausharren muß?"

Er rief mit der Kraft seiner Stimme:

„Öffnet dem König des Reiches! Öffnet das Tor!"

Der erste Hauch der Dämmerung fiel übers Vorgebirg, fiel über die Hügel, die weiß und wellig in Abgründe stürzten.

Es kam keine Antwort.

Er schlang sich die Binden um die erstarrten Zehen, er zog die Sandalen an. Er ging aus dem zweiten Hof hinunter zum ersten, er ging durch die Kette der Ritter hinaus auf die Straße und kam zu dem Zelt und zur Königin Bertha. Er nahm keine Speise, krank war er von Frost. Sie halfen ihm sachte aufs Pferd und ritten zur Stadt.

Vor Gregors innerem Blick stand Candidus' feistes Gesicht, stand immer vor ihm, das schielende Auge, der breite Mund, das geringelte Haar; er kam nicht zur Ruh vor dem Freund seiner Jugend, der die Notwendig-

keit irdischer Dinge in Sünden des Geistes verkehrte und der mit plumper Hand Staub über Glänzendes warf. – Schob Gregor die Hände zusammen im halben Dunkel des Raumes, stand dies Gesicht vor ihm und senkte sich in die Gebete.

Als aber der König die Burg verlassen, wich das Gesicht und quälte nicht mehr. Die Schwere des lastenden Tages verlor sich, die Schwere wich einem Schweben, alles schwebte um Gregor; selbst schien er durch weiteste Weiten zu fliegen, aufwärts aus aller Erdenbeschwer.

Flog den Beschützern zu, die reckten die Arme nach ihm und luden ihn ein in ihre Gefilde. Leuchtender wurde der Glanz, in den er hineinflog, strahlender, blendender; Jubelchöre erklangen.

Aber der Menschen Gesichter versteinten sich um ihn, und aus den Blicken sprach Feindschaft; sie klagten ihn an, daß ihnen die Schau auf das schimmernde Ziel nun wieder verwehrt sei durch nagendes Menschenleid, daß sie dies Königsleid härter angriffe noch als das Leiden jener dort oben, jener, die längst schon erlöst.

Die Blicke klagten ihn an, weil vor dem Leid dieses Königs, sei er verschlagen auch, meineidig und treulos, ihr Traum nach Gottes Herrschaft versänke; der Papst solle sorgen, daß vor Errichtung des Reiches nie einen Mann noch einmal die Sünde so anwandeln könne wie König Heinrich, so schwer und so völlig von innen.

Die Kardinäle und Erzpriester Roms bedrängten den Papst, sie blieben nicht stumm, sie führten alte Beispiele an, wie immer die Gnade den Sünder bekehrt und niemals die Härte.
Sie nahmen auch heimlich Verhandlungen auf mit Erzbischof Limar und setzten tastend den Wortlaut fest des Vertrags und vielgestaltiger Sicherheit für eine Versöhnung in Zukunft. Sie schnitten die Füße des Thrones ab, klein stand er, ein Trümmerstück nur, auf der Erde, und schufen des Papstes Sessel groß und gewaltig, verziert mit strahlendem Schmuck.
Papst Gregor ließ keinen mehr vor sich, er sah keinen klagenden Blick mehr, er übersah das geschäftige Treiben.
Drang schon ein fremder Ton aus dem Kloster, aus den Gebeten der Mönche, als ob sie in die Gebete den Namen des Königs einflöchten? – Sie waren so schwach, die Gefährten!
„Der König bereut mit den Lippen, er büßt mit den Sohlen der Füße, sein Herz, seine Seele büßt nicht. Er ist nicht bekehrt, die Ausgeburt aller Falschheit treibt ihn herauf, vor das Schloß. – Ich werde nicht unwert meiner Beschützer, die auf mich hoffen, und heilige nicht die Verstellung!"

Gebeine der Märtyrer lagen im Saale der Burg, gebettet in Seide, gehüllt in Brokat und mit Juwelen verziert. Abt Hugo stand mit der Gräfin vor ihnen, am Mittag des andern Tags. Sie beugten sich vor den spärlichen Resten von Tüchern und vor den Gerippen.

Die sollten noch einmal zeugen, wie sie für den Glauben mit ihrem Tod auf den Scheiterhaufen gezeugt und unter den Hieben der Schergen und unter dem Steinwurf des Pöbels, die sollten noch einmal Leben ausströmen, wenn König Heinrich die Hand auf sie legte .. daß seine Worte dann gültiger wären als noch ein Eidschwur.

Abt Hugo bat vor den Knochen und spärlichen Resten der Tücher den himmlischen Herrscher, es möge zu solchen Beteurungen kommen .. und wie sie noch flehten, da hörten sie draußen den Ruf, den Ruf des büßenden Königs:

„Öffnet das Tor!"

Abt Hugo, vor keiner Gewalt je erblaßt, jetzt rief er erblassend:

„Geh zu ihm, Gräfin! Er soll nicht mehr rufen! Dies Rufen rettet ihn nicht, und niemand erträgt es! Das ist die Unseligkeit!"

Die Gräfin strich mit den Händen über die Steine, die die Gerippe der Heiligen zierten.

„Ich sah ihn vom Kloster aus, wie er vorm Tor stand, grau im Gesicht. Obwohl der Kessel in Glut war, sah

man den Atem und sah die Haare des Bartes gefroren. Sein Auge war trüb. – Ich kann nicht zu ihm gehn!"
Abt Hugo sagte:
„Wenn doch die Stunden und Tage schneller abrännen! – Wir wollen indessen alles bereiten."

Wär nur ein wenig Farbe in dieser Landschaft gewesen, grau war sie und weiß – dem Auge bot sich kein Halt. Grau war der Fels, und der Himmel war grau, und ohne zu ruhen, herrschte des Ostwinds pfeifender Ton, unbekümmert und grausam.
Lärchen wuchsen am Fuße des Schlosses, und von dem nackten Gezweig fielen Vögel verhungert zu Boden. Die Hunde heulten, sie bläfften hell und durchdringend.
Sah ihn sein Vater, der Kaiser, sah ihn der Großvater Konrad – oder wurde solch Anblick gnädig ihnen verwehrt? Die hätten die Hand wohl erhoben und ihn gezüchtigt, hätten sie so ihn gesehn! – Kaiser Heinrich hätte den Sohn nicht gezüchtigt, doch ihn getötet, er hätte den auch getötet, der ihn hier warten ließ, der das Werk verriet, das so herrlich begonnen, das Reich verriet und die Kirche!
Nutzlos sind solche Gedanken, erhellen die Dinge nicht! – Einer fehlt nur gering, und die Fülle der Strafe trifft ihn, ein andrer verschwendet die Lust und erregt nirgend Arg.

In König Heinrich wuchs schwindelnde Hoffnung.
„Wenn sich das Tor auftut und ich gereinigt bin, dann soll die Fahne der Reinheit bald wieder von Blut bespritzt sein, dann soll sie zur Rache vorauswehn, und das Gericht der furchtbarsten Strafen wird aufstehn, damit die Welt wieder atmen kann. Denn wie das Blut vom Herzen in Stößen wegfließt und wieder zurückkehrt, so soll das Wirken der Herrscher sein, nicht aber das Herzblut nur wegströmen lassen, nicht nur den Pulsschlag vermindern!
„Bin ich ein Christ, oder sind noch in mir die Wünsche und Süchte uralter Zeiten, in denen ein Wind Gott war, ein Blitz und der Donner, Morgenröte und Meer? Jeder Fluß ein Gott und ihm Altäre errichtet, beschickt mit dem einzigen Opfer, das ihn versöhnen kann, mit Leibern lebender Menschen?
„Bin ich ein Christ?
„Heiliges Reich! – Will Christus es unter sein Zepter nehmen und es den andern Ländern angleichen, den einzigen Stolz aufheben, durch den es gewachsen, das uralte Erbtum, den heißen Wunsch, daß dort ein Kaiser lebt, ein Kaiser, selber ein Gott, der sich dem andern neigt, in Brüderlichkeit?
„Ich steh vor dem hageren Zwerg, ich, Riese, gewaltigen Leibes, und warte auf ihn! Wird sich die Schmach je aufheben lassen? Soll ich nicht umkehren? Soll ich das

Wort doch sprechen, das unter das Heer fährt, das es aus seiner Gefangenschaft läßt, in die ich selbst es verbannte? Wir werden nicht schlafen, wir werden nicht essen, wir werden reiten und reiten, bis wir der Welt gezeigt, daß wir die Herren sind: unsere Schwerter, unsere Pferde und unser Gold!"
König Heinrich trat näher ans Feuer. Es war eine Stille in allen Höfen, daß von der Stille ein Grauen aufstieg.
Es fuhr eine Stimme ihn an, von innen heraus:
„Mit deinen Brünsten und deinem Hunger, und wie du die Herzen der Menschen verwundest, und wie du die Seelen verstümmelst, und wie du auf Mord sinnst, und wie du die Lüge großmachst, und wie du an Seide denkst und Brokat und Juwelen und Pelze – wie willst du einhalten können, daß sich nicht alles zerfleischt um des Besitzes willen und um der Brunst? Noch stehst du an einem Feuer! Noch kann dich der Frost anpacken und alles Leben in dir ertöten! – Es wird ein himmlischer Blick zu dir dringen, so laß dich nieder, strecke die Arme aus, falte die Hände!"
Die Stimme hielt ein. Dem König schwanden die Sinne.
Ein Ritter sah, wie er stürzte, doch hob er sich auf. Die erste Dämmerung kam, die Zeit, die Burg zu verlassen.

Den Mönchen und Bischöfen war das strengste Fasten befohlen, bei Wasser und Brot, daß sie die Entscheidung mit klarem Geiste mittrügen.
Papst Gregor, ganz ohne Nahrung und kaum daß ihn Wasser erquickte, brauchte den Weg zu den Helfern im Himmel nicht mehr durch lange Gebete zu suchen. Sie waren da, zu jeder Stunde des Tages. Sie schwankten leise, wenn er sie ansah, als ob sie doch nur ein Traumbild wären aus leichtgezauberter Luft. Doch waren sie wirklich und freuten sich ihres Knechtes und Dieners. Nur schwiegen sie immer noch, als er zum drittenmal fragte, ob sie bereit zur Verzeihung seien, ob er das Tor aufmachen solle, um den in Sünden Verstrickten zu sich zu lassen, ob sie beföhlen, ihn aufzuheben, die dunkle Wolke von ihm zu streifen, die über ihm hing, den Bannstrahl aus seinem Herzen zu ziehn, der tief darin festsaß?
Sie gaben ihm lang keine Antwort.
Papst Gregor flehte sie an mit schluchzender Stimme, den Zwiespalt in seiner Seele zu mindern. Er goß vor ihnen sein Leben aus, er sprach von den Taten, die er von Kind an begangen, ließ sich versichern, daß sie es gewesen, die ihn auf all seinen Wegen geführt: die aus der Stille der Klöster hinweg ihn ins hell-grelle Taglicht gerissen, die ihm den Klang ihrer Stimme verliehn, so daß er die Menschen bändigen konnte, die ihm das Feuer

der Seele im Blick seiner Augen entzündet, vor dem der Gegner versank.

Die himmlischen Richter maßen sein Leid und achteten es.

Papst Gregor rief:

„Antwort! So gebt mir die Antwort! Ich habe geforscht in den Jahrhunderten. Kaum wurde ein König gefunden, der wert war, vor Euch zu erscheinen, doch unter denen meines Gewandes waren viele es wert. Mich klagt die Menschheit an und zeiht mich der Sünde, weil ich ein Beispiel gab des Verzichtes auf Brunst und weil ich Euch rufe zu meinen Gesprächen, die in der dumpfen Lust die Menschheit niemals begreift. – Wollt Ihr, daß dieser König vor Euch noch besteht, so sagt mir ein Wort! – Der Fluch ist er unter den Menschen, die Schranke, die zwischen Euch gesetzt ist und sie – lebt er, so wird Euer Glanz sich vermindern.“

Der heilige Petrus war's, den er anrief, der heilige Paulus, die Jünger und Märtyrer alle. Doch in der Mitte der beiden Apostel – da saß, das Herz schwer voll Gnade, Erbarmen und Liebe, die Jungfrau Maria.

Am Abend des zweiten Tages sprach sie zu Gregor das Wort:

„Öffne!“

Der Papst lag, kaum daß er lebte, ausgestreckt vor Erschöpfung, in seinem Gemach. So fand ihn Mathilde.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Als Gregors kraftloser Leib von den Fasten bis zur Erschöpfung gelitten, nahm er am dritten Tag an den Verhandlungen teil, empfing die Gesandten des Königs, von seinen Beratern beschirmt. Da sah er mit staunendem Zorn, wie alles schon fertig bereit war, Vertrag und auch des Gelöbnisses Wortlaut. Doch war er nicht gänzlich ermattet. Da ohne ihn alles geschehn, so warf er das schwerste Hemmnis in die Verhandlung, verlangte den Eid auf dieses Gelöbnis, den Eid vom König, der draußen vorm Tor stand, nun schon den dritten Tag .. und nicht mehr rief; wo schon Canossa wie eine Gruft war.

Die dies Verlangen vernahmen, senkten die Stirnen. Nie hatte seit Anbeginn der christlichen Zeiten ein König vorm Papste geschworen. War denn ein Eid auch Gewähr, wo so viel Eide gebrochen? – Die Gräfin Mathilde ging heimlich zum König, damit nicht zuletzt das Werk dieser furchtbaren Tage versänke. Sie stand am Feuer bei ihm. Sie zögerte noch mit der Frage.

In weiter Ferne, dort an der Krümmung des Weges, wo er von Reggio kommt und die furchtbare Sicht auf das Schloß freiläßt, kamen Scharen von Bauern heran, wie nicht die Tage vorher.

Mathilde wies auf die Bauern, daß ja der morgige Tag schon lange verzeichnet gestanden, seit hundert Jahren und mehr, daß immer davon schon die Kunde gegangen unter dem Volk, von dieser Versöhnung des Königs und Papstes, von dieser Verschmelzung der christlichen Herren. – „Morgen bist du erlöst, es kommt der Tag, an dem der Heilige Vater dich sehn wird und du den Heiligen Vater."

Wärmer war es geworden an diesem von Wolken verhängten Tag. Ein Südwind kam auf. Die Nachricht zog dennoch dem König fröstelnd ins Herz. Es kam die Erlösung wie eine große Enttäuschung, und das erreichte Ziel lag am Boden wie ein zerbrochenes Schwert.

Der König sah auf die Bauern hinunter.

„Ist es denn wirklich Versöhnung, und habt ihr da droben die Formeln gefunden, mein Werk in Formeln gebracht, das aufgezeichnet, was doch nicht greifbar, die förmliche Wahrheit gefunden? – Ihr Schreiber und ihr Verhändler, ihr faßt doch das Äußere nur!"

Die Gräfin beugte sich zu ihm:

„Nun siehst du das Nächste nicht, spürst nicht die Freude!
– Denkst du daran, den Eid zu verbrämen mit anderen Worten, als wir gefunden?“
Die Gräfin flehte ihn an:
„Der Heilige Vater will, daß du schwörst, daß du das Gelöbnis beschwörst, das du ablegen sollst!“
Man hörte die Bauern schon nahn. So zieht man zum Fest, wie sie kamen. Hart sagte der König:
„So ruf ich die Freunde vom Schloß, Erzbischof Limar und Hugo von Cluny! So will ich weiter, den morgigen Tag noch, vorm Tor ausharren. Tut ihr mir dann auf, so will ich den Hof nicht betreten, solange der Heilige Vater den Schwur vom König verlangt.“
Der Abend fiel ein, die Gräfin kehrte zurück und überbrachte die Weigerung Heinrichs, und eh noch Papst Gregor das Schwert dieser Weigerung mit seinem Schwert der Ablehnung abwehren konnte, stand Erzbischof Limar auf und bat darum, im Namen des Königs auf die Gebeine der Märtyrer schwören zu dürfen, und Hugo von Cluny rief aus, er verbürge die Worte des Königs vor Gottes allsehenden Augen.
Da sagte der Papst:
„Gott wollte es anders, doch wird Er die Schwachheit verzeihn mir armseligem Mann. Er wollte die Klarheit, klar ist nur Er, und unsere Augen sind trüb!“
Mathilde erreichte den König, bevor er zum Zelt kam

und zu den Getreuen. Sie brachte ihm den Verzicht auf den Eid.

„Ich frage noch eins: Hast du Verlangen nicht nach noch schwererer Buße? Ich sehe, diese war leicht! Willst du den Beichtvater haben, bevor du den Papst siehst, willst du den Körper reinigen lassen, der nicht genug litt, noch weiter trotzt?“

Der König sagte:

„Solch eine Buße ist niemand gefällig. Es starb mein Vater unter den Geißeln der Mönche, und meine Mutter verlosch daran. Dies soll mir bleiben: auch auf mein Blut zu hören. Gott spricht zu mir durch mein Blut. Ich will Seine Stimme nicht missen.“

So kam denn der Morgen des vierten Tages!

Im Haupthof des Schlosses, der als der Schauplatz bestimmt worden war, denn der Saal von Canossa faßte die Menschen nicht, stand das Gefolge des Königs längs an den niedrigen Mauern des Klosters, auch Königin Bertha; die hatte das Kind in den Armen. Den Platz vor der Kirche füllten die Ritter, die Mönche und Bauern. Vor dem Eingang zum Schloß bei der Tränke der Pferde stand, von den Priestern umgeben, der Papst.

Er hob seine Augen nicht auf, als einziger nicht, als die Hämmer die singenden Balken zu großem Geläute er-

weckten und als die Riegel des Tores aufsprangen und in den Hof König Heinrich trat. Der König ging langsam und schwer, wie durch Sand; das war der weiteste Weg und der schlimmste Weg .. bis zum Papst, vor all diesen Augen; dies war ein Zerren mit der Gewalt seines Stolzes. Es flammte in ihm, es rötete sich sein graues Gesicht. Doch überwand er auch dies und kniete sich hin vor dem kraftlosen Körper und nahm das Pallium an die Lippen, wo es am Boden lag. Im Knieen noch reichte der König dem Papst bis zur Schulter. Nur wuchs auf dem Haupt des Papstes die goldene Tiara, mächtig und hoch.

Wann kam die Erlaubnis, sich zu erheben? Der König blieb knieen und gab sich nicht selbst den Befehl .. gedachte begangener Taten und einer Sühne für sie. Es sah Papst Gregor wohl über ihn weg und war nicht froh seines Werkes. Am Boden blieb König Heinrich.

Zaghafteste Sonne fraß fröstelnd den Schnee. Der Bischöfe einer verlas das Gelöbnis für König Heinrich. Der hörte, wie jener die Stimme erhob und wie die Stimme für ihn, der hier lag, die Herrschaft des Reiches freiwillig preisgab und auch das Besitztum des Königs, wie sie dem König den Namen noch ließ, damit er ihn trüge bis Augsburg. Hörte, wie dieser stockende Ruf den Fürsten Verzeihung erteilte und auch den gehaßtesten Feinden,

den Sachsen, Ehrung antat; wie dieser Ton dem Papst Gehorsam antrug und endlich, wie sich die Stimme erhob, es würde die Lösung vom Banne für nichtig erklärt, wenn er den Eidschwur verließe, ein einziges Mal nur, wie dann die Fürsten rechtmäßig befugt seien zur Wahl eines anderen Königs. – Der Bischof beschwor das Gelöbnis.

Der König klagte nicht auf. Er sah sein Leben vor sich, noch war es lang nicht erfüllt. Sah, wie er ritt durch die Gaue des Reiches; sah Lagerfeuer und Säle der Pfalzen, sah Schlachten und blutende Krieger und sah den Frieden ob aller Landschaft, Erschöpfungsfrieden, wo noch die Bäume, das Gras ihm dankten, daß Friede sei; wo aus zertrümmerten Häusern und Hütten die Menschen grau krochen, das erstemal das Gesicht mit Schimmer von Freude bedeckt, sah einen Dombau solch herrlicher Hoheit, daß jeder vor ihm verstummte. – Noch tausend Wirren barg seine Brust, er fühlte sie schmerzhaft voraus. Er betete stumm: Gott, laß mir das Reich, Gott, laß den Menschen die Freude!

Des Bischofs tonlose Stimme löste ein Klang ab, der war wie die Erde gewaltig, wie Winter und Sommer, wie Regen und Dürre, im Streit miteinander und dennoch verbunden. Der König hörte mit Freuden den Klang. Abt Hugo war's, der zwischen ihn und den Papst trat und, da der Schwur als Mönch ihm nicht zustand,

vor Gottes allsehender Macht die Worte ausrief: der König werde gehorchen, den Sinn des Vertrages erfüllen.
An Adalbert dachte der König, Erzbischof von Bremen, den Freund seiner Jugend, der einst ihm den Himmel der Träume geöffnet und eines Kaisertums weltweiten Glanzes .. als Erzbischof Limar und von den Lombarden zwei Ritter vor den Gebeinen der Märtyrer knieten, die, aus der Truhe gelöst, vor den Füßen des Papstes stumme Zeugenschaft boten. Sie lagen auf purpurnem Samt. Erzbischof Limar hielt seine Hände auf sie und schwur, der König würde den Pakt durch keine Gewalttat zerreißen.
Ein schweres Rauschen entstand rings im Hof, von Stoffen, die knickten, ein Ächzen der Bauern wurde vernehmbar und Ton dumpfen Fallens. Der Papst hielt die Hände über den König. Nur für die nächsten vernehmbar und nur für den, den es traf, sprach der Papst:
„Ich spreche dich los, ich hole den Bannstrahl, den Gott ausgesandt hat, zu mir zurück. Ich nehme dich wieder zurück in den Schoß unsrer Kirche!"
Die Menge beugte sich vor, sie hörte die Worte:
„Ich halte das Hochamt, ich will das Abendmahl mit dir nehmen. So folge mir nach, König Heinrich!"

Die Kardinäle knieten und Erzpriester Roms am Altar des Kirchleins, erdrückten den Raum durch das Gold der Gewandung. Die armen Mauern erstarben vor Glanz und vor Prunk. Papst Gregor hielt Christi Leib hoch und zeigte ihn allen, die zu dieser Feier gekommen. Wie ein verklingender Ton ward seine Bewegung, schwermütig, versunken.

Als aber das Opfer vorüber, kehrte sein Geist sich nochmals gegen die Schnödigkeit irdischer Schwäche. – Er wandte sich voll an den König:

„Damit es nicht heißt, ich verließe mich mehr auf menschliches Zeugnis als auf das göttliche, will ich dafür Beweise erbringen. Das menschliche Zeugnis spricht irrend davon, ich hätte mein Amt durch Bestechung gewonnen, dadurch, daß ich's kaufte – und hätte mein Leben durch Morde befleckt. Das menschliche Zeugnis spricht irrend davon, ich hätte dieselben Gebote, die ich erlassen, selber gebrochen und hätte mit meiner treuesten Tochter in Sünde gelebt. Ich habe die heilige Hostie hier und werde sie essen. Sind nun die Gerüchte wahr, so flehe ich Gott an, daß er das Leben mir raube, wenn ich die Hostie genommen; doch sind die Gerüchte erlogen, so werde ich leben und frei sein von jedem Verdacht!"

Er kniete sich hin, rief nicht zu den Heiligen, er rief Gott Vater selbst an:

„Gott, Du gerechtester Richter und Retter der Unschuld,

– strafe mich, wenn Du willst, und sprich mich frei, wenn Du willst!"
Er aß einen Teil der heiligen Hostie und blieb auf den Knieen.
Der Jubel aber der Menschen erhob ihn, ein Jubel, der langsam begann und schwoll, als er stand, als er lebte . . und als die Gräfin Mathilde aus bänglichem Herzen ausrief: „Gelobt sei der Herr Jesus Christus!"
Da waltete weiter in Gregor die Wucht seines göttlichen Auftrags; er sprach zu dem König:
„Tu jetzt, mein Sohn, dasselbe wie ich. Das menschliche Zeugnis kommt Tag für Tag mit der Anklage schwerer Verbrechen zu mir, die du, König Heinrich, begangen. Du weißt, wie trügerisch Urteile sind, die von Menschen gefällt, und daß vor Gericht durch Künste der Redner leicht Unrecht in Recht sich verwandelt und daß die Wahrheit schwer nur sich durchringt, da die Beredsamkeit Erbkunst des Teufels ist. Weißt du dich aller Anklagen frei, so nimm den noch übrigen Teil dieser Hostie und iß ihn, wie ich den andern gegessen, damit deine Unschuld vor Gott offenbar wird und du der Beredsamkeit nicht mehr bedarfst und jeder Lästermund stillschweigen muß, der gegen dich Unrechtes aussagen will!"
Er reichte dem König die Hostie hin.
Der König erhob sich.
Er nahm die Hostie nicht an.

Da faßte die Männer um ihn ein Schrecken, die schon Versöhnung gefühlt. Verdunkelt wurde das Fest durch das Gedenken .. wie er die Freunde ermordet, wie er die eigene Gattin verstoßen, wie er in Leichtsinn und Lust dem Kaisertum Abbruch getan. So war es die Wahrheit und kein Gerücht mehr! – Da aber traf sie die Antwort des Königs, wie er zum Papst sprach:
„Ich bedarf nicht des Zeichens, das Du verlangst. Gott hört meine Worte auch ohne Eid! Er weiß, daß ich fehlte, daß ich seine Gaben frevelnd benutzte. Ich habe gefehlt. Ich scheue mich nicht, vor Menschengericht den Gerüchten entgegenzutreten. Denn eines Verbrechens, Heiliger Vater, hab ich mich niemals schuldig gemacht, wenn auch des Menschen Drang zu Besitztum und zu den Freuden der Zeugung in deinen Augen Verbrechen bedeutet. Gott gab mir die Prüfung, Er gab mir die Leiden. Ich werde Ihm danken, daß Er's getan!"
Des Reiches Glanz lag um ihn. Verwandelt stand er, zum Manne erwacht, dem Gott rührt die Faust, zur Größe erwacht. Wer nun ihn ansah, der fühlte mit ihm, daß eine Welt voller Rausch, eine Welt voll von Lust sich verschmolz mit des Menschensohns Einfalt. Sie sahen den Papst und den Kaiser. Die recken die Faust sich entgegen, daraus fällt die Saat für kommende Wirren. Die Wirren durchströmen das Erdreich und machen es fruchtbar. Groß ist die Güte des Herrn, diese Wirren zu schenken!

Es dämmte niemand die Tränen. Da füllte auch bitteres Salz die Augen des Königs, und auch die Augen des Papstes feuchteten sich. Sie fielen sich eng in die Arme und weinten lange zusammen.

Es wurden die Tränen geweint, die seit Erschaffung der Welt die Menschen vergeblich geweint.. und die sie noch weinen werden in aller Zukunft. Sie weinten die Tränen, die jeder einmal geweint, wenn sein gläubigstes Sehnen, sein heißester Wunsch, seine innigste Arbeit sich halb nur erfüllt, da er ein Mensch ist; Verzweiflungs-tränen und dennoch Tränen der Freude über sein Werk.



Druck der Spamer A.-G.
in Leipzig





OTTO
NEBELTHAU

Der Ritt
nach
Canossa